UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01641204 1
UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.

Dritter Theil.

Aus dem Tagebuche

eines

alten Schauspielers.

Von

Eduard Genast.

6327
27/10/04

Dritter Theil.

Aus der Bibliothek von
Joseph Kürschner.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

[illegible]

Inhalt des dritten Theils.

Erstes Kapitel.

Meine Thätigkeit von 1829—1833. — Gastspiel von Emil und Doris Devrient. — Reise nach Karlsbad. . . . S. 1—20

Zweites Kapitel.

Raupach. . . . . S. 21—51

Drittes Kapitel.

Laroche verläßt Weimar. — Oels' Tod. — „Der Verräther in den Alpen." — „Der Templer und die Jüdin." — Reise nach Dessau und Hamburg. . . . . S. 52—63

Viertes Kapitel.

Tenorist Knaust. — Harzreise. — Sophie Schröder in Leipzig. — Ringelhardt. — Die leipziger Oper. — Lortzing's Gastspiel in Weimar. — Livia Gerhardt. — Mein und meiner Frau Gastspiel in Leipzig. . . . . S. 64—78

Fünftes Kapitel.

Der „Maskenball" von Auber. — Der Violinist G. — Jost's Gastspiel. — Tanzdivertissement. — Bad Kösen und sein Wachsthum. . . . . S. 79—93

Sechstes Kapitel.

Immermann. — Das Jubiläum Graff's. . . . S. 94—102

Siebentes Kapitel.

Reise nach Stuttgart. — Die Wahnsinnige im Juliusspital. — Schillerfest in Stuttgart. . . . . S. 103—131

Achtes Kapitel.

Karl Gutzkow. — Agnes Schebest. — Alexander Dreyschock. — Karoline Unger. — Sophie Löwe. . . . . S. 132—140

Neuntes Kapitel.

Wilhelmine Schröder-Devrient. . . . . S. 141—187

Zehntes Kapitel.

Reise nach der Schweiz. . . . . S. 188—262

Elftes Kapitel.

Johann Gottfried Röhr. . . . . S. 263—268

Zwölftes Kapitel.

Administration des Theaters. — Gastspiel in Leipzig und Berlin. — Jenny Lind. . . . . S. 269—281

Dreizehntes Kapitel.

Nürnberg. — München. — Wien. . . . . S. 282—314

Erstes Kapitel.

Meine Thätigkeit von 1829—1833. — Gastspiel von Emil und Doris Devrient. — Reise nach Karlsbad.

Am Schlusse des zweiten Bandes meines Tagebuchs habe ich manche meiner Rollen und deren Studium erwähnt; ich empfing in Folge dessen die Anregung, einen ausgedehntern Ueberblick über mein künstlerisches Wirken zu geben. Ich will denselben vorläufig auf ein Verzeichniß meines Repertoires beschränken und glaube ein solches schon seiner Originalität halber hier folgen lassen zu dürfen. Findet der Leser darin die seltsamsten Gegensätze vereinigt und in der Oper zum Beispiel die Partie des Sarastro neben der des Masaniello verzeichnet, sodaß er wohl denken möchte: Das heißt mit einem Fuße im Keller, mit dem andern auf der obersten Bodentreppe stehen, so darf das nicht verwundern. Viele Umstände wirkten zusammen, um derartige Experimente, wie

die Punktation des Masaniello für meine Stimme, möglich und entschuldbar zu machen. Vorerst muß ich dabei der außerordentlichen musikalischen Geschicklichkeit gedenken, mit der Hummel die Tenorpartien für mich sangbar machte; außerdem mußte ich mir sagen, daß, da wir nach dem Tode unseres trefflichen Tenoristen Moltke lange vergeblich nach einem Ersatz für denselben suchten, viele große Opern unserm Repertoire fern geblieben wären. So versuchte ich mich denn in Aufgaben, bei denen ich durch die wärmste Hingabe und durch rastloses Studium des gesammten Kunstgebildes gut zu machen suchte, was ich etwa am musikalischen Effect durch die veränderte Stimmlage sündigte. Es war nicht meine Sache, nach Universalität zu streben, aber Kapellmeister und Regisseur (Hummel und Laroche) beuteten mein Talent nach allen Richtungen hin aus, und ich gab mich mit gleichem Eifer dem Studium jeder künstlerischen Aufgabe hin. Mein Repertoire umfaßte in den Jahren 1829—33 folgende Rollen:

In der Oper:

Barbier von Sevilla	Figaro
Belagerung von Korinth	Soliman
Euryanthe	Lysiart
Fra Diavolo	Fra Diavolo
Hochzeit des Figaro	Graf
Iphigenia auf Tauris	Orest

Iphigenia auf Aulis	Agamemnon
Armida	Rinaldo
Jessonda	Triſtan
Lodoiska	Durlinsky
Medea (von Cherubini)	Kreon
Macbeth (von Chelard)	Macbeth
Unterbrochenes Opferfeſt	Maſſeru
Othello	Othello
Don Juan	Don Juan
Robert der Teufel	Bertram
Stumme von Portici	Maſaniello
Veſtalin	Licinius
Vampyr	Lord Ruthwen
Verräther in den Alpen	Gregor
Waſſerträger	Micheli
Wilhelm Tell	Tell
Cosi fan tutti	Guglielmi
Zauberflöte	Saraſtro
Zampa	Zampa
Freiſchütz	Kaspar
Fidelio	Pizarro
Cortez	Telasco

In meinem Schauſpielrepertoire begegneten ſich ebenfalls die Extreme:

Wallenſtein	Wallenſtein
Zeitgeiſt	Junker von Alp
Götz von Berlichingen	Götz
Die feindlichen Brüder	Zacharias Styx

u. ſ. w. Auch in der wiener Zauberpoſſe mußte ich zuweilen mitwirken, und es war eben nicht leicht, noch auch erfreulich, heute den König Philipp im „Carlos“ und

morgen den Schuster im „Lumpacivagabundus" zu spielen. Wie die Sachen damals standen — und sie sind seitdem wenig besser geworden — mußte der deutsche Schauspieler seine Individualität gänzlich verleugnen und Alles spielen, mochte er dann selber zusehen, daß die Vielseitigkeit nicht zur Taschenspielerei wurde.

Zu meinen liebsten Rollen zählte ich: Götz, Oranien, Antonio im „Tasso", Wilhelm Tell, Wallenstein, Dunois, Stadtmusikus Miller, Nathan, Paul Werner, Odoardo Galotti, Oberförster, Kriegsrath Dallner. In den Shakspeare'schen Stücken war mir jede Rolle lieb und werth, und ich spielte zu verschiedenen Zeiten mit gleicher Hingebung: Paris, Tybalt, Mercutio, Lorenzo oder Capulet. Ich darf mir wohl überhaupt das Verdienst zuschreiben, jede Rolle, auch die kleinste, mit gleichem Eifer studirt zu haben, um der Intention des Dichters nachzukommen, ohne dabei aus einer Episode eine Hauptrolle machen zu wollen. Heutzutage ist von derartiger künstlerischer Discretion, die doch eine Hauptbedingung jedes Ensembles auf der Bühne ist, wenig mehr die Rede, und wenn das Publikum staunen kann, was der oder jener aus der „kleinen, undankbaren Rolle" gemacht hat, und daraus den großen Künstler zu erkennen glaubt, so ist das Publikum selbst und der sogenannte große Künstler zufrieden, ohne danach zu fragen, wie störend

die Episode aus dem Rahmen des Kunstwerks heraus-getreten ist.

Vom Jahre 1833 an erweiterte sich meine Thätigkeit in Oper und Schauspiel immer mehr, und ich werde später Gelegenheit nehmen, meine Auffassung einiger Hauptcharaktere dem Leser zur Beurtheilung vorzulegen.

Obgleich ich in der letztern Zeit nur selten Gelegenheit gehabt hatte, Goethe um Rath und Belehrung zu fragen, war doch der Riß, den sein Tod auch in mein künstlerisches Leben brachte, nicht minder groß und schmerzlich, die Leere, die er überall zurückließ, nicht minder fühlbar.

Im Monat Mai 1852 kam Emil Devrient mit seiner Frau nach Weimar. Das Künstlerpaar war von unserm Intendanten zu einem Gastspiel eingeladen, welches unter dem rauschendsten Beifall des Publikums bei stets gefülltem Hause vorüberging. Ueber Emil Devrient's Leistungen und deren hohe künstlerische Bedeutung habe ich bereits im zweiten Bande dieses Buchs gesprochen und werde später nochmals auf dieselben eingehender zurückkommen. Doris Devrient, geborene Böhler, zählte damals zu den Besten der deutschen Bühne; sie war im Lustspiel ebenso bedeutend wie in der Oper. Nur die Günther-Bachmann, wenn auch in ihrer Auffassung etwas derber, konnte man ihr in späterer Zeit an die

Seite stellen. Doris entwickelte in ihrem Spiel eine Grazie und einen Liebreiz, die Jedermann bezauberten. Rollen wie Aschenbrödel, Aennchen im „Freischütz", Zerline in „Don Juan", dann wieder Franziska in „Minna von Barnhelm", Suschen im „Bräutigam aus Mexico", Frau von Schlingen in den „Wienern in Berlin" waren Meistergebilde; auch im feinern Lustspiel, z. B. als Leopoldine in „Der beste Ton", bewegte sie sich mit großer Anmuth und feinem Takte.

Anfang Juni, nachdem unsere lieben Verwandten uns verlassen hatten, rüsteten auch wir uns zur Reise. Bei mir hatte sich ein böser Gast, die Gicht, eingestellt, und auf den Rath der Aerzte wollte ich Karlsbad gebrauchen, um womöglich die üble Gefährtin für immer los zu werden. Die ganze Familie ging mit mir bis Chemnitz; dort trennte sich meine Schwiegermutter mit zweien meiner Kinder von uns, um die nächste Zeit bei Devrients in Dresden zu verbringen; meine Frau nebst den zwei andern Kindern begleitete mich nach Karlsbad.

Zwar nicht mit dem Liedlein von Götzen's Thurmwart: „Heißa, mach's Thor auf!" fuhren wir aus Ilm-Athens Hallen, aber doch mit dem „schönen, grünen Jungfernkranz", den unser Postillon recht sauber blies.

Von jeher unterhielt ich mich gern mit diesen gelbjackigen Gesellen; darum erlaubte ich dem unserigen,

der ein munterer, netter Bursche war, seine vier Rosse vom Bocke aus zu lenken, und setzte mich zu ihm. Erstens fuhr er besser und dann gewann ich seine Unterhaltung. Ein Schauspieler muß sich in allen Schichten der Gesellschaft bewegen; lernt er in der einen den gebildeten — wie oft auch verbildeten! — Menschen kennen, so kann er in der andern den naturwüchsigen studiren.

Ohne daß uns irgend etwas Besonderes vorgekommen wäre, fuhren wir am nächsten Morgen von Chemnitz ab, dem Thal der heißen Quellen zu.

Bemerkenswerth auf der ganzen Tour war uns nur die kleine Bergstadt Gottesgab, deren weibliche Einwohner sich mit Spitzenklöppeln, die männlichen mit Eisen-, Zinn- und Torfgräberei beschäftigen.

Meine Frau trug Verlangen, die Verfertigung der Spitzen, dieses nothwendigen Requisits der Damentoilette, zu sehen. Der Postmeister war so gefällig, uns in das nächste Haus zu führen, wo die meisten Arbeiterinnen beisammen saßen. Obgleich wir auf die große Armuth dieser Leute vorbereitet waren, so überraschte uns doch die über alle Beschreibung jammervolle Dürftigkeit.

In einer großen Stube, die kaum acht Fuß hoch war, saßen etwa zwanzig weibliche Wesen aus den verschiedensten Altersklassen, deren Kleidung kaum ihre Blößen

bedeckte und die mit unermüdlicher Emsigkeit acht bis zehn Klöppel hin und her warfen. Der Postmeister flüsterte mir zu, daß die Fleißigste unter ihnen täglich kaum drei Groschen verdienen könne. Wie viele Thränen und Seufzer mögen da mit eingewebt werden, an die jene Damen, deren Busen von dem feinen Gewebe umhüllt wird, wenig denken. Unwillkürlich mußte ich in der elenden Hütte an die Prachtsäle der feinen Welt denken, und wie wenig fiel der Vergleich zu Gunsten der letztern aus!

Während meine Frau sich von der Vorsteherin Muster zeigen ließ und ohne zu handeln, was sonst den Frauen schwer möglich ist, mehrere Stücke kaufte, betrachtete ich mir die arbeitende Gesellschaft. In einer Ecke saß eine junge bleiche Frau mit glänzend schwarzem Haar, welches höchst sauber um ihren Kopf geordnet war. Die langen Wimpern bedeckten Augen, welche stets auf der Arbeit ruhten. Ein kleines Kind mit blondem Lockenkopf stand neben ihr und stemmte sich mit den nackten Aermchen, gleich einem Rafael'schen Engel, auf der Mutter Tisch. Nicht nur ich, auch meine Frau trat zu der Gruppe, um das bildschöne Kind in seinem saubern Hemdchen zu liebkosen, wobei dasselbe aus seinen azurblauen Augen verwundert aufblickte. Auch die Mutter erhob endlich ihr Haupt und blickte uns voll stummen Dankes an. „Nicht wahr,

das ist Ihr Kind?" fragte ich, denn es war eine sprechende Aehnlichkeit in den Zügen beider. „Ja, mein Herr!" — „Ihr Mann ist wohl in den Gruben beschäftigt?" Ein tiefer Schmerz zuckte durch das bleiche schöne Gesicht und mit Thränen in den Augen erwiderte sie: „Er ist bei Gott, und ich wäre gern auch da, wenn ich das Kind nicht hätte. Voriges Jahr ist er mit zweien seiner Kameraden im Stollen verunglückt!" — „Gott tröste Sie", flüsterte ich ihr zu, indem ich unbemerkt dem Kinde einen Thaler in das kleine Händchen drückte und dann eilig die dumpfe, geheizte Stube verließ. Als wir abfuhren, stand sie mit ihrem Engelchen auf dem Arme in der Hausthür und nickte uns dankend zu. Bis an das Ziel unserer Reise stand das Bild des Schmerzes und der Armuth vor meiner Seele.

Wir kamen gegen Abend in Karlsbad an und fanden die Zimmer, die ich im Gasthof zum goldenen Löwen bestellt hatte, bereit. Die Wirthschaft daselbst wurde von einer Wittwe mit großer Umsicht und wahrhaft männlicher Energie geführt.

Eine Beschreibung von Karlsbad und seiner reizenden Umgebung unterlasse ich, da deren zur Genüge vorhanden sind, und will nur einige dortige Erlebnisse in kurzen Umrissen geben.

Der Wüthrich von Doctor schrieb mir zunächst eine

entsetzliche Diät vor und verbot mir alle Aufregung, sowie jede geistige Anstrengung. Letzteres warf mir meinen ganzen Plan, den ich mir hinsichtlich geistiger Beschäftigung in Karlsbad gemacht hatte, über den Haufen. Der Leser, welcher schon in meinem Tagebuche geblättert hat, wird lächeln, wenn ich eingestehe, daß ich abermals eine Oper schreiben wollte. Ganze Stöße Notenpapier hatte ich mitgebracht, um „in des Waldes düstern Gründen" nicht wie Rinaldo Rinaldini Raub- und Mordgedanken nachzuhängen, sondern meine Gedanken und Gefühle in Notenköpfe zu verwandeln. Das Machtwort des gestrengen Herrn Doctors verbannte das Notenpapier sofort wieder in den Koffer. Das Componiren wäre mir übrigens auch ohnedies bald vergangen, denn das verdammte lauwarme Wasser des Mühlbrunnens — den Sprudel konnte ich gar nicht vertragen — machte mich nach und nach ganz mürbe und stumpfsinnig.

Zu unserer großen Freude traf bald nach uns Hummel in Karlsbad ein und nahm nebst seiner Frau und zwei Söhnen, Eduard und Karl*), gleichfalls im Löwen Quartier. Wir verlebten viele frohe Stunden zusammen, an die sich auch noch durch Hummel's wunderbares

*) Damals ein Knabe von acht Jahren, jetzt der berühmte Landschaftsmaler Karl Hummel.

Klavierspiel die genußreichsten reihten. Seine Anwesenheit war bald in Karlsbad bekannt geworden, und man bestürmte ihn, ein Concert zu geben. Trotzdem er nur zu seiner Erholung im Bade war, ließ er sich doch dazu bewegen und gab die Hälfte des Ertrags, welcher über 200 Dukaten betrug, an die Armen.

In seinen freien Phantasien hat Hummel bis jetzt noch Niemand erreicht. Seine Themata wählte er gewöhnlich aus Mozart's, seines Lehrers, Opern, und so oft ich ihn auch über die Melodien: „Reich mir die Hand, mein Leben", oder: „Treibt der Champagner", oder: „Thränen vom Freunde getrocknet", phantasiren hörte, stets waren seine Umwandlungen neu und unendlich reizend. Seine musikalische Phantasie war darin unerschöpflich, und welchen zauberhaften Reiz erhielten diese Improvisationen durch seine meisterhafte Behandlung des Instruments!

Hummel war nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch verehrungswürdig, denn viele unglückliche Familien wurden durch seine großmüthige Hülfe dem Elend entrissen. Dabei durfte nie sein Name genannt werden, und in Weimar selbst hatte er einige seiner zuverlässigsten Freunde förmlich zu seinen Armenpflegern gemacht. Da ich selbst oft von ihm zu solchem Dienst verlangt wurde, hatte ich Gelegenheit, Zeuge seiner

uneigennützigen Großmuth zu sein. Erst nach seinem Tode fand seine Gattin in einem geheimen Fache seines Schreibtisches die Dankbriefe Beethoven's, welchen Hummel bis zu dessen Tode unterstützt hatte. Wie es gerade Hummel begegnen konnte, für geizig zu gelten, wäre unbegreiflich, wenn man nicht die Oberflächlichkeit des Urtheils der Menge jeden Tag neu bestätigt fände. Freilich hatte er manche kleine Eigenheit, die mißdeutet werden konnte. Ein kleines Beispiel, welches ich selbst mit ihm erlebte und das mir viel Spaß bereitete, möge hier einen Platz finden.

Wir machten in größerer Gesellschaft von Karlsbad aus eine Partie nach Elnbogen, und man hatte mich zum Reisemarschall erwählt, welcher Alles ordnen und zahlen sollte. Als die Rechnung repartirt wurde, bekam Hummel von mir noch einen leichten Kreuzer heraus, den ich gerade nicht einzeln hatte. Ich wollte ihm denselben bis Karlsbad schuldig bleiben. „Nix da!" rief er; „lassen's wechseln; so was wird vergessen, und dann is' mer drum!" Ich mußte wirklich wechseln lassen, um ihm seinen leichten Kreuzer zu geben. Und derselbe Mann gab mir wenige Tage darauf für eine arme Weberfamilie, die dem Untergange nahe war, ohne Besinnen fünfzehn Thaler.

Am Ende dieses Kapitels wird man sehen, wie er

seinen edelmüthigen Sinn auch der weimarischen Hofkapelle gegenüber bethätigte.

Mit den Verlegern gerieth er öfters so hart zusammen, daß es noch heutzutage einem armen gedrückten Componisten wohl thun muß, seine Bedrücker und Tyrannen so mit ihrer eigenen Münze heimgezahlt zu sehen. Der bekannte und reiche Verleger P. in L. gab Hummel ein glänzendes Souper, zu dem auch meine Frau und ich eingeladen waren. Hummel hatte gerade seine große „Klavierschule" beendet und verlangte dafür 11,000 Thaler Honorar, die P. aber nicht geben wollte. Bei Tische gingen die Verhandlungen über diesen Gegenstand hin und her, und da Hummel mit großer Ruhe auf dem geforderten Preise beharrte, schrie endlich P. in vollem Zorn: „Ihr Componisten seid alle verrückt geworden! Ihr wißt gar nicht mehr, was Ihr von den armen Verlegern verlangen sollt." Das brachte Hummel aus seinem Gleichmuth und er erwiderte: „Ja, Ihr verfluchten Kerle von Verlegern, wie könntet Ihr denn solche Soupers geben, wenn wir armen Componisten nicht wären?" Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus, in welches P., nachdem er sich einigermaßen von seiner Verblüffung erholt hatte, herzlich mit einstimmte.

Der Großherzog Karl Friedrich von Weimar war

ebenfalls in Karlsbad angekommen; er gebrauchte die Heilquelle fast jedes Jahr, und sein Erscheinen dort wurde nicht nur von der versammelten Aristokratie, sondern auch von allen Nothleidenden freudigst begrüßt. Wie im eigenen Lande, so war er auch hier der stets bereite Tröster und Helfer in Noth und Elend.

Die Weltgeschichte geht schnell an einem Fürsten vorüber, der nicht durch große Thaten sich und sein Volk berühmt zu machen gewußt hat. Epochemachendes weiß auch ich nicht von Karl Friedrich zu erzählen, dafür aber viele Züge edlen, warmen Gefühls, die den Fürsten so hoch ehren wie den Menschen; und wenn sie nicht im großen Buche der Geschichte aufgezeichnet stehen, so werden sie dafür in den dankbaren Herzen der Vielen fortleben, die durch seine Herzensgüte von Noth und Verderben errettet worden sind, wie auch in der Erinnerung derer, die als Augenzeugen oder durch seine Umgebung Kenntniß davon erhielten. Seine Unterthanen haben ihm ein Denkmal in ihren Herzen aufgebaut; sie nannten ihn den Gütigen, und das mit vollem Recht, denn er war ein edler, fest an seinem Worte haltender Fürst. Sein Schatzmeister, geheimer Hofrath Helbig, war namentlich angewiesen, sich in Weimar nach allen Nothleidenden umzusehen; so oft er ihm darüber berichtete, fragte der Großherzog: „Ist dies auch Alles? Haben Sie nichts

mehr? Sagen Sie nur, sagen Sie! Ich will nicht nur der Vater meiner Unterthanen heißen, ich will es auch sein."

Als wir eines Tages von unserm Frühstück und Morgenspaziergang zurückkehrten, wurden wir durch ein Rennen und Laufen im Orte erschreckt und sahen fast nichts als bleiche, angstvolle Gesichter. Der Schreckensruf: „Die Cholera ist ausgebrochen!" erklärte diese allgemeine Bewegung. Das war allerdings ein Popanz, der auch mir und meiner Frau drohend genug erschien. Meine Frau mußte packen, ich lief zur Post, um Pferde zu bestellen. Aber da sah es schlimm aus; ziemlich die ganze Badegesellschaft hatte gleiche Fluchtgelüste wie wir, und Hunderte von Menschen waren auf der Post versammelt; dort konnte oder vielmehr wollte man nur die Vornehmsten berücksichtigen, und so ging ich unverrichteter Sache wieder heim. Unterwegs sprach ich Hummel, der glücklicher war als ich und sein eigenes Geschirr mithatte. Er wollte nur bis zur ersten Station fahren und mir dann die Pferde zurücksenden. Noch ehe wir jedoch unsern Fluchtversuch ausführen konnten, löste sich die ganze Angst in ein Mißverständniß auf.

Das Dienstmädchen eines Arztes, welches an Epilepsie litt, war auf dem Markte zusammengebrochen. Dieser Arzt war wenige Tage vorher von Teplitz angekom-

men, wo wirklich die Cholera hauste und von wo er hatte flüchten müssen, weil er die Krankheit als rechtlicher Arzt beim rechten Namen genannt hatte, wofür ihm die guten Teplitzer die Fenster einwarfen. Wäre der ganze Lärm nicht noch glücklicherweise schnell aufgeklärt worden, so hätten es ihm die Karlsbader wahrscheinlich nicht besser gemacht.

Der Frau, welche mir in meinem siebzehnten Jahr so ungekannte Gefühle eingeflößt hatte, mußte ich hier in Karlsbad wieder begegnen. Sie hatte sich äußerlich wenig verändert; die Augen hatten nichts von dem feurigen Glanze verloren, und nur aus den goldenen Locken waren dunklere Flechten geworden, die sie in antiker Form um den Kopf geschlungen trug. Sie war noch immer eine schöne Frau, obgleich seit unserm Begegnen in Lauchstedt achtzehn Jahre verflossen waren. Sie stellte mir einen alten Mann, der sie begleitete, als ihren Gemahl vor, und was ich dabei vorausahnen konnte, enthüllte sie mir selbst in einer Unterredung, um die sie mich heimlich bat. Kein anderes als ein mitleidiges Gefühl ließ mich ihrem Wunsche Folge leisten, und ich fand in der Schilderung ihres unglücklichen verfehlten Lebens das Loos all der Frauen, die, dem Triebe ihrer Leidenschaften zügellos folgend, sich nach und nach von Allem verlassen finden, was das Glück und die innere

Befriedigung des Weibes ausmachen kann. Sie hatte, um ihre äußere Existenz zu retten, den alten Mann geheirathet und schleppte so ihr elendes Leben wenigstens mit einem äußern Flitter behangen weiter. Ich segnete es, daß meine Unterredung mit ihr eine geheime geblieben war, denn so konnte meiner reinen, edlen Frau dieses Bild weiblicher Ausschweifung in seinen jammervollen Folgen verborgen bleiben. Es war das letzte Mal, daß ich sie gesehen habe.

Ich konnte unmöglich Karlsbad verlassen, ohne die Räume zu sehen, in denen Goethe öfters gewohnt hatte; sie waren vermiethet, aber der Inhaber gestattete mir freundlich den Eintritt. Der Salon mit seinen vier Fenstern, von denen zwei nach der Wiese, zwei nach dem Gebirge hinausgingen, erinnerte mich an eine Anekdote von Goethe, die zwar als unwahr angegriffen wird, deren Wahrheit ich aber durchaus nicht bezweifeln kann, da sie Hofrath Rehbein (Goethe's Hausarzt) selbst erzählt hat.

Der treue Diener Goethe's, Karl, erhält am 27. August früh Befehl, zwei Flaschen Rothwein nebst zwei Gläsern heraufzubringen und in den obenerwähnten, sich gegenüberliegenden Fenstern aufzustellen. Nachdem dies geschehen, beginnt Goethe seinen Rundgang im Zimmer, wobei er in abgemessenen Zwischenräumen an einem

Fenster stehen bleibt, dann am andern, um jedesmal ein Glas zu leeren. Nach einer geraumen Weile tritt Rehbein, der ihn nach Karlsbad begleitet hatte, ein.

Goethe. Ihr seid mir ein schöner Freund! Was für einen Tag haben wir heute und welches Datum?

Rehbein. Den siebenundzwanzigsten August, Excellenz.

Goethe. Nein, es ist der achtundzwanzigste und mein Geburtstag.

Rehbein. Ach was, den vergesse ich nie; wir haben den siebenundzwanzigsten.

Goethe. Es ist nicht wahr! Wir haben den achtundzwanzigsten.

Rehbein (determinirt). Den siebenundzwanzigsten!

Goethe (klingelt, Karl tritt ein). Was für ein Datum haben wir heute?

Karl. Den siebenundzwanzigsten, Excellenz.

Goethe. Daß Dich — Kalender her! (Karl bringt den Kalender.)

Goethe (nach langer Pause). Donnerwetter! Da habe ich mich ja umsonst besoffen. — Letzteres konnte für Alle, die ihn kannten, nur als eine humoristische Phrase gelten, denn Goethe betrank sich nie.

Endlich durfte ich Karlsbad verlassen und ging über Dresden zurück, um mich dort im Kreise meiner Familie

erst noch von den Strapazen des Trinkens zu erholen. Wir verlebten herrliche, vergnügte Tage, denn Freunde wie Verwandte thaten Alles, um uns den Aufenthalt äußerst angenehm zu machen. Kunst und Natur erfrischten denn auch bei mir Geist und Körper alsbald vollkommen. Eine Vorstellung des „Don Carlos" wird mir unvergeßlich sein, in welcher Emil Devrient den Posa, sein Bruder Karl den Don Carlos und Kühn von Hamburg den Philipp (als Gast) spielte. Alle drei waren vortrefflich, aber doch strahlte Emil noch unter ihnen hervor. Er war der beste Posa, den ich je gesehen habe, selbst Wolff nicht ausgenommen, vor welchem Emil die Vorzüge der Jugend, Schönheit, Schwärmerei und eines wunderbar klangvollen Organs voraus hatte.

Die deutsche Oper in Dresden entbehrte gerade ihrer höchsten Zierde; Wilhelmine Schröder-Devrient war in London. Durch den erfreulichen Besuch des Herrn von W., Adjutanten des Großherzogs von Weimar, wurden wir noch zu einer Partie in die Sächsische Schweiz veranlaßt, bei der wir Freud und Leid wie alle Touristen durchmachten, das heißt, wir genossen entzückt die herrliche Gegend und ärgerten uns, wenn das Wetter, wie zum Beispiel bei der Aussicht vom Prebischthor nach Böhmen hinein, einen dicken Regenvorhang vorzog. Wir waren übrigens eine so muntere Gesellschaft, daß die

Verstimmung nie lange dauerte, und auch fremde gute Geister dienten zur Erhöhung unseres Humors. So machte uns das Album auf dem Kuhstall, welches manchen hübschen Gedanken, aber noch weit mehr übermäßige Schwärmerei und schlechte Bemerkungen enthielt, viel Spaß.

Bei meiner Rückkehr nach Weimar theilte mir Hummel mit, daß sein langgehegter Plan, einen Pensionsfonds für die der Kapelle Angehörigen zu stiften, endlich zur Ausführung kommen werde. Am 18. Nov. 1832 fand das erste Concert zu diesem Zwecke statt, worin Hummel sein Klavierconcert opus 113 und eine freie Phantasie vortrug. Alljährlich fand solch ein Concert statt, und seine Mitwirkung zog stets ein zahlreiches Publikum herbei. Aus diesem Grunde und durch die bedeutenden Beiträge der höchsten Herrschaften wuchs der Fonds zu solcher Höhe, daß schon seit einigen Jahren mehrere Pensionen gezahlt werden konnten. Für seine eigene Frau hatte der Gründer dieses wohlthätigen Vereins von vornherein auf jede Pension verzichtet.

Zweites Kapitel.

Raupach.

Die Erinnerung an Raupach ist mir so lieb und werth, ich habe dem eigenthümlichen und trefflichen Manne so viel Anregung und Belehrung, so manchen Aufschluß und Fortschritt in meiner Kunst zu verdanken, daß es mir ein Herzensbedürfniß ist, ihm in diesen Aufzeichnungen — anspruchslos und ohne mir anmaßen zu wollen, ein erschöpfendes literarhistorisches Urtheil damit zu geben — ein Gedenkblatt der Freundschaft und Verehrung zu widmen.

Die nachfolgende Skizze seines Jugendlebens ist einer Broschüre entnommen, die seine Wittwe, Pauline, geborene Werner, nach seinem Tode erscheinen ließ.

Ich habe mich freilich nur auf Bruchstücke daraus beschränken müssen, soweit es mir nöthig schien, um einen Ueberblick über Raupach's Charakter zu geben. Jedem

Freunde der Dichtkunst und Literaturgeschichte kann ich aber empfehlen, das kleine verdienstliche Buch selbst zu lesen.

Ernst Benjamin Salomo Raupach ward am 21. Mai 1784 zu Straupitz, einem Kirchdorfe bei Liegnitz in Schlesien, geboren, wo sein Vater das Predigeramt bekleidete. Dieser, ein ernster Mann von strenger Sitte, leitete und überwachte den ersten Unterricht seines Ernst, während der elf Jahre ältere Sohn Friedrich das Gymnasium in Liegnitz besuchte. Ernst durfte keinen Gottesdienst versäumen und mußte jedesmal das Gehörte dem Vater im Umriß mittheilen. Dadurch wurde schon in frühster Jugend sein Gedächtniß und Denkvermögen geschärft. Umgang mit Altersgenossen hatte er nur selten, seine Zeit war fast ausschließlich dem Lernen gewidmet.

Den ersten erschütternden Eindruck auf Raupach's Gemüth machten die Greuel der Revolution in Frankreich, von denen der Vater, ein ebenso treuer Diener des Throns als des Altars, tief ergriffen und empört dem Sohne umständlich erzählte.

An seinem zehnten Geburtstag verlor Ernst seinen Vater, der vom Schlage getroffen an seiner Seite niedersank. Seit jenem Tage war aller Frohsinn von dem Knaben gewichen. Außer den beiden Söhnen hinterließ

der Pfarrer Raupach eine Wittwe und vier Töchter in den dürftigsten Umständen.

Die Familie siedelte nach Liegnitz über, wo Ernst das Gymnasium besuchte; sein Bruder nahm eine Hauslehrerstelle in Petersburg an.

Im Frühjahr 1801 bezog Ernst die Universität zu Halle, um Theologie zu studiren, und kehrte 1803 nach Liegnitz zurück. Da erhielt er einen Brief von seinem Bruder, der, schon längere Zeit kränkelnd, mit dem Entschluß umging, Petersburg zu verlassen und statt seiner Ernst dahin zu ziehen. In diesem Schreiben verlangte Friedrich von ihm einen umständlichen Bericht seines akademischen Lebens. Raupach antwortete:

„Liegnitz, 8. Nov. 1803. — — Du forderst von mir einen umständlichen Bericht meines akademischen Lebens; was heißt das anders als eine Geschichte meines ganzen Lebens? Als ich aus den Knabenjahren trat, fehlte mir nichts als ein edler Lehrer und Freund, der sich mein völliges Zutrauen zu erwerben gewußt hätte; so wäre gewiß aus mir ein wahrhafter und thätiger Mensch geworden. Ich hatte unstreitig ein gutes Herz, ich fühlte tief und heftig und hatte für jedes Unglück, auch für das allerentfernteste Thränen des Mitleids und auch den Muth zu helfen, selbst wenn es über meine Kräfte ging. Allein solch ein Freund fehlte mir: ich ward mit diesen

meinen Gesinnungen verlacht und zum Gespött. Eine Probe: Der Rector Werdermann las uns einst bei der Präparation zum Abendmahl ein wirklich schönes Gedicht über den Tod Jesu vor. Er weinte, ich noch heftiger. Als er fort war, belehrte mich das laute Gelächter meiner Mitschüler um mich her, daß mir die Thränen noch in den Augen standen; man nannte mich einen weichgebackenen Narren, einen Schwärmer und dergleichen. Diese und ähnliche Vorfälle stießen mich zurück; ich ward verschlossen und in mich gekehrt; ich fing an, mich dieser menschlichen Empfindungen zu schämen und die Menschen zu verachten, die mich deswegen verlachten, da ich doch überzeugt war, daß ich nicht Unrecht that. So begann ich denn allmälig, mich für besser als Andere zu halten, und die Verachtung, die ich gegen Manche hegte, breitete sich nach und nach auf Mehrere und fast Alle meines Alters aus. Ich gab mir nie Mühe, mich ihnen zu nähern und mir ihre Liebe zu erwerben; daher habe ich bis auf den heutigen Tag nie einen wahren Freund gehabt und auch nicht die Kunst erlernt, mir welche zu erwerben. Insofern bin ich Ursache, daß ich keinen Freund habe. Die Achtung der Menschen weiß ich mir wohl zu verschaffen, aber niemals ihre Liebe. Mich liebte Niemand, ich liebte Niemand; lieben muß der Mensch, ich liebte mich also selbst. Dort suche ich den

Grund meiner besonders ehemals unbegrenzten Eigenliebe. Um nicht ausgelacht zu werden, affectirte ich ein rohes, unempfindliches, rauhes Wesen, das ich in der That nicht hatte, wovon mir aber nach und nach Manches anhing. Aus diesem und meiner Eigenliebe floß ein ungemeiner Starrsinn und der unbegrenzte Ehrgeiz, der mich stets antrieb, mich höher zu arbeiten als Andere, damit ich einen Grund mehr hätte, die zu verachten, die ich schon verachtete."

Er beschreibt nun das erste Jahr seines Studentenlebens, das ein zügellos wildes gewesen sein mag. Außer Mathematik und Geschichte, die seine Lieblingsstudien waren, hörte er auch Kirchengeschichte, Logik und Aesthetik. Sein lockeres Leben zog ihm eine heftige Krankheit zu. Er sagt darüber:

„Am Ende des Jahres fühlte ich die Folgen meiner zerstörten Gesundheit; ich lag hart darnieder an Leberentzündung, in einer äußerst mißlichen Lage, ohne Geld und Pflege. Mein Wechsel betrug jährlich nur 130 Thaler, und bei meiner bis dahin geführten Lebensart hatte das nicht hinreichen können. Schulden hatte ich schon und kam durch diese Krankheit noch tiefer hinein."

Er sagt nun, daß ihn sein bisheriges Leben angeekelt und er sich mit Eifer wieder seinen Studien zugewendet habe.

Auf diesen Brief antwortete der Bruder: — — „Von Deinen Aussichten schreibst Du nichts; vielleicht hast Du keine, außer hier in Rußland. Vor dreißig Jahren kriegst Du in der Heimat keine Pfarrerstelle, und ich, der ich achtundzwanzig Jahr alt bin, könnte schon etwas gesammelt haben, wenn — die Familie nicht wäre. Hier bleiben kann und will ich nicht, darum mußt Du herkommen. Ich will gern für Dich sorgen, wenn Du auf Deiner Seite leisten kannst, was ich verlange. Und was ich verlange, ist wahrlich nicht viel — Französisch und Manieren, Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, keine Menschenscheu. Bilde Dir nicht ein, daß man sich die Achtung der Menschen erwerben könne, ohne ihre Liebe zu gewinnen. Lieber Junge, wem Dein Aeußeres nicht gefällt, der bekümmert sich gar nicht um Dein Inneres."

Was Sprachkenntniß und Wissenschaft anlangte, darin bestand er seinem Bruder gegenüber gewiß vollkommen, aber Höflichkeit und Liebenswürdigkeit waren nicht Raupach's Sache. Offen und geradedurch war sein Wahlspruch, dem er selbst in höchster Gesellschaft treu blieb. Genug, im Jahre 1804 ging er nach Petersburg und nahm dort eine nicht eben günstige Lehrerstelle an, die ihm aber Zeit gewährte, sich in der Mathematik und französischen Sprache noch mehr zu vervollkommnen. Die Brüder kamen oft zusammen, um zu studiren, allein

nach einem Jahre hörte ihr Zusammenleben auf, da Ernst die Erziehung der Knaben eines sehr reichen, aber ungebildeten Russen übernahm, dessen Güter 250 Werst von Moskau lagen.

In einem Briefe an seinen Bruder, vom Jahre 1806, aus Peresoles datirt, macht er eine schreckliche Beschreibung seines dortigen Aufenthalts und schließt, daß solches Leben nicht zu ertragen sei und er bei der nächsten Gelegenheit den Ort verlassen werde.

Bald darauf kehrte er wirklich nach Petersburg zurück und übernahm zu Anfang des Jahres 1807 die Erziehung des jüngsten Sohnes der verwittweten Gräfin R. Sein Bruder Friedrich verließ Petersburg, um nach Liegnitz zurückzukehren, wo er als Professor der Mathematik an der dortigen Ritterakademie im Jahre 1815 starb.

Raupach lebte nun mit Eifer und angestrengtem Fleiße seinen Pflichten als Lehrer; die Freistunden benutzte er zur Erlernung der italienischen, spanischen und russischen Sprache. Mathematik, Geschichte und Philosophie wurden nicht vernachlässigt. Dieser Zeit gehören wohl auch seine ersten dramatischen Dichtungen „Timoleon", „Die Gründung Moskaus" u. a. an.

Daß Raupach ein guter Sohn und Bruder war, beweist ein Brief, den er an Friedrich im August 1811

absandte, worin er unter anderm schreibt: „Du klagst über Mangel. Hat sich denn Alles in meinem Vaterlande umgekehrt, daß Du mit 800 Thalern reinen Einkünften nicht leben kannst? Lebten doch sonst ganze Familien mit 500 Thalern und sehr anständig. Verliere den Muth nicht. Schicke ich nicht genug für die Familie? Ich will mehr schicken, ich kann mich einschränken. Klagt nur nicht, es macht mich zu traurig. Brauchst Du Geld, so schreibe mir; was ich habe, ist Dein!“

Aus diesem Briefe sehen wir ferner, daß er sich mehr und mehr der dramatischen Poesie zuwendete. Er schreibt: „Vorigen Sonntag habe ich meine poetischen Arbeiten für dieses Sommerhalbjahr beendet. Sie bestehen in zwei dramatischen Gedichten. Das erste ist ein Trauerspiel in fünf Acten und in Versen, betitelt: »Die Fürsten Chawansky.« Das zweite ist ein Lustspiel in fünf Aufzügen und in Versen, genannt: »Die Matrone von Ephesus.« Beide zusammen sollten einen dritten Band dramatischer Versuche ausmachen, wenn die beiden ersten wären gedruckt worden; so aber — nun, mögen sie ruhen. Wenn ich doch sagen könnte, wie ich mich über jede vollbrachte Schöpfung freue! Mehr als ein Vater über den neugeborenen Sohn von der geliebten Gattin. Ich begreife sehr wohl, was das heißt, wenn die heilige Schrift von Gott sagt, er sei selig in dem Anschauen seiner

Werke. Ich bin es auch, nur mit dem Unterschiede, daß er, der nie sich ändert, nie sich irrt, seiner Schöpfung die höchste Vollkommenheit geben konnte und also ewig im Anschauen derselben selig ist, statt daß ich nach Verlauf einiger Monden meine Schöpfung verwerfe, weil mein fortgeschrittener Geist ihrer Unvollkommenheit inne wird. Glaubst Du, ich arbeite für den Ruhm? Mit nichten, mein Freund! Ich leugne nicht, daß es mir angenehm sein würde, unter die patres conscriptos der literarischen Republik gezählt zu werden, denn zu den Besten seiner Art gehören wollen, ist ja des Menschen vernünftiger Ehrgeiz; aber mein Zweck ist es wahrlich nicht."

Raupach, wie ich ihn später habe kennen lernen, strebte gewiß danach, zu den Besten seiner Zeit gezählt zu werden, und die geringen Erfolge, die er anfangs hatte, der Zweifel, ob es ihm überhaupt gelingen werde, jemals das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, mögen wohl die Grundursache der Bitterkeit und Schärfe gewesen sein, die sich so merkbar bei ihm kund gab.

Im Jahre 1816 wurde Raupach bei der in Petersburg neu gegründeten Universität als Ordinarius der philosophischen Facultät und im Jahre 1817 als Professor der allgemeinen Weltgeschichte und der deutschen Literatur angestellt. Zu Anfang des Jahres 1816 verheirathete er sich mit einer deutschen Schweizerin, Cäcilie

von Wildermeth. Schon nach einem Jahre riß der Tod die Gattin von seiner Seite und nahm den Knaben, den sie ihm geboren, mit sich. Erst im Jahre 1848 schritt er zu einer zweiten Ehe mit der preußischen Hofschauspielerin Pauline Werner, der wir die bereits erwähnte Broschüre und außerdem ein paar anmuthige, feine Lustspiele verdanken.

Seine Stellung an der Universität Petersburg wurde ihm dadurch verleidet, daß er wegen seiner zu freien Lehre mit der Regierung in Conflict gerieth. Er erbat und erhielt deshalb im Jahre 1822 Urlaub zu einer Reise nach Italien und Deutschland. Zunächst verlebte er den Winter in Italien. Zur Zeit des Congresses von Verona schrieb er „Hirsewenzel's Briefe aus und über Italien" und ging dann im Frühjahre 1823 nach Liegnitz zu seiner Familie. Von hier aus kam er um Entlassung aus dem russischen Staatsdienste ein und erhielt sie. Ueber diesen Punkt sagte er einst zu seiner nachherigen Gattin: „Kaiser Alexander hatte vollkommen Recht; er durfte als Kaiser die Lehrfreiheit in diesem Grade nicht dulden, einmal, weil sich dabei schlechterdings nicht, am wenigsten in Rußland zu damaliger Zeit, regieren läßt, dann aber auch, weil ich als Staatsbeamter im Unrecht war. Ich fühlte das auch ganz wohl, aber ich konnte und wollte nicht widerrufen, was ich einmal öffentlich gesagt, und

der Kaiser war gnädig genug, mir den Abschied zu bewilligen. Freilich verließ ich ohne Pension ein Land, dem ich mit Hingebung aller meiner Kraft gedient, allein was der Mensch selbst verschuldet hat, darüber darf er sich nicht beklagen." Uebrigens war Raupach von jeher ein so mäßiger Mensch und so trefflicher Verwalter seiner Einnahmen gewesen, daß die pecuniären Nachtheile bei Aufgabe seiner Stellung nicht sehr in Betracht kamen und sein Wohlstand dennoch von Jahr zu Jahr wuchs.

Im Herbst 1823 kam Raupach nach Leipzig. Seine dramatischen Werke „Die Fürsten Chawansky", „Die Gefesselten", „Lorenzo und Cäcilie", „Die Erbennacht" hatten bei dem deutschen Publikum damals bereits Anerkennung gefunden. Das erstgenannte Drama war schon einigemal mit vielem Beifall in Leipzig gegeben worden. Um Raupach zu ehren, ließ Hofrath Küstner diese wirklich gelungene Darstellung ihm vorführen.

Der Dichter befand sich rechter Hand vom Zuschauer in einer kleinen Ecklage dicht am Orchester. Nach dem Schluß der Vorstellung wurde ihm vom Publikum ein dreimaliges Hoch gebracht, eine Auszeichnung, die vor ihm nur Schiller widerfahren war; ein steifes, kaltes Kopfneigen war sein Dank. Sein Aeußeres hatte eben nichts Anziehendes. Das starre, dunkle, emporstehende Haar, das eherne Gesicht, in dem kein Zug freudiger

Erregung zu erblicken, die hagere, knochige Gestalt, sie waren nichts weniger als geeignet, beim ersten Anblick Sympathien für den Mann zu erwecken. So erging es mir, und so mochte es vielen Andern ergehen, besonders den armen Schauspielern, die ihr Bestes gethan, um dem Dichter zu genügen, und die kein Wort des Dankes oder der Aufmunterung von ihm erlangen konnten, außer Madame Mietke, die eine treffliche Darstellerin der Sophia war. Für diese hatte er denn doch einige herablassende gnädige Worte. So sehr mich auch der Dichter angezogen, trug ich doch kein Verlangen, den Menschen näher kennen zu lernen.

Sein Urtheil über Darstellung war unserer Ansicht nach zu jener Zeit noch nicht maßgebend, denn er lobte einen Schauspieler unserer Bühne, der im Lustspiel ganz Vortreffliches leistete, in der Tragödie aber schrecklich carrikirte. Wir hatten zum Beispiel große Noth, ihm, als er den Burleigh in „Maria Stuart" spielen sollte, das schwarze Koller mit rothen Puffen, gleichfarbigen Tricots und die struppige rothe Perücke wegzudisputiren, denn dieses Teufelscostüm hielt er für dergleichen Charaktere für unerlaßlich. Sein mit diesem grellen Geschmacke in Einklang stehendes Spiel war freilich nicht zu ändern. Und mit solcher grauslichen Manier aus dem achtzehnten Jahrhundert zeigte sich Raupach damals

einverstanden. Es war also kein Wunder, daß er in seinen Erstlingswerken nicht immer naturwüchsige Menschen zeichnete. Wo hätte er sie auch kennen lernen sollen, da er schon als Knabe die Menschen floh und noch nicht viel glückliche Erfahrungen mit ihnen gemacht hatte? Später erst fand er die feinen Fühlfäden der menschlichen Natur heraus und wußte sie mit großer Wirkung in seine dramatischen Werke einzuweben.

Zu Anfang der dreißiger Jahre lernte ich Raupach, der Weimar fast jährlich mit seinem oft monatelangen Besuche erfreute, näher kennen. Obgleich er mir beim Beginn unserer Bekanntschaft in seiner Art und Weise sehr unbequem war, fühlte ich mich doch zu seinem eminenten Geist und Scharfsinn unwiderstehlich hingezogen und duldete seinen Sarkasmus und seine mitunter wirklich impertinenten Zurechtweisungen. Sein Aeußeres war, wie schon bemerkt, durchaus nicht anziehend und wurde durch ungleichfarbige, nach verschiedenen Richtungen hinblickende Augen noch abstoßender.

Ehe ich aber das Treiben des Mannes in geselligen Kreisen näher schildere, will ich meine Ansicht über den Dichter vom Standpunkte des Schauspielers aussprechen. Manchem Aesthetiker wird sie parteiisch erscheinen, aber wer ist von Selbstsucht frei? Raupach schrieb gute und dankbare Rollen und erwarb dadurch die Vorliebe der

Schauspieler. Ich habe mich dem Studium dieser Aufgaben stets mit voller Lust und Liebe gewidmet und bei allen meinen Collegen die gleiche Wahrnehmung gemacht.

Im Jahre 1819 erschien Raupach zum ersten Male als dramatischer Dichter in „Die Gefesselten" auf Weimars Bühne. Chronologisch folgten: „Lorenzo und Cäcilie", „Die Erdenmacht" (1827), „Die Tochter der Luft" (1827), „Der versiegelte Bürgermeister" (1828), „Die Schleichhändler", „Der Zeitgeist", „Die feindlichen Brüder"*), „Gute Miene zum bösen Spiel", „Vormund und Mündel" (1829), „Der Degen", „Der Platzregen als Eheprocurator" (1830). In den dreißiger Jahren traten an ihre Stelle die Trilogie „Cromwell" und die „Hohenstaufen". Mit ihnen beherrschte Raupach fast ausschließlich das weimarische Bühnenrepertoire. Den meisten Anklang beim Publikum fanden „Die Royalisten", „Cromwell's Ende", „König Enzio" und die beiden Friedrich. „Die Schleichhändler", „Der Zeitgeist", „Die feindlichen Brüder" füllten stets die Kasse und erschütterten das Zwerchfell der Zuhörer.

Obgleich Raupach's Lustspiele an das Possenhafte

*) Darin soll Ludwig Devrient als Zacharias Rax unübertrefflich gewesen sein. Da ich der Darsteller dieser Rolle in Weimar war, suchte ich den großen Meister wenigstens in Sprache und Aeußerem nach Kräften zu copiren.

ſtreifen und er im Charakter des Schelle eigentlich den Hanswurſt wieder auf die Bühne bringt, ſind ſie doch kernig, voll Humor und Witz und beſchränken ſich nicht blos auf komiſche Situationen, obſchon ſich nicht leugnen läßt, daß die Charaktere oft manierirt ſind. Schreibt ihr jungen Dichter nur ſolche Stücke, dann wird es auch an dauerndem Beifall nicht fehlen. Dabei müſſen freilich die Vorſtände der deutſchen Bühnen ſtets der goldenen Worte Hamlet's eingedenk bleiben: „Laßt Eure Narren nicht mehr ſagen, als in ihren Rollen ſteht.“ Es gibt Dichter, und Raupach gehörte vornehmlich zu ihnen, die ſchon bis zur Grenze des Schicklichen gehen; wird dieſe von dem Schauſpieler überſchritten, ſo kann ein vortreffliches Werk vernichtet werden. Folgendes Beiſpiel mag dies zeigen. In der Mitte der zwanziger Jahre wurde in Leipzig Raupach's Luſtſpiel „Laßt die Todten ruhn“ gegeben. Der Schauſpieler, welcher den Till ſpielte, hat bei der Frage, ob man dem neugeborenen Kinde in der Taufe den Namen Emma geben ſoll, zu ſagen: „Ich würde nicht zu Emma rathen, denn es könnte ihr in ſpätern Jahren einmal einfallen, den Namen umzukehren.“ Wäre das Geſpräch ohne Unterbrechung fortgegangen, ſo hätte das Publikum kaum Zeit gewonnen, darüber nachzudenken, aber ſo ſprach der gute Herr den umgekehrten Namen recht breitſpurig aus. Die

Folge war, daß ein ungeheures Pochen und Pfeifen entstand und das Stück, was bis dahin gefallen hatte, verloren war. Es ist die Pflicht eines jeden Schauspielers, den edlern Theil des Publikums im Auge zu haben, nicht den rohen; Dank den Bestrebungen Küstner's hatte der erstere die Oberhand.

Jedes neue Werk von Raupach, der sich schon einen bedeutenden Namen erworben hatte, wurde von einem Theil der Presse, sei es aus Ueberzeugung oder aus Neid, hart angegriffen. Seine „Hohenstaufen" nannte man dialogisirte Schulhefte, die nur aus leeren Phrasen bestünden und aller Poesie baar und ledig wären. Ja, selbst Immermann, dessen echter Dichterkraft ich hohe Verehrung zolle, behandelt ihn in seinem „Münchhausen" nicht würdig.

Ich fragte Raupach, als wir im Jahre 1840 die Heilquelle von Franzensbad brauchten, wodurch er sich die Feindschaft Immermann's zugezogen. „Die Geschichte ist sehr einfach", sagte er. „Immermann, mit dem ich längere Zeit in Correspondenz stand, schickte mir ein Lustspiel zur Beurtheilung zu und bat mich, meine Meinung ohne Rückhalt darüber auszusprechen. Das Ding war aber nur eine ganz triviale Posse, und das sprach ich denn ohne Rückhalt aus. Danach hörte unsere Correspondenz auf, und die Antwort auf meinen Brief

gab er im »Münchhausen«.“ Ob Raupach mit dieser Erklärung das Richtige getroffen hat oder die Veranlassung zu dem schonungslosen Angriffe nicht in persönlichen Vorkommnissen, sondern lediglich in dem grundverschiedenen Streben und Wesen der beiden Männer zu suchen ist, darüber maße ich mir kein Urtheil an, ich gebe nur Raupach's Worte wahrheitsgetreu wieder.

Dagegen muß ich auch einer spätern Aeußerung gedenken. Nach Immermann's Tode war Raupach wieder in Weimar und eines Tages in einem kleinen Gesellschaftskreise in meiner Wohnung. Einer der andern Gäste brachte das Gespräch auf den verstorbenen Dichter, beurtheilte ihn sehr wegwerfend und erhob auf seine Kosten den lebenden gegenwärtigen. Raupach erwiderte gelassen: „Unsere Literatur ist zu beklagen, daß er »Tristan und Isolde« nicht hat vollenden können; es ist ein schönes Gedicht.“

Raupach konnte die Jugend niemals begeistern, wie es Schiller that, denn seine Werke sind mehr Kinder des Verstandes als des Gefühls. Nie ließ er seiner Phantasie den Zügel schießen, sein Verstand leitete sie in die Schranken, in denen er sich bewegen wollte; aber poesie- und schwunglos, wie ihm Manche vorwerfen, war er darum noch nicht. Dafür mögen als nur flüchtig ausgewählte, meinem Gedächtniß eingeprägte Proben

ein paar kurze Stellen aus „Kaiser Friedrich II.“ sprechen:

O Deutschland, Deutschland! Fest wie deine Berge,
Still sinnig wie das Dunkel deiner Wälder,
Geräuschlos stark wie deiner Ströme Flut!
Du Land der Treu, des Glaubens und der Liebe,
Bist deiner Tugend müd' und deines Glücks?

Wer ist, der eine Krone menschlich trüge,
Wenn in der Brust kein fühlend Herz ihm schlüge?

Aus einem Munde, der nicht schelten kann,
Muß uns die Bitte doppelt heilig sein.

Zum König Ludwig sagt Friedrich über dessen Vater:

Ja, wir waren Freunde
In dem schönen Alter, wo der Himmel
Des Lebens über uns sich heiter wölbt
Und Sorg' und Plage nur als leicht Gewölk
Kaum sichtbar fern am Horizonte schweben.

Zu seinem Sohne Heinrich, als er die Verbannung über ihn ausspricht:

Es kommt ein Tag, da schlägt das ew'ge Licht
Den Nebeldunst des ird'schen Lebens nieder,
Da wünsch' ich Dich zu finden — fehle nicht!
Auf Erden sehen wir uns niemals wieder.

Welche politische Gesinnung Raupach hatte, documentirt er fast in allen seinen Dramen, besonders in seinen „Hohenstaufen“. Er war strenger, überzeugungstreuer Royalist. Auch dafür einige Proben. Kaiser Friedrich

sagt zu Hermann von Salza, als dieser ihm den Verrath seines Sohnes Heinrich berichtet und ihm räth, mit einem Heere nach Deutschland zu ziehen:

Wozu ein Heer, wenn in sein Kaiserreich
Der Kaiser kommt? Muß seines Hauses Thür
Der Vater etwa mit Gewalt erbrechen?
Ich komm' allein, weil ich der Kaiser bin,
Denn etwas gibt es, hab' ich oft empfunden,
Wovor der Frevel zitternd stille steht;
Es ist, was Gott auch mir ums Haupt gewunden,
Die Glorie, geheißen Majestät.

Charakteristisch für den Dichter ist der Monolog, den er in Cromwell's Mund legt:

„Freiheit! Gespenst, das mir auf allen meinen Wegen entgegentritt, laß dir einmal ins Auge schauen und sehen, was du bist! Womit verführst du die Welt? Was versprichst du deinen Jüngern? Dem Volke Erlösung von jeder Last und jedem Zwange, dem Schurken Willkür und ungestrafte Plünderung, dem weltfremden Denker ausschließliche Herrschaft der Vernunft, der Jugend Verwirklichung ihrer Träume und Luftgebilde und allen Sicherheit, Ordnung, Frieden. Kannst du das Alles halten, das Widersprechende? Du kannst nicht — bist eine Lügnerin. Du äffst die ewige Freiheit nach, die jenseits der Morgenröthe steht und niemals ihren Fuß diesseits setzt, und durch dies erheuchelte Wesen verwirrst du die Welt, Betrügerin. Narren, die dir glauben!

Steht nicht in den sibyllinischen Büchern der Weltgeschichte, daß du immer nur die Vorläuferin der Gewaltherrschaft gewesen bist? Ich hätte dich selbst als Fahnenträgerin gebraucht? Nein, du hattest das Volk schon betrogen, und ich mußte es dulden, daß du auch meine Fahne trugst. Aber nun, Gespenst, will ich dich bannen bis in die unterste Hölle."

Solche Worte legt Raupach einem Cromwell in den Mund, der allerdings im letzten Theil der Trilogie die heuchlerische Maske fast ganz abwirft und als oberster Staatsmann, gleichsam als König dasteht. Die englischen Geschichtschreiber würden Manches gegen solche Aeußerungen ihres staatlichen Reformators einzuwenden haben. Raupach spricht aber hier nur seine eigenen Gesinnungen aus. Die Freiheit, welche die große Menge im Jahre 1848 begehrte und von den Fürsten verlangte, war ihm ein Greuel; er verließ Berlin und zog sich mit seiner Gattin in seine Heimat nach Schlesien zurück, und nur die Liebe zu seinem Königshause konnte ihn bewegen, später wieder nach Berlin zurückzukehren. Nach dieser Katastrophe sagte er einst zu seiner Gattin: „Welche Regierungsform ich auch annehme, einer wird immer der Höchste sein, nenne man ihn König, Präsident oder Tribun. Da will ich doch lieber dem zum Thron Geborenen, den ich auch deshalb richtig von Gottes Gnaden

nenne, gehorchen als dem, der durch eigene Anstrengung Gebieter eines Volkes wird. Der als Königssohn geborene Fürst, der Niemand über und neben sich sieht, was kann er Anderes wollen als das Glück, die Größe seines Volkes? Wie anders der, der im unsichern Besitze des Gutes, das er schwer errungen, in jedem Nächststehenden den Nebenbuhler sieht; wie leicht artet der nicht zum Despoten aus! Freilich gab es auch einen achten Heinrich, doch das waren andere Zeiten, und die Völker nicht allein, auch die Könige schreiten vorwärts. In der alten Welt wollen sie die Throne wegräumen und in der neuen Welt werden sie welche bauen."

„Gedankenfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetz, das sind die beiden Güter, welche das Volk mit Recht von seinen Fürsten verlangen kann", sagte er einst zu mir; „was drüber hinausgeht, sprengt die Schranken der ewigen Ordnung." Ich konnte nicht umhin, darauf zu erwidern, daß ich ein Freund der Verfassung sei und das Land am glücklichsten preise, in welchem der Fürst mit den Vertretern seiner Unterthanen Hand in Hand gehe.

Raupach war wohl einer der fruchtbarsten Schriftsteller, denn in einem Zeitraume von circa dreißig Jahren schrieb er 116 Dramen, Lustspiele und Possen und brachte fast alle auf die Bühne. Manche davon waren allerdings nicht mehr als Eintagsfliegen, und es wäre

für seinen Ruhm besser gewesen, sie ad acta zu legen, aber der Gewinn kam bei ihm doch mit in Frage. Daß die jetzigen Vorstände der deutschen Bühnen Raupach's Dramen bis auf „Cromwell's Ende" ganz vom Repertoire verschwinden lassen, ist nicht zu billigen und zeigt von wenig Pietät für einen Mann, der sich um das Theater so große Verdienste erworben hat. Man gebe nur seine Friedriche, Enzio und andere in guter Besetzung, und der Beifall des Publikums wird auch heute nicht fehlen.

Im Theater saß ich, wenn ich nicht beschäftigt war, immer neben ihm und fand, daß er stets ein aufmerksamer Zuhörer war. Nie sprach er ein günstiges oder ungünstiges Urtheil über die Darstellung seiner Stücke aus, höchstens sagte er: „Das Wort habe ich nicht gebraucht, es heißt so." Er arbeitete Alles im Kopfe vollständig aus, bevor er etwas niederschrieb, weshalb man in seinen Manuscripten selten einen ausgestrichenen Vers findet. Ich glaube, er wäre im Stande gewesen, alle seine Dramen der Reihe nach zu recitiren, denn sein Gedächtniß war wirklich bewundernswürdig.

Eine sonderbare Eigenheit besaß er. Während er beim Schreiben zuweilen noch überlegte, zeichnete er auf ein nebenliegendes Blatt allerhand in einander geschlungene Charaktere. Ich fragte ihn bei Betrachtung eines solchen Blattes über die Bedeutung desselben. „Ja,

Lieber", sagte er, „das sind nun solche Gedankenspäne, die die Feder fast unbewußt zu Papier bringt."

In geselliger Hinsicht war Raupach ein wunderlicher Kauz. Er konnte zuweilen höchst liebenswürdig, aber mitunter auch das directe Gegentheil davon sein, namentlich wenn sich ein Element in dem Kreise befand, das ihm nicht zusagte. Solch ein Individuum hatte dann seine üble Laune zu büßen, und man sah ihm die boshafte Freude an, wenn es ihm gelang, dasselbe in Verlegenheit zu setzen. Er war das Urbild des Till und hat in diesem sein getreues Konterfei auf die Bretter gebracht.

Als wir endlich in ein freundschaftliches Verhältniß traten, wurde es mir zum Bedürfniß, Raupach öfter zu besuchen, und nie ging ich von ihm, ohne reiche Belehrung über Geschichte, Philosophie und Religion empfangen zu haben.

Wenn er nun solche Themata gleich einem ausgezeichneten Contrapunktisten nach allen Seiten ausgearbeitet hatte, brach er plötzlich ab und rief: „Na, nun widersprechen Sie mir, wenn Sie können." — „Ei, ich werde mich wohl hüten", erwiderte ich; „was Deines Amts nicht ist, da lasse Deinen Vorwitz. Wenn Sie mit mir über dramatische Darstellung sprechen wollen, soll es von meiner Seite an Widerspruch nicht fehlen, denn Sie haben Ihre Ansichten darüber und ich die

meinen. Wo aber die Wappen Philosophie und Geschichte an den Schranken ausgehangen sind, bleibe ich hübsch als aufmerksamer Zuschauer außer denselben." — „Aber Widerspruch muß dasein", polterte er; „was thue ich mit einem Jamann, der seine Meinung entweder aus Bescheidenheit oder Unsicherheit nicht sagen will? Jedes Gespräch hört auf, wenn nicht einer da ist, der widerlegt und dadurch der Unterhaltung neuen Stoff gibt. Der tiefste Brunnen läßt sich endlich ausschöpfen, wenn nicht Schichtwasser ihm neue Nahrung geben."

Nun, soweit ich es vermochte, bemühte ich mich mit aller Bescheidenheit, der Unterhaltung etwas Schichtwasser zukommen zu lassen.

Gar zu buchstäblich durfte man sein Verlangen aber doch nicht nehmen. So erinnere ich mich einer geradezu entgegengesetzten Meinungsäußerung von ihm. Ich stellte ihm meinen Sohn vor, der in kurzem die Universität beziehen sollte. „Was wollen wir denn studiren?" war seine Frage. „Die Rechtswissenschaft!" Raupach wiegte den Kopf, ließ ein „Hm! hm!" vernehmen und meinte: „Ich würde mich doch lieber der Theologie zuwenden!" Mein Sohn versetzte, er fühle dazu keinen Beruf, bat aber um Erläuterung des Vorzugs der einen Wissenschaft vor der andern und erhielt als Auskunft: „Nun, auf der Kanzel predigt man den Menschen wohl

eine Stunde lang, und Keiner darf ein Wort widersprechen!“

Für sich selbst nahm er allerdings größere Freiheit in Anspruch. Er liebte es, den Geist zu spielen, der stets verneint, und nichts ergötzte ihn mehr, als Ebenbürtige durch seine Dialektik ins Gedränge und zum Schweigen zu bringen. Folgender Vorfall wird dies bestätigen.

In Tiefurt, dem Sitz der Musen zu Anna Amalia's Zeiten, dem kleinen, zu einem herrlichen Park umgewandelten, von der Ilm durchflossenen Thale, wo Goethe's Schäferspiele „Die Fischerin“, „Der Jahrmarkt von Plundersweilern“ zuerst ans Licht der Welt traten, hatten sich, Raupach zu ehren, die Schöngeister Weimars versammelt, unter ihnen auch Kanzler Friedrich von Müller, Stephan Schütze und Riemer. Letzterer hatte kürzlich ein neues Sonett, das er meisterlich handhabte, vollendet und las es der Gesellschaft vor. Alle bis auf Raupach brachen in Lobeserhebungen aus. Sobald sich aber der Sturm des Beifalls gelegt hatte, nahm Raupach das Wort und sagte: „Ich habe alle Hochachtung vor meines Freundes Riemer Dichtertalent und Wissenschaft, aber Sonette kann er nicht schreiben.“ Nun entwickelte er nach allen Seiten hin die Regeln eines guten Sonetts mit einem Scharfsinn und einer so eminenten Redegabe, daß selbst ein Friedrich von Müller endlich den Kampf

aufgab. Eine Weile saß die Gesellschaft stumm und verstimmt da, nur Riemer schmunzelte still vor sich hin. Da ergriff Raupach wieder das Wort und sagte: „Ich danke Ihnen, mein lieber Riemer, für dies wahrhaft treffliche Sonett. Es ist wohl das beste, was in der Neuzeit geschrieben worden ist; ich wollte nur den Herren, vor deren Kunsturtheil ich ja den größten Respect habe, beweisen, daß ein frecher Kerl, wenn er den Kopf und die Zunge auf dem rechten Flecke hat, selbst dem Teufel ein X für ein U machen kann."

Ob die Herren die Persiflage nicht übel genommen haben, will ich dahingestellt sein lassen.

Raupach zog, wenn er in Weimar war, die Einladungen solcher Familien vor, in denen er sich gern bewegte und wußte, daß er seinem sarkastischen Muthwillen den Zügel schießen lassen konnte, ohne befürchten zu müssen, dadurch anzustoßen. Zu diesen gehörten vor allen unser Oels, bei dem er auch wohnte, solange dieser treffliche Künstler lebte, Stephan Schütze, die Regisseure Seidel, Durand und mein Haus.

Der geneigte Leser möge, damit das Charakterbild keines irgend bezeichnenden Zuges ermangle, auch ein paar Haus- und Wirthschaftsanekdoten freundlich mit in den Kauf nehmen.

Raupach war eben kein Gourmand, aber Alles, was

ihm gereicht wurde, mußte gut und fein bereitet sein, sonst hatten es die armen Hausfrauen zu büßen. Darum zitterten diese auch, wenn der Herr Gemahl ihnen ankündigte, daß er Raupach zu Tische eingeladen habe, und wurden schon blaß, wenn sie seinen schlürfenden Tritt hörten. Die Beherzteste von allen war Frau Durand, die ihm nie eine Antwort schuldig blieb. Einstens sagte er zu ihr: „Madame Durand, wie machen Sie das nur, daß man bei Ihnen stets das beste Rindfleisch genießt?" — „O ganz einfach, Herr Hofrath. Ich schicke das Fleisch so lange dem Metzger zurück, bis ich das bekomme, was ich verlangt habe." — „So machen Sie das also? Ja, ja! Ich dachte mir gleich, daß etwas Diabolisches dabei im Spiele sein müßte. Ich gratulire mir, aber nicht dem Fleischer." — „O mein bester Hofrath", erwiderte sie, „man kann wohl zum Teufel werden, wenn man einen so difficilen Gast zu bewirthen hat."

Ein anderes Mal, bei Stephan Schütze, präsentirte dessen Gattin Raupach ein Gericht Hopfenkeimchen, die in ihrer Form viel Aehnlichkeit mit Spargel haben, nur daß den Kopf ein kleiner grüner Büschel bildet. Raupach betrachtete lange, mit und ohne Brille, dieses ihm fremde Gericht, endlich sagte er mit satirischer Freundlichkeit: „Ich danke Ihnen, meine hochverehrte Frau Hofräthin; da ich aber nicht zu dem Geschlecht der wiederkäuenden

Geschöpfe gehöre, möchte sich mein Magen mit dieser sonderbaren Speise nicht einverstanden erklären." Die arme Frau wurde blutroth und übergab die Schüssel dem Diener.

„Friedrich's II. Tod" wurde zur Aufführung vorbereitet. In einem Abendcirkel bei Obermarschall von Spiegel, dem Intendanten des Theaters, der aus Adligen, Gelehrten und Schauspielern bestand — Spiegel wollte seine Untergebenen geachtet und geehrt wissen, darum zog er sie mit in seine ersten Cirkel — bat die Oberhofmeisterin Gräfin von F., die eine große Verehrerin Raupach's war, denselben, doch einige der schönsten Stellen aus dem genannten Werke vorzulesen. „Meine Gnädige", sagte Raupach in gereiztem Tone, „ich habe nicht einzelne schöne Stellen, sondern ein Ganzes geschrieben, wenigstens bin ich bisher dieser kecken Ansicht gewesen." Die Gräfin erwiderte: „Nun, wenn die Zeit nicht gestattet, den ganzen Schmuck bewundern zu können, ist man schon zufrieden, einzelne geschliffene Diamanten betrachten zu dürfen, wenn man sie auch aus der Fassung nehmen muß!" Nach einer tiefen Verbeugung gegen die Gräfin wandte er sich zum Tische, schlug das Manuscript auf und las die Scene zwischen dem Kaiser und König Ludwig ganz vortrefflich vor.

Ich könnte noch mehrere solcher schroffen Züge von

ihm erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, den Leser zu ermüden.

Unvergeßlich wird mir sein, wie wir im traulichen Kreis zusammen waren und Raupach gleichsam als Prophet in unserer Mitte saß. Es war die Zeit, wo überall der politische Boden anfing sich zu bewegen; aber was bisher anderwärts geschehen, konnte nicht befürchten lassen, daß der Aufruhr jemals durch ganz Deutschland seine Fahne tragen würde, und wir sprachen unsere Sicherheit kecklich aus. Da sagte Raupach: „Man lese die Weltgeschichte, so wird man finden, daß fast jedes Volk eine solche Katastrophe aufzuweisen hat; auch in Deutschland könnte sie erscheinen; ja selbst Rußland wird vor ihr nicht sicher sein. Wer aber, außer Gott, kann die Zeit ermessen, wo dieser finstere Geist auch über unsern Häuptern schweben und sie verrücken wird! Kommt er, dann hoffe ich, daß mannhafte Fürsten, nicht mit Gebeten und Weihwedel, sondern mit dem Schwert in der mächtigen Hand, ihn zu Boden werfen werden. Man gebe dem Volke, was Rechtens, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Darin besteht die Ordnung der Welt."

Alle diese Züge von Schroffheit, Sarkasmus, Bitterkeit und Menschenverachtung geben aber doch nur, ich möchte sagen die geistige Außenseite des Mannes, die

rauhe Schale, die sich um den gebildet hatte, der seines Charakterwerthes, seiner Begabung und geistigen Ueberlegenheit sich so klar bewußt war, als dessen, was ihm mangelte, die Ziele seines dichterischen Strebens zu erreichen, die er sich hoch genug gesteckt hatte; denn er wollte seinem Volke eine neue Gattung von Lustspiel und von welthistorischer Tragödie schaffen. Darum verletzte ihn die ungerechte Mißachtung, mit der die Kritik sein Streben verwarf, und der flüchtige Beifall der Menge konnte ihm nicht genügen. Der Kern seines Wesens war echt und edel, das beweisen seine Dichtungen Jedem, der unbefangen an sie herantritt, und davon sind alle überzeugt, die sich seine Freundschaft erworben hatten. Da verschwand jenes abstoßende, verletzende Wesen, seine strenge Wahrheitsliebe, seine Fülle von Kenntnissen in allen Gebieten menschlichen Wissens, sein hoher ernster Geist und seine edle Gesinnung traten hell zu Tage und zogen unwiderstehlich an. Darum würdigten zwei erhabene Fürstinnen, die unvergeßliche Großherzogin Maria Paulowna von Weimar und ihre gleichgesinnte Tochter, die Königin Auguste von Preußen, ihn ihrer Freundschaft. Und mit welch innigem Dank und welcher unwandelbaren Treue er diese ihm unschätzbare Anerkennung empfand, dafür könnte ich viele Aeußerungen des Mannes anführen, dem Niemand

die ſtrengſte Wahrheitsliebe und unbeſtechliche Aufrichtigkeit abſprechen kann, bedürfte es dafür noch eines Zeugniſſes.

Auguſte und Maria Paulowna waren die Sterne, die den Abend ſeines Lebens mild und wohlthuend verklärten.

Drittes Kapitel.

Laroche verläßt Weimar. — Oels' Tod. — „Der Verräther in den Alpen." — „Der Templer und die Jüdin." — Reise nach Dessau und Hamburg.

Das Jahr 1833 brachte unserm Institute zwei große Verluste. Zunächst verließ Laroche die weimarische Bühne und ging nach Wien. Er nahm Ende Februar als Daniel Cappuzzi in „Zampa" von dem Publikum Abschied, das ihn — man sollte es kaum glauben — ganz kalt entließ, einen Mann, der zehn Jahre lang dasselbe durch seine Leistungen erfreut hatte, der stets ein willkommener Gast in geselligen Kreisen gewesen war. Woher diese Theilnahmlosigkeit? Weil die guten Leute ihn für undankbar erklärten, daß er Weimar, wo es ihm so gut gegangen, verlassen und nach Wien gehen konnte. Laroche wäre, trotz der bei weitem glänzendern Aussichten, vielleicht dennoch in Weimar geblieben, wenn

man ihm in seinen Privatverhältnissen sich nicht feindlich entgegengestellt hätte und wenn er nicht einer damals einflußreichen Person unbequem gewesen wäre. Darum bemühte man sich nicht, ihn zu halten.

Der andere Verlust war ebenso unersetzlich und ergriff alle Freunde der Kunst auf das schmerzlichste. Oels, der uns noch wenige Monate zuvor durch seine Darstellung der beiden Friedriche von Raupach begeistert hatte, starb am 7. December.

Nach meiner Rückkehr aus dem Bade ging ich mit Eifer an die Vollendung meiner Oper „Der Verräther in den Alpen", die ich schon früher begonnen und zu der mein Freund Max Seidel den Text geschrieben hatte. Sie lief glücklich am 8. April 1833 vom Stapel und war das Probestück meiner Regieführung, die ich für Laroche übernahm. Sujet wie Musik fanden Anklang beim Publikum, und so erfolgten mehrere Wiederholungen. Raupach, der einer dieser Aufführungen beiwohnte, sagte mir andern Tags: „Ihr Werk ist melodienreich, aber, Theurer, für den großen Haufen muß man nicht Miniatur, sondern Fresco malen; ich bin überzeugt, daß nur Wenige die Anklänge der beiden französischen Volkslieder, die den Verräther des Vaterlandes andeuten sollen, verstanden haben." Ich hatte nämlich in der Arie des Bösewichts, der ein Spion der

Franzosen war, die Motive der Marseillaise und des „Marlborough s'en va-t-en guerre“ angebracht.

Noch vor Schluß der Saison setzte ich „Templer und Jüdin“ von meinem Freunde Marschner in Scene. Die Intendanz hatte mir die Mittel bewilligt, die Oper in jeder Hinsicht würdig auszustatten, und da alle Mitwirkenden ihre Schuldigkeit thaten, so durfte man die Darstellung, die zuerst am 27. Mai stattfand, als eine höchst gelungene betrachten. Ganz vortrefflich war Franke als Bruder Tuck.

Marschner hatte mich schon 1829, kurz nach meinem Eintreffen in Weimar, mit seinem Besuche erfreut; zunächst um der ersten Aufführung seines „Vampyr“ beizuwohnen, außerdem auch, um mich mit „Templer und Jüdin“ und namentlich darin mit der Rolle des Bois Guilbert bekannt zu machen. Noch fehlte ihm eine Originalmelodie für das Lied des Ivanhoe im dritten Acte, und ich war erfreut, ihm ein Buch alter schottischer Schlachtgesänge, welches zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Edinburg erschienen und im Besitz der Frau Ottilie von Goethe war, verschaffen zu können. Er fand darin, was er brauchen konnte.

Da die Saison in diesem Jahre schon am 15. Juni geschlossen wurde, trat ich eine längere Kunstreise an, auf der meine Frau mich leider nicht begleiten konnte, da

Mutterpflichten sie zurückhielten. Zunächst folgte ich einer freundlichen Einladung des Hofmarschalls von L. in Dessau, um auf dem dortigen Schloßtheater einige dramatische Vorstellungen zu leiten. Da das dortige Personal, außer zwei Kammersängern, nur in vier Dilettanten bestand, forderte ich Herrn und Frau Seidel zur Mitwirkung auf. Fräulein Marie Schmidt, schon im zweiten Band meines Tagebuchs (S. 272) erwähnt, war ein stets willkommener Gast in Dessau und hatte gleichfalls eine Einladung vom Hofmarschall erhalten. In Gemeinschaft mit Marie Schmidt und ihren wackern Aeltern trat ich die Reise an, die nicht ohne Abenteuer abgehen sollte; denn kaum hatten wir Halle, wo wir Nachtquartier genommen, im Rücken, als die Axe unseres Wagens brach. Mariechen stieß einen Schrei aus — ich glaube, es war das zweigestrichene C — daß sich Alt und Jung, wir waren gerade bei einem Dorfe, versammelte. Was war nun zu machen, da der Wagner erklärte, den Schaden nicht unter vierundzwanzig Stunden repariren zu können? Man sagte uns, daß der Herr Oberamtmann ein sehr freundlicher Mann wäre und „eene scheene Kutsche" hätte. Ich lenkte also meine Schritte zu dem Oberamtmann und überlegte reiflich, wie ich meine Bitte am gewinnendsten vortragen könnte.

Ein Hercules ohne Löwenfell und Keule, aber mit

bocklebernen Unnennbaren zeigte mir die Thür, wo ich anzuklopfen habe. Ich that es und ein markiges „Herein!", was nur aus einer hochgewölbten Brust kommen konnte, drang in mein Ohr. Ich öffnete und ein wohlhäbiger, kräftiger Mann mit frischem, vollem Gesicht trat mir mit dem Ausruf entgegen: „Ei, mein lieber Herr Genast, was verschafft mir denn das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen? Können Sie sich noch erinnern, wie Sie mit Ihrem Freunde nach dem »Don Juan« in Alippi's Keller kamen und dort einen Haufen wilder Oekonomen antrafen?" Nun stand mir mit einem Male das ganze Nachtgemälde mit Austern, Champagner u. s. w., aber wahrlich kein Stillleben, vor Augen. So ein Schauspieler, namentlich wenn er in einer großen Handelsstadt Carrière gemacht hat, ist doch bekannt auf allen Wegen und Stegen! Ich konnte mir die wohlgesetzte Rede nun jedenfalls sparen und dem alten lustigen Gesellen ohne weitere Umstände zu Leibe gehen. Aber, o Jammer! die herrlichen Steindämme, die damals noch den ganzen District durchkreuzten, hatten seinen Wagen ebenfalls unbrauchbar gemacht, und er konnte uns nur mit einem Leiterwagen aus der Noth helfen. Dieser wurde mit Dank angenommen; Koffer, Kisten und Kasten waren bald aufgepackt, und auch mit dem Stroh geizte der Herr Oberamtmann nicht, damit, wie er sich ausdrückte,

die Damen bequem sitzen könnten. Unter einem „Glückliche Reise!“ unseres lächelnden Wohlthäters rasselten wir in unserm Phaëton, der ganz einem frühern Thespiskarren gleich sah, von dannen. So oft wir durch einen Ort kamen oder Menschen sahen, verhüllte Mariechen ihr liebliches Gesicht mit einem dichten Schleier; Papa Schmidt hatte seinen Platz zwischen einer großen Kiste und der Wagenleiter gewählt und schrie Ach und Weh über die Rippenstöße, die er davontrug, wenn ein oder das andere Rad über einen kleinen adersbacher Felsen rutschte. Mama Schmidt duldete ihren unbequemen Sitz mit einer wahren Engelssanftmuth. Da mein Haupt nur mit einer koketten Morgenmütze bedeckt war, kam ich bei dem Sonnenbrande mehr mit dem Antlitz eines Indianers als dem eines ehrlichen Thüringers in Dessau an. Es war den Vorübergehenden nicht zu verdenken, wenn sie uns für den Vortrab einer Seiltänzerbande hielten. Zum Glück erwartete uns der Onkel Mariechens, Baurath Pozzi, auf dem letzten Dorfe vor Dessau. Kein Eichkätzchen kann schneller vom Baume herunterkommen, als Mariechen vom Leiterwagen; nur Papa Schmidt blieb geduldig als Wächter auf dem Phaëton bis in die Stadt hinein.

Die erste Vorstellung, die wir in dem kleinen Schloßtheater den höchsten Herrschaften vorführten, war die

„Schweizerfamilie", worin Oberkammerherr von B. den Grafen, die Kammersänger Krüger und Dietecke den Richard und Jakob, Marie Schmidt und ihre Tante, Bauräthin Pozzi, Emmeline und Gertrud, Seidel den Durmann und ein Dilettant den Paul übernahmen. Die Sänger gaben sich alle Mühe und die Sache ging glatt und rund zusammen; besonders zeichnete sich das Orchester unter Friedrich Schneider's trefflicher Leitung aus. Obgleich sentimentale Rollen nicht zu dem Fache der Schmidt gehörten, war sie doch ein so talentvolles, begabtes Mädchen, daß sie sich in jeden Charakter hineinzudenken wußte; auch hatte sie kurz zuvor mit Vortheil die große Schröder-Devrient in dieser Rolle gesehen.

„Adrian von Ostade", „Das Landhaus an der Heerstraße" und die „Wiener in Berlin" wurden noch im Schloßtheater gegeben und, damit das größere Publikum auch etwas davon haben sollte, im Stadttheater der „Barbier von Sevilla". Hierbei und im „Adrian" wirkte ich gleichfalls als Darsteller mit.

Man suchte uns von seiten der Herrschaften den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Der liebenswürdige, humane Fürst gab uns ein glänzendes Fest in Wörlitz, wobei der Hofmarschall von L. mit seiner Gemahlin präsidirte und sämmtliche Cavaliere mit ihren Damen zugegen waren.

Wörlitz war mir schon von frühern Zeiten her bekannt, aber doch erfreute ich mich, namentlich in so liebenswürdiger Gesellschaft, an dieser aus einer Sandwüste erschaffenen Idylle. Nicht weniger trug die wahrhaft herzliche Gastfreundschaft des wackern Pozzi und seiner trefflichen Gattin zu unserm Wohlbefinden bei.

Die zehn Tage, auf die ich meinen Aufenthalt in Dessau ausdehnen durfte, waren bald vergangen. Mit tiefer Dankbarkeit empfahl ich mich der fernern Huld des hochgesinnten fürstlichen Paares.

In Hamburg angekommen, stieg ich im Hotel Hannover, dem Theater gegenüber, bei Marr, dem Vater des ausgezeichneten Charakterspielers Heinrich Marr, ab.

Als Don Juan trat ich auf und entsprach den Erwartungen, die das zahlreich versammelte Publikum von mir gehegt zu haben schien, wahrscheinlich nicht. Die guten Hamburger waren, wie mir meine Freunde des andern Tages sagten, gewohnt, den Don Juan als einen Ausbund von Liederlichkeit aufgefaßt zu sehen; ich mußte also, da mir ein leidlicher Ruf in dieser Rolle voranging, ihrer Meinung nach der Oberste aller gemeinen Lüstlinge sein; da ich aber nach Rochlitz' Ansicht darin den feinen, gewandten Cavalier hervorhob, so fand ich eben nicht den Beifall, der mir anderwärts geworden war.

Die zweite Rolle, in der ich auftrat, war der Bertram in „Robert der Teufel“. Mein Stimmumfang eignete sich für solche Aufgaben wenig, jedoch suchte ich, was mir darin mangelte, durch ausgeprägte Charakteristik und fleißig nüancirtes Spiel zu ersetzen, soweit das eben bei einem solchen Zwitter zwischen Mensch und Teufel möglich war, und es gelang mir vollkommen, die Gunst des Publikums zu gewinnen; ich mußte die Partie wiederholen. Zu gleicher Zeit mit mir gastirte die Pirscher und etwas später Cornet mit seiner Gattin. Eine Scene, der ich bei Cornet's erstem Auftreten in „Fra Diavolo“ beiwohnte und die noch jetzt meine Heiterkeit erregt, will ich hier mittheilen. Ein großer Theil des Publikums war gegen Cornet eingenommen, weil er kein umgänglicher Mensch gewesen sein soll, und dieses ließ man höchst tadelnswerther Weise seiner Künstlerschaft mit entgelten; unter der Judenschaft aber zählte er viele Anhänger. Ein christlicher Riese mit dem Umfang eines Falstaff stand vor mir und Jost im Parterre neben einem kleinen Juden — man konnte sich kein besseres Bild von Goliath und David denken. So oft sich nun die Gelegenheit bot, Cornet Beifall zu spenden, schrie Davidchen: „Bravo, bravo, bravo!“ worauf Goliath ihm stets einen verächtlichen Blick zuwarf. Nach der Arie im dritten Act schrie der Kleine wie besessen: „Da capo, Herr

Cornet, da capo, capo, capo!“ Dabei erhob er seine Hände über den Kopf, daß sie in gleiche Höhe mit dem Gesicht des Riesen kamen, und klatschte wie ein Wahnsinniger. Goliath mußte einen Schritt beiseite treten, um nicht eine enthusiastische Ohrfeige zu bekommen. Das setzte seiner Geduld ein Ziel und er schrie ein so furchtbares „Ruhe!“ in die Ohren des Kleinen, daß wir glaubten, Liliput würde davon umfallen. Aber wie ein Wiesel wandte er sich an seinen Gegner und schrie, was nur die Lunge hergeben wollte: „Ruhe? Da capo, Herr Cornet! Wie können Se sich unterstehen, zu schreien Ruhe? Da capo, Herr Cornet! Ich zahle mein Geld so gut wie Sie! Da capo, Herr Cornet! Mer woll'n doch mal sehn! Da capo, capo, capo!“ Es war ein solcher Heidenlärm von Pfeifen, Pochen und Applaudiren, daß man sich auf einem polnischen Reichstag hätte glauben können. Endlich gaben die Christen vernünftigerweise nach und die andere Partei behielt die Oberhand.

Damals stand noch die hamburger Bühne in der ersten Reihe der deutschen Theater, namentlich das männliche Personal, denn Lenz, Jost, Lebrun, Schmidt, Gloy waren Künstler ersten Ranges. Unter den Damen zeichneten sich besonders aus Constanze Le Gay, nachmals Frau Dahn, und Karoline Lebrun, geborene Steiger.

Hier wurde mir Gelegenheit, die Schröder'sche Schule im Ensemble zu sehen, und ich fand den Ausspruch meines Vaters: Goethe habe nach dem Idealen, Schröder nach dem Realen gestrebt, vollkommen gerechtfertigt. Kein weimarischer Schauspieler hätte hier in den Rahmen der Tragödie gepaßt, wie umgekehrt kein Schröder'scher Schüler in den der weimarischen. Was ich besonders vermißte, war der poetische Schwung der Redekunst. Wien und Hamburg mögen wohl im Anfang dieses Jahrhunderts in dieser Hinsicht geistesverwandt gewesen sein, wie Weimar und Berlin. Es hätte mir große Freude gemacht, Mitwirkender in dem genannten trefflichen Ensemble zu sein, aber der eigensinnige Director Schmidt wollte mir weder den Wachtmeister in „Minna vom Barnhelm", noch den alten Busch im „Räuschchen" gestatten.

Meine alten und neuen Freunde in Hamburg thaten Alles, mir das Leben dort so angenehm als möglich zu machen, aber meine Sehnsucht nach Weib und Kindern wuchs mit jedem Tage und ich war von Herzen froh, als ich im Eilwagen saß und der geliebten Heimat wieder zueilte. Da ich einen Tag länger zur Reise gebraucht hätte, wenn ich mit der Post über Leipzig gefahren wäre, so bestellte ich mir in Halle einen eigenen Wagen, und um das Wiedersehen noch zu beschleunigen, gönnte ich meinen Gliedern nur wenige Stunden Schlaf, um sich von der

Strapaze der langen Fahrt zu erholen. Ich hatte meine Frau brieflich gebeten, mir mit den Kindern und der Mutter bis Herren-Gosserstedt entgegenzukommen. Am Morgen um zwei Uhr fuhr ich von Halle ab, und den wohlbekannten Weg über die Dörfer Karstorf, Kalter Haase u. s. w. nehmend, eilte ich dem ersehnten Ziele, Herren-Gosserstedt, entgegen. Nicht der Erinnerung des eben Erlebten gehörten meine Gedanken an, sondern ausschließlich meinem Weibe und meinen Kindern, von denen ich sechs Wochen lang getrennt gewesen war.

Als ich auf dem Vorsprung des Berges anlangte, von wo aus man das Thal mit dem friedlichen Dörfchen erblickt, sah ich im Grunde desselben vier Kinder und zwei Frauen, die ihre weißen Tücher schwenkten. Wie wäre ich da im Stande gewesen, in dem engen Wagen die steile Höhle hinabzufahren! Mein Herz jauchzte auf; mit einem Sprung war ich aus dem Wagen und rannte wie ein gejagter Hirsch den Abhang des Berges hinunter. Mit seligem Entzücken schloß ich wieder mein theures, geliebtes Weib, Kinder und Mutter in die Arme.

Viertes Kapitel.

Tenorist Knaust. — Harzreise. — Sophie Schröder in Leipzig. — Ringelhardt. — Die leipziger Oper. — Lortzing's Gastspiel in Weimar. — Livia Gerhardt. — Mein und meiner Frau Gastspiel in Leipzig.

Im Jahre 1834 gelang es endlich der Intendanz, einen glücklichen Ersatz für unsern verstorbenen Moltke in dem trefflichen Tenoristen Knaust zu gewinnen, der, von Bremen kommend, bei uns lebenslänglich engagirt wurde. Seine Stimme hatte mehr den Charakter eines Helden- als eines lyrischen Tenors, dabei war er ein ganz wackerer Schauspieler, und so gelangen ihm Partien wie Masaniello, Licinius und andere dieses Genres ganz ausgezeichnet. Leider verlor er schon im Jahre 1838, wo der Kaiser Nikolaus mit seiner Gemahlin sich acht Tage lang in Weimar aufhielt und den hohen Gästen zu Ehren jeden Tag Theater, darunter viermal Oper gegeben wurde, seine Stimme. Die übermäßige An-

ſtrengung koſtete ihm ſein ſchönes Organ; aber auch hier bewährte ſich das edle Herz unſeres Fürſten. Knauſt bezog zwei Jahre lang ſeinen vollen Gehalt, dann trat ein anſtändiges Wartegeld dafür ein, und erſt im vierten Jahre erfolgte ſeine Penſionirung.

Ende Mai hatten wir das Vergnügen, den trefflichen Heldentenor Kammerſänger Babenigg aus Dresden zu hören und zwar in zwei ſeiner hervorragendſten Leiſtungen, als Fra Diavolo und Othello. Obgleich ſeine Stimme ſchon die jugendliche Friſche eingebüßt hatte, konnte man ſich doch an dem durch und durch gebildeten Sänger und wackern Schauſpieler erfreuen.

Den Gaſtſpielantrag, der mir und meiner Frau für dieſes Jahr nach Breslau geworden war, lehnten wir ab, da wir nach ſo angeſtrengter Berufsthätigkeit uns während der Sommermonate eine Erholung gönnen wollten.

Vorerſt unternahmen wir in Geſellſchaft unſeres Schwagers Emil Devrient eine kleine Reiſe in das uns noch unbekannte Harzgebirge. In einer leichten offenen Droſchke mit raſchen Pferden und wackerem Kutſcher fuhren wir durch die lachenden Fluren der güldenen Aue, und noch vor Sonnenuntergang erreichten wir den alten Kyffhäuſer, wo Kaiſer Rothbart an die ſiebenhundert Jahre ſein Mittagsſchläfchen hält. Da nach üblichem Brauch

das Bett des Kaisers nicht ohne Krone sein darf, hatte hier die Sonne das Geschäft des Juweliers übernommen und umstrahlte das alte Gemäuer mit der vollen Glut ihrer untergehenden Pracht. Die Rothenburg wurde ebenfalls betrachtet, und dann fuhren wir auf einem schauerlichen Wege, der jetzt einer trefflichen Chaussee Platz gemacht hat, nach Roßla, wo wir Nachtquartier nahmen. Der Leser mag aber nicht fürchten, daß ich ihn mit einer Beschreibung des Harzes langweilen will; ich wüßte wahrlich nicht, womit ich sie kurzweilig machen sollte, da unsere Reise sich ganz in dem gewöhnlichen Gleise bewegte, in welchem sie Tausende vor und nach uns gemacht haben. Auch ich habe mich an dem Schönen und Wunderbaren der Harzgegend innigst erfreut, muß aber dabei eingestehen, daß mir der Thüringerwald mit seinem idyllischen Charakter, seinen Bergen und lachenden Thälern, seinen duftigen Wäldern und erquickenden Quellen sympathischer ist.

Das Endziel unserer Reise war das Ilsethal und der Brocken; von da fuhren wir über Blankenburg, Ballenstedt und Eisleben, wo nicht versäumt wurde, Luther's Wohnung in Augenschein zu nehmen, nach Leipzig, um dort unsern Freunden einen Besuch abzustatten. Im Theater sahen wir unter Ringelhardt's Direction die „Braut von Messina", worin Sophie

Schröder als Isabella auftrat und ihren hohen Ruhm bewährte. Die Vorstellung ging, was die Hauptpersonen und auch die Chöre anbetrifft, gut zusammen. Dessoir, welcher den Don Cesar spielte, documentirte, wenn auch seine Plastik noch Manches zu wünschen übrig ließ, doch schon sein bedeutendes Talent zur dramatischen Darstellung. Die zweite Vorstellung, die wir sahen, war der „Maskenball" von Auber, den Ringelhardt mit vieler Pracht und großem Glück in Scene gesetzt hatte. Wir hörten ein Ensemble von schönen Stimmen, wie man es selten vereinigt findet. Eichberger (Gustav), Hauser (Ankarström), die Piehl (Melanie) und die siebzehnjährige Livia Gerhardt (Oskar) leisteten wirklich Ausgezeichnetes. Die drei Erstgenannten waren mir bereits bekannt, in Livia Gerhardt aber lernte ich ein neues, höchst bedeutendes Talent kennen. Wie selten findet man persönliche Schönheit mit ebenso sympathischer als gut geschulter Stimme, dramatische Begabung mit ebenso viel Grazie und Liebreiz vereinigt! Bei ihr war dies Alles vorhanden. Da ich mit dem Vater des reizenden Mädchens von früher her bekannt war, erkundigte ich mich zunächst, unter welchen Bedingungen sie bei Ringelhardt engagirt sei. Sie waren der Art, daß man ihr in Weimar weit bessere stellen konnte, und so hoffte ich denn mit großer Zuversicht, diese Perle für unser Theater gewinnen zu können.

Aber ich fand bei meinem Herrn Intendanten kein geneigtes Ohr, trotzdem ich ihm alle ihre Vorzüge schilderte und die Dringlichkeit der Sache vorstellte, da ein solches Talent nicht lange unbekannt bleiben könnte. Alles war vergebens; er begnügte sich eben mit dem, was er hatte, obgleich das Fach der lyrischen Sängerin an unserer Oper unbesetzt war.

Der als Componist später so allgemein beliebte Albert Lortzing, der zu dieser Zeit noch der Bühne angehörte, trat im Herbst an drei verschiedenen Abenden als Gast bei uns mit vielem Beifall auf: als Karl Ruf, im „Leichtsinnigen Lügner" und „Fest der Handwerker" als Felix Wase und Hähnchen, im „Dachdecker" und „Kapellmeister von Venedig" als Petzold und Peter. Nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch gewann er sich alle Herzen, denn er gehörte zu den liebenswürdigsten, bescheidensten Naturen, die ich je gekannt habe. Sein Lehrer Rungenhagen in Berlin hatte ihn zu einem tüchtigen Musiker herangebildet, und er beschäftigte sich schon frühzeitig mit Composition von Chören, Märschen, Liedern und Operetten. „Ali Pascha von Janina", „Der Pole und sein Kind", „Die beiden Schützen" hatte er schon geschrieben, als er 1838 mit „Zaar und Zimmermann" hervortrat und so bedeutende Erfolge erzielte. Manche Musiker spielten seine Werke

mit hochmüthigem Achselzucken und fühlten sich verletzt, wenn der ehemalige Komödiant den Dirigentenstab in die Hand nahm, und doch war schwerlich einer dieser Herren an gründlicher Kenntniß und großer Begabung ihm gleich. Schade, daß er den Schauspieler mit dem Kapellmeister vertauschte, und höchst betrübend, daß der Tod ihn so bald seinem Wirken entriß!

Kurze Zeit nach ihm trat Sophie Schröder auch bei uns in der „Braut von Messina" auf und begeisterte uns alle durch ihre vollendete Meisterschaft. Wer möchte es unternehmen, aus einem so vollkommenen Ganzen alle die einzelnen wunderbar ergreifenden Momente aufzuzählen? Nur des einen will ich gedenken, wo sie die Leiche des Manuel erblickt. Dieser herzzerreißende Aufschrei: „O himmlische Mächte!" und dann mit tonloser Stimme: „Es ist mein Sohn" — es war, als ob die Sonne des Lebens in einen Abgrund endlosen Wehs versänke. Nicht ein ganzes Meer von Thränen hätte besser ein gebrochenes Mutterherz bezeugen können. Wir sollten die Schröder noch als Iphigenia sehen, aber leider erkrankte der Darsteller des Orest und sie konnte ihre Abreise nicht verzögern.

Was ich vorausgesehen hatte, ging bald in Erfüllung; der Ruf von Livia Gerhardt verbreitete sich mehr und mehr bereits in den höchsten Kreisen Weimars. Herr von

Spiegel beauftragte mich nun, an Fräulein Gerhardt zu schreiben und ihr ein Gastspiel anzutragen. Sie trat am 30. Mai 1835 zuerst in „Montecchi und Capuletti" als Giulietta mit außerordentlichem Beifall auf. Diese Rolle und die Prinzessin von Navarra mußte sie wiederholen. Außerdem sang sie noch die Rosine im „Barbier von Sevilla" und die Alice in „Robert der Teufel". Sie machte in allen ihren Darstellungen so großes Glück, daß man ihr Engagement allgemein wünschte. Besonders hatte sie sich die Gunst unserer im hohen Grade musikverständigen, wie in allen Künsten den reinsten Geschmack bewährenden Großherzogin Maria Paulowna zu erwerben gewußt. Da verstand es sich denn von selbst, daß man kein Opfer scheute und selbst eine Gage bot, die für den hiesigen Bühnenetat eine außerordentliche zu nennen war. Daneben bekundete sich wieder die edle und einsichtsvolle Humanität der fürstlichen Frau. Sie ließ der lieblichen Sängerin, deren Gesundheit uns damals angegriffen erschien, das Anerbieten machen, vor dem Eintritt in das Engagement einen halbjährigen Aufenthalt in einem südlichen Klima zu nehmen, und wollte die Kosten dafür verwilligen. Aber leider waren alle diese Bemühungen jetzt zu spät, und man erfuhr nunmehr, daß Livia Gerhardt bereits von Herrn Cerf in Berlin für die Königstädter Bühne gewonnen worden war.

Unvergeßlich werden mir die genußreichen Stunden bleiben, die sie nicht nur auf der Bühne, sondern auch in geselligen Kreisen durch ihre trefflichen Liedervorträge und ihre liebenswürdige Persönlichkeit uns allen bereitete.

Director Ringelhardt hatte mich und meine Frau für den obenerwähnten Sommer zu einem Gastspiel nach Leipzig eingeladen. Mit Vergnügen folgten wir dieser Aufforderung, welche uns Gelegenheit verschaffte, wieder mehrere Wochen im Kreise unserer lieben leipziger Freunde zu verleben. Mit altgewohnter Herzlichkeit wurden wir von allen aufgenommen. Meine Frau konnte nicht ruhig sein, ohne wenigstens eins ihrer Kinder bei sich zu haben, darum wurde das jüngste mitgenommen, und wir stiegen seinethalben nicht in einem Gasthof ab, sondern mietheten eine Wohnung in der Hainstraße, die uns besonders wegen einer Stube mit einem hübschen vorspringenden Erker gefiel. Gerade dieser Erker bereitete uns in der ersten Zeit unseres Aufenthalts keine geringe Verlegenheit, denn nicht nur unser Haus, sondern auch die Nachbarhäuser und fast alle Gebäude der Hainstraße waren in demselben Stil gebaut, und als ich mit meiner Frau nach Mitternacht aus einer Gesellschaft kam, wurden wir auf einmal zu unserm Schrecken inne, daß sie einander wie Zwillingsbrüder glichen und wir bei der damals noch sehr bescheidenen Straßenbeleuchtung nicht

herauszufinden vermochten, welcher von allen diesen Erkern der unserige war. Was thun? Des Kindes wegen konnten wir nicht in einem Gasthof übernachten, also strengten wir uns von neuem an, das richtige Haus zu errathen, und riefen eins um das Andere, bald vor dieser, bald vor jener Thür: „Hier muß es sein!" — „Nein, hier!" — „Gewiß, liebe Frau, hier!" — „Verlaß dich drauf, lieber Mann, hier!" Da erscholl plötzlich hinter uns eine mächtige Stimme mit zweifelloser Sicherheit: „Hier in diesem Hause wohnen Sie, Herr Genast!"

Ich war so überrascht durch den Eintritt dieses deus ex machina, daß ich dem unbekannten Helfer, der, ohne sich bei uns aufzuhalten, seines Weges weiter ging, kaum noch meinen Dank nachrufen konnte; unsere Wohnung hatte er richtig gezeigt.

Auf vielseitigen Wunsch trat meine Frau als Donna Diana und ich als Don Juan auf, und das Publikum, das bei allen unsern Vorstellungen das Haus füllte, nahm uns mit großer Wärme auf. Unter anderm sang ich auch den Seneschall in „Johann von Paris", und da die Oper nach Ansicht des Directors den Abend nicht ausfüllte, trug ich vorher ein neues Werk von mir vor. Ich hatte die Ballade von Saphir: „Die letzte Stunde des Hauses" für eine Singstimme und ganzes Orchester componirt. Der Beifall übertraf bei weitem meine Hoffnungen; es fand an

einem der nächsten Abende eine Wiederholung statt, die Wunder'sche Handlung gab Partitur und Klavierauszug heraus, und meine Arbeit wurde dann auch in andern Städten günstig aufgenommen.

Unsere letzte Gastvorstellung war „Lenore" von Holtei, worin meine Frau die Lenore und ich den Unteroffizier Wallheim spielte. Meine lieben Collegen Eichberger, Lortzing, Berthold und Pögner hatten sich, uns zu ehren, erboten, Husaren vorzustellen, um an der Leiche Wilhelm's das Mantellied zu singen. Sie trugen es so herrlich vor, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ueberhaupt war an diesem Abend die sympathische Stimmung zwischen Künstlern und Publikum nicht zu verkennen.

Nach dem Theater ging meine Frau zu ihrem Kinde nach Hause und ich mit meinen Freunden, deren Zahl nicht gering war, in das Hotel de Pologne. Wir suchten die Rührung, die uns mehr oder minder alle erfaßt hatte, abzuschütteln, wozu uns der schäumende Wein und der Witz Herloßsohn's denn auch bald verhalfen. Nur Heiterkeit und Frohsinn sollten den letzten Abend beherrschen. Scherzhafte Toaste, worauf jedesmal ein vierstimmiges Lied folgte, wechselten ab, bis ein Kellner hastig meldete, daß mir und meiner Frau vom zittauer Gesangverein ein Ständchen gebracht würde. Natürlich verursachte

das einen allgemeinen Aufbruch, und die ganze Schaar zog mit mir dem Orte zu, wo eine Menschenmasse fast die Straße sperrte. Ich drängte mich voran durch das Gewühl, und da ich doch unmöglich erst die Treppe hinaufeilen, meine Frau wecken, schließlich mit ihr an das Fenster treten und eine unvorbereitete Rede halten konnte, suchte ich mir lieber mitten unter der Menge Gehör zu verschaffen und baute in der Eile aus „Nachsicht und Güte, tiefgefühltem Danke, unvergeßlichem Abend, freundlichem Andenken" und dergleichen Redensarten, die ein Schauspieler zu gebrauchen pflegt, wenn er nach seiner letzten Rolle gerufen wird, eine Danksagung zusammen. Da man mir aber anhören mochte, daß es dessenungeachtet nicht nur hergebrachte Redensarten waren, sondern daß ich die ehrenvolle Auszeichnung und alles Freundliche, das uns in diesen Wochen in dem lieben Leipzig zu Theil geworden, tief im Herzen empfand, nahm man die Worte günstig auf.

Durch dies Alles wurden meine Freunde und ich noch mehr angeregt. Jetzt nach Hause zu gehen, war uns unmöglich; in den Gasthof zurückzukehren, genügte uns nicht, wir waren eben aufgelegt zu allerlei Kurzweil. So entsprach denn endlich nur der excentrische Vorschlag, mitten auf dem Markte ein Lagerleben zu beginnen, unserer Stimmung. Gesagt, gethan. Die Sommer-

nacht war lau und sternhell. Aus Alippi's Keller wurden dienende Geister heraufbeschworen, die geschäftig Champagnerflaschen und Gläser herbeibrachten; die Pfropfen knallten, der Wein schäumte, aber die freudigen Künstlerherzen verlangten noch nach einem höhern Genuß und edlerer Befriedigung. Beides wurde ihnen in schönster Weise zu Theil. Eichberger mit seinem klangvollen Tenor, Pögner mit seinem prachtvoll sonoren Baß, Lortzing und Berthold hoben vierstimmig „O sanctissima" an. Bei dem herrlichen, meisterhaft eingeübten und vorgetragenen Liede verflog uns allen die ausgelassene Laune, eine weihevoll andächtige Stimmung überkam uns, der Wein verschäumte ungetrunken in den Gläsern. Nun folgte der Chor „O Isis und Osiris", und der unsterbliche Mozart riß die Zechgenossen abermals zu entzückter Bewunderung hin. Eben sollte auf allgemeines Verlangen die Ouvertüre zur Zauberflöte angestimmt werden, da, o Jammer! trat die Polizeiwache dazwischen, erhob ihre anders lautende Stimme und sprach: „Meine Herren, haben Sie die Güte, nach Hause zu gehen; Mitternacht ist längst vorüber." Wohl oder übel erhoben wir uns, nur der kleine dicke Freund U., der des süßen Weines voll und der Vater dieses Lagers war, blieb liegen und lallte mit schwerer Zunge: „Herr, wie können Sie sich unterstehen, uns zu beleidigen! Und was ist das für eine

Manier, die Mütze auf dem Kopfe zu behalten?" — „Herr U.", erwiderte der Polizeimann gelassen, „das ist meine Dienstmütze, die nehme ich selbst vor meinen Vorgesetzten nicht ab." — „Ach was", schrie U., „Sie mögen mir schöne Kerle zu Vorgesetzten haben!" Hierauf wurde Freund U. ohne weiteres von zwei Polizisten in Beschlag genommen und auf die Polizei abgeführt. Herloßsohn hatte sich gleich beim Beginn des Conflicts mit zwei Flaschen des süßen Sectes in Sicherheit gebracht, denn er kam nie gern mit der Polizei in nähere Berührung. Das war ein kalter Platzregen auf die erhitzten Köpfe; aber was thun? Sitzen konnten wir doch den kleinen betrunkenen Kerl nicht lassen. Darum entschlossen wir uns, durch verständige Vorstellungen und Bitten, die wir dem Herrn Polizeicommissar an sein menschliches Herz legen wollten, ihn wieder loszueisen. Der ganze Trupp zog vor das Polizeigebäude, und Eichberger, mein Freund Isensee und ich begaben uns in das Bureau des diensthabenden Commissars, der am Pulte sitzend und uns den Rücken zukehrend mit einem barschen „Was gibt's?" die Eintretenden empfing. Ich war der Erste, der seine Beredtsamkeit an dem Manne des Gesetzes prüfen wollte. Kecklich trat ich vor, um eine Pauke voll Entschuldigung für den Gefangenen zu halten, aber kaum hatte ich begonnen, als der Gefürchtete

sich rasch umwandte und mit freundlich lächelndem Gesicht sagte: „Ei, Herr Genast, das ist ja höchst erfreulich, Sie noch so spät bei mir zu sehen! Sie wollen mir gewiß Adieu sagen, da Sie morgen schon abreisen. Ah, und Herr Eichberger! Und auch Herr Isensee, Sie haben gewiß Ihre Compagnie inspiciren wollen, die heute gerade auf Wache steht.“ (Isensee war Hauptmann der Communalgarde.)

Isensee. Bester Herr Commissar, wir sind gekommen, um Sie zu bitten, den armen Teufel U. frei zu geben, der wahrlich seiner Sinne nicht mächtig ist und durchaus nicht weiß, was er spricht.

Commissar. Ei, ei, meine Herren! Sie haben um Mitternacht auf offenem Markte Skandal gemacht; so lautet der Rapport, und Herr U. hat die Wache insultirt.

Ich. Das Letztere ist leider wahr, doch der Mensch ist ganz und gar betrunken. Skandal aber haben wir nicht machen wollen. Sie werden bemerken, daß wir ebenfalls angeheitert sind. In dieser fröhlichen Stimmung haben wir den Marktbewohnern eine musikalische gute Nacht zugerufen und dabei ein Glas Champagner auf ihr Wohlsein geleert. Sie wissen, verehrter Herr Commissar, Jugend hat nicht Tugend, und wir alle haben das Schwabenalter noch nicht erreicht.

Der Commissar mußte lachen, ließ den Gefangenen herbeibringen und gab ihn nach einigen ernsten Ermahnungen

frei. Mit freudigen Gesichtern, nicht mit Jubel, denn dieser hätte uns schlecht bekommen können, wurde er von den Außenstehenden begrüßt. Nun wollte der wilde Junge erst recht auf dem Markte kneipen, aber trotz seines Sträubens brachten wir ihn in das Hotel de Russie. Wir zählten die Häupter unserer Lieben und siehe, uns fehlte nur Herloßsohn's theures Haupt. „Wo kann er nur stecken?" fragte Jeder. „Bei Noack", rief Lortzing, und richtig, da saß er, die beiden Flaschen Champagner unverletzt vor sich auf dem Tisch und zugleich ein Seidel bairisches Bier zu einstweiligem eigenen Gebrauche.

Der Morgen dämmerte bereits, als ich so leise als möglich mein Lager suchte, um meine Frau nicht im Schlafe zu stören.

Wie oft muß ich dieser glücklichen Zeit, wenn auch mit tiefer Wehmuth gedenken, da die meisten dieser Freunde nun die kühle Erde deckt, die heiter, mit geflügeltem Schritt, aber auch mit dem besten Herzen das Leben genossen! In meiner Erinnerung werden sie fortleben, bis auch mich die letzte Ruhestatt empfängt.

Fünftes Kapitel.

Der „Maskenball" von Auber. — Der Violinist G. — Jost's Gastspiel. — Tanzdivertissement. — Bad Kösen und sein Wachsthum.

Eine gute alte Sitte, die sich in Weimar bis jetzt fortgepflanzt hat, ist, die Geburtstage des Herrscherpaares durch neue dramatische Werke im Theater zu feiern; dadurch wird auch dem Publikum die erwünschte Gelegenheit geboten, den Hochverehrten Huldigung und Liebe durch freudigen Zuruf auszudrücken. Wie ich schon im ersten Theile dieses Buches bemerkt, traten Schiller und Goethe fast stets an solchen Tagen mit neuen Werken hervor. Diese Quelle, die sich befruchtend über ganz Deutschland ergoß, versiegte nach dem Jahre 1807; von da ab mußte man zu fremden Schöpfungen greifen, und die Wahl war für die Intendanz und Regie keine leichte Aufgabe, um so schwerer, als die beiden Geburtstage so dicht auf einander folgten; der Karl Friedrich's

fiel auf den 2., der seiner Gemahlin auf den 16. Februar. Bisher hatte man an dem einen ein Schauspiel oder eine leichte komische Oper, an dem andern eine große Oper gegeben. Im Jahre 1836 jedoch kam zum 2. Februar „Das eherne Pferd" und zum 16. „Der Maskenball" unter dem veränderten Titel „Die Ballnacht" zur Aufführung. Letztere bot große Schwierigkeiten dar, denn nichts Geringeres als der ganze tragische Schluß, der Mord Gustav's III., mußte wegen des festlichen Tages und wegen der Gefeierten wegfallen. Mein College Seidel unternahm es, die Umwandlung zu vollbringen. Er versetzte die Handlung um ein paar Jahrhunderte zurück und aus Schweden nach Siebenbürgen; Gustav III. wurde in einen Stephan Bathori, Ankarström in Juranicz, Melanie in Elisa umgetauft. Aehnliche Veränderungen erlitten auch die Nebenpersonen. So konnte Alles ohne merklichen Unterschied gegen das Original bis in den fünften Act von statten gehen. Hier begann gleich nach der Verwandlung das Finale, und Elisa vereitelte das Verbrechen, indem sie ihrem Gemahl das Pistol wegschlug und ihm das Erkennungszeichen der Verschworenen von der Brust riß. Der Fürst verzieh seinem Günstling und schickte ihn nebst Gemahlin auf den Gesandtschaftsposten nach Bulgarien. So endete Alles glücklich und man brauchte um die Zukunft keine Sorge

mehr zu haben. Diese Umänderung hatte Hummel sehr wirksam componirt und darin dem Fürsten ein reizendes Cantabile gegeben. Der Maskenzug und das Ballet bildeten den Schluß der Oper. Es war das allerdings ein Griff, den man eher keck als kühn nennen mußte und den kaum die Noth entschuldigen konnte, aber die ästhetische Kritik nahm damals von Operntexten gar keine Notiz, und das Publikum war äußerst duldsam. So überwog denn die Spannung der Handlung und der Reiz der Musik, und die Oper fand solchen Beifall, daß sie im ersten Jahre achtmal wiederholt wurde, ein für Weimar außerordentlicher Erfolg. Als Kaiser Nikolaus im Jahre 1838 mit seiner Gemahlin in Weimar verweilte, ließ er sich die Oper dreimal vorführen und wünschte eine Abschrift der weimarischen Einrichtung für Petersburg, die auch in aller Unterthänigkeit und prachtvollem Einband Sr. Majestät zu Füßen gelegt wurde. Man gratulirte uns bereits zu den goldenen Dosen, die der Kaiser für uns bestimmt hätte, aber sie sind wahrscheinlich die Haupttreppe hinab- und die Hintertreppe wieder hinaufgegangen.

Als ich eines Abends schon um die zehnte Stunde mein Lager gesucht hatte, um ein Manuscript ungestört zu lesen, hörte ich ein Lied meiner Composition mit Begleitung der Guitarre unter meinem Fenster singen.

Die Stimme war warm und höchst klangvoll. Als der Gesang geendet hatte, sprang ich aus dem Bette und fragte durch das geöffnete Fenster, wer da sänge. „Der junge G. aus dem Orchester", war die Antwort meines Freundes P., der den Accompagnisten gemacht hatte. Ich bestellte den jungen Sänger auf den andern Tag zu mir, um den ganzen Umfang seiner Stimme zu prüfen, und fand, daß dieselbe den Charakter des Mezzo-Tenors hatte, obgleich er die Töne des obern Registers, G, Gis, A, noch nicht anschlagen konnte, da sie noch ganz ungeübt waren. Der junge Mann war ein trefflicher Violinist, aber unüberwindliche Lust trieb ihn zur Bühne, und ich übernahm es, ihn für dieselbe auszubilden. An Fleiß, gutem Willen und Geduld fehlte es weder ihm noch mir, und so gingen wir beide rüstig ans Werk. Mit großer Vorsicht erweiterte ich seine Stimmregister; mit der Zeit wurde sein Tonanschlag höchst wohlthuend und ganz tadellos, sodaß er nach etwa einem Jahr Partien wie Max im „Freischütz", Joseph in „Jakob und seine Söhne" u. s. w. gesanglich vollkommen bewältigen konnte. Mit angestrengtem Fleiße gelang es uns, auch seine Darstellungsgabe auszubilden, und er hatte eine Stufe erreicht, wo man ihn ohne Gefahr ein erstes Debüt auf dem Theater machen lassen konnte. Wir wählten dazu den Jakob in der „Schweizerfamilie". Noch steht vor meiner

Erinnerung der arme zitternde Mensch, wie er vor Anfang des zweiten Actes in meine Garderobe kam und erklärte, kein Wort mehr von seiner Rolle zu wissen. Nur durch ernste und freundliche Zusprache ließ er sich bewegen, das Lied hinter der Scene zu beginnen. Das Publikum suchte ihn durch lebhaften Beifall zu ermuthigen, aber dies gelang nur theilweise, denn immer richteten sich während des Gesprächs mit dem Grafen seine Blicke der Coulisse zu, aus welcher ich als Richard Boll zu kommen hatte; und kaum daß ich die Bühne betrat, stürzte er auf mich zu und umklammerte mich wie der Ertrinkende ein Rettungstau. Im Ganzen fiel der erste Versuch für einen solchen gut aus; sein schöner seelenvoller Gesang erwarb sich immer mehr Sympathien im Publikum und er trat in die von Knaust verlassene Stelle mit glücklichem Erfolge ein. Nach und nach lernte auch sein fleißiges Streben Herr der großen Befangenheit werden, und sein ausgesprochenes lyrisches Talent kam zu schöner Entfaltung. Rollen wie Joseph, Max, Lionel und alle dieses Genres gelangen ihm vortrefflich; auch auf komischem Gebiet, z. B. als Postillon von Lonjumeau, treuer Schäfer u. s. w., gestaltete sein Talent die anmuthigsten Gebilde. Leider erlag er dem Loos so Vieler, die Höheres erreichen wollen, als ihnen die Grenzen der physischen Begabung erlauben. Der Ehrgeiz trieb ihn

zu Aufgaben wie Masaniello und ähnlichen. Dies beeinträchtigte bald sein schönes, weiches Organ, und schon nach sechzehn Jahren mußte er eine Laufbahn aufgeben, die er bis dahin mit so vielem Glück verfolgt hatte.

Das Jahr 1837 brachte uns einen sehr willkommenen Gast in dem Schauspieler Jost von Hamburg, der mit außerordentlichem Beifall auftrat. Jost gehörte nicht zu den Schauspielern, die nach anerkannten Vorbildern ihre Aufgaben modelliren; er war selbstständig in der Auffassung seiner Charaktere und brachte sie mit psychologischer Wahrheit zur Darstellung. Besonders interessant war mir sein Auftreten in der Rolle Ludwig's IX. wegen des Vergleichs, den ich hier anzustellen vermochte. Ludwig Devrient's Auffassung war höchst genial, Jost's Charakterzeichnung jedoch abgerundeter und feiner nüancirt.

Unser Großherzog Karl Friedrich fand Gefallen an kleinen Ballets, und da kein Ueberfluß an solchen vorhanden war, kam ich dem Wunsch des Intendanten nach und versuchte mich auch in dieser Gattung der Composition. Das erste dieser Art, was ich schrieb und das man der Handlung nach, welche ich unterlegte, ebenso sehr eine Pantomime nennen konnte, betitelte ich „Ein Stündchen vor dem Maskenballe". Da es dem Großherzog und dem Publikum gefiel und öfter wiederholt wurde, ließ

ich später noch ein zweites folgen: „Nymphe und Schmetterling", welches ebenfalls günstig aufgenommen wurde.

Die Gesundheit meines einzigen Sohnes machte eine Badereise nöthig, und auf den Rath meines Hausarztes wählte ich das nicht allzu weit entfernte, in einer reizenden Thalschlucht der Saale liegende Soolbad Kösen.

Fliegt man jetzt mit dem Bahnzug von den nordischen Metropolen dem Süden zu und biegt unweit Naumburg, den Krümmungen der Saale folgend, in ein reizendes Thal ein, so wird man angenehm berührt durch den reichen Schmuck bequemer, hübscher Bade- und Vergnügungsetablissements, die zu Füßen der lang ausgebreiteten Saline entstanden sind und den jetzt zahlreichen Besuchern des Ortes zur Annehmlichkeit dienen. Damals aber lag das ganze Bad als solches noch in unentwickeltster Kindheit. Außer den gemietheten Wohn- und Schlafstätten — ich freue mich, einen Ausdruck zu finden, der mich aus der Verlegenheit befreit, zwischen den Benennungen „Hütten" oder „Häuser" wählen zu müssen — hatte man als gemeinschaftlichen Versammlungsort nur einen Saal des Bäckermeisters Hämmerling und einen Garten, den sogenannten Kuchengarten. Ersterer hatte den Vorzug, wenn auch schmucklos, doch bei jedem Wetter brauchbar zu sein. Letzterer war eine

trügerische Schönheit, sobald man Schutz vor der Ungunst des Wetters suchen mußte, denn das Dach that nicht seine Schuldigkeit und ließ den Regen durch.

Man hatte mich gewarnt, nicht allein mit meinem Sohne zu reisen, da der Aufenthalt dort für mich ohne Familie und ohne den Freundeskreis, an den ich so sehr gewöhnt war, unerträglich sein würde; ich hoffte aber, daß in der anmuthigen Gegend und in geistiger Thätigkeit die Zeit mir schnell vergehen werde. So reiste ich und empfand in dem kleinen, stillen Flecken keine Oede, solange ich mich mit der Composition einer zweiten Ballade: „Schwerting der Sachsenherzog" von Ebert, beschäftigte. Dieselbe lag nach vierzehn Tagen vollendet vor mir, und nun wurde die Warnung meiner Freunde vor dem langweiligen Badeaufenthalt furchtbare Wahrheit. Nach einigen Tagen, in denen ich die ganze versammelte Badegesellschaft kennen gelernt und außer besorgten Müttern und kranken Kindern nur einen alten Major aufgefunden hatte, mit dem ich in meiner Verzweiflung einigemal Whist à deux spielte, rief ein Brief von mir schnell Frau und Kinder herbei. Nun erst genoß ich, meine Frau am Arm, das kleine muntere Völkchen unserer Kinder um uns geschaart, die höchst anmuthige Umgebung des Ortes: die herrlichen Wälder, die berühmte alte Rudelsburg, das nahe Schulpforta mit der schönsten Lage, die

man sich als Umgebung ernster Studien denken kann. Am Ende unseres Badeaufenthalts hatten wir das kleine Stückchen Erde so lieb gewonnen, daß ich meiner Familie und mir gelobte, bald und oft dahin zurückzukehren, ein Entschluß, den wir in den nächsten fünfzehn Sommern elfmal zur That machen konnten. Und nicht immer blieben wir auf unser Familienleben und die Natur beschränkt; Kösen vergrößerte sich ziemlich rasch, der Besuch des Bades wurde bedeutend zahlreicher. Ohne durch sich wiederholende Beschreibungen des elfmaligen Badeaufenthalts ermüden zu wollen, lasse ich nur die Erinnerung daran vor mir vorüberziehen, die mir manche interessante Begegnung, manche Blüte des Humors und der Fröhlichkeit ins Gedächtniß zurückruft Vor allem lebt dabei in dankbarster Erinnerung der Verkehr mit einer der liebenswürdigsten Familien in mir auf. Immer schon nach dem reizenden Schulpforta hingezogen, fesselte uns dort bald außer der zauberischen Lage die Bekanntschaft des Professors Koberstein und seiner Familie. Aus dem ersten geselligen Umgang wurde bald eine gegenseitige Freundschaft; gemeinsam verlebte genußreiche Stunden, Uebereinstimmung in allen höhern geistigen Interessen und der Zauber gastfreiester, herzlichster Aufnahme verbanden uns endlich der verehrten Familie aufs innigste, und selbst ein nur selteneres Wiedersehen in spä-

tern Jahren hat nie die enggeschlossene, treue Freundschaft gelockert. Wie gern und dankbar erinnere ich mich meiner Spaziergänge mit dem verehrten Freunde, auf denen sich mir der reiche Schatz seines Wissens belehrend erschloß.

Eine interessante Bekanntschaft, vor der gleichfalls nicht das allgemeine Vorurtheil gegen die Flüchtigkeit der Badebekanntschaften Stich hielt, sondern die sich zu dauernder Freundschaft gestaltete, machte ich an dem Buchhändler Otto Wigand aus Leipzig. Der originelle Mann gab unserm Verkehr die interessanteste Anregung; oft ergötzte uns die Art, wie er sich z. B. mit seinen Kindern unterhielt. Ich erinnere mich eines Abends, wo er seine sämmtlichen Kinder sich in eine Reihe setzen ließ und ihnen eine rührende Geschichte von einem Vater erzählte, der sich von seinen geliebten Kindern trennen muß und in die weite Welt hinausgestoßen wird. Er schilderte den Schmerz des Vaters mit so lebendigen Farben, daß endlich die Kinder in lautes Schluchzen ausbrachen. Wenn er sie so weit hatte, dann kehrte er den Spieß um und fing an die Freude des Wiedersehens auszumalen, wobei nach und nach die thränenfeuchten Gesichterchen zu lächeln anfingen, die Schnupftücher verschwanden und aus dem Schluchzen ein ungeheurer Jubel entstand, bei welchem sie den Vater mit einer Zärtlichkeit umarmten, als ob sie wirklich die

verlassenen Kinder und er der rückkehrende Vater gewesen wäre.

Allmählich hatten wir uns einen Kreis gebildet, der sich alljährlich wieder zusammenfand und den reizvollsten Genuß unseres Sommeraufenthalts bildete. Gemeinsame Ausflüge, bei ungünstigem Wetter Zusammenkünfte, worin ästhetische Vorlesungen mit Musik und gemeinschaftlichem Lesen dramatischer Werke abwechselten, bildeten die unerschöpfliche Quelle geselliger Freuden.

Leider war Kösen zu beschränkt, um uns von allem Verkehr außerhalb des selbstgewählten Kreises abschließen zu können, und ein widerlicher Kastengeist, der sich in dem Badeleben eingenistet hatte, ärgerte uns gewaltig. So beschlossen wir gegen denselben mit unsern geistigen Hülfstruppen zu Felde zu ziehen. Koberstein, mein geistreicher Freund G. aus Berlin und ich arrangirten Réunions, in denen musikalische und rhetorische Vorträge abwechselten. Jeder, dem Gott ein Talent gegeben, welches durch Bildung die nöthige Reife erlangt hatte, mußte an diesen Abenden mitwirkend thätig sein; nur wen die Natur in dieser Beziehung allzu stiefmütterlich behandelt hatte, durfte als Zuhörer Theil nehmen. Bald stellte sich die gesammte gebildete Badegesellschaft unter unsere Fahne, und in dem heitersten Zusammenleben, welches sich bald auf reizende Land- und Wasser-

partien ausdehnte, siegten wir über einige allzuhart gesottene Aristokraten, die, einer Vereinigung mit dem Bürgerstande entsetzt ausweichend, sich in beschränkter Abgeschlossenheit an einsame Orte zurückzogen und dort dem wässerigen Genusse saurer Milch huldigten.

Als Schluß meiner kösener Badeerinnerungen mag die Beschreibung einer unserer gemeinschaftlichen Vergnügungsfahrten hier Platz finden.

Wir unternahmen eine Gondelfahrt nach der Rudelsburg, die aus mehr als hundert Personen bestand. Alle Kähne ober- und unterhalb des Wehres der Saale wurden zu diesem Zweck in Beschlag genommen und zu drei und drei zusammengebunden, Breter darüber gelegt und so in zwölf Kähnen die Zahl der Personen untergebracht. Zwei Kähne mit Musik eröffneten den Zug, denn die jungen Damen hatten sich in den Kopf gesetzt, in der alten Räuberburg trotz Schutt und Steingerölle tanzen zu wollen. Das hierzu nöthige Herrencontingent lieferten die Referendarien aus Naumburg, die ich zu der Partie eingeladen hatte. Musik, abwechselnd mit dem Gesange vierstimmiger Lieder, belebte die Fahrt. Am Fuß der Burg landeten wir, und ich gab der Musik die Weisung, eine Polonaise anzustimmen. Die Aelteren der Gesellschaft verfolgten den bequemen

Fahrweg, die junge Welt aber wählte den steilen Fußpfad, und es war ein reizender Anblick, die jungen schönen Mädchen und Männer gleich flüchtigen Gazellen die Höhe hinaufklimmen zu sehen. Oben auf der Zinne des alten Gemäuers stand der Thurmwart und Wirth, seit Jahren schon von den jenenser Musensöhnen Samiel getauft, und entlockte, unsern Empfang zu ehren, einer alten Trompete schauerliche Töne. Aber dieselben stimmten die Gesellschaft nur noch harmonischer, und unter Jubel zogen wir in die Burg ein. Jeder meiner Leser hat wohl schon den eigenthümlichen reizvollen Eindruck empfunden, in eine Wohnstätte früherer Jahrhunderte einzutreten, die wir schnell mit den romantischen Gebilden unserer Phantasie, mit kühnen stolzen Rittern und minniglichen Edelfräulein wieder bevölkern. In jeder Fensternische, wo oft noch die erhaltenen Steinsitze uns selbst zur Ruhe und zum Genuß der zauberischen Aussicht laden, sehen wir ein zartes Burgfräulein sitzen, in das sonnige herrliche Thal hinunterspähend, ob der Geliebte noch nicht aus dem Streit gegen den feindlichen Nachbar siegend zurückkehre. Wir lauschen selbst mit auf das Stampfen der Pferde und die lustigen Signale der Heimkehrenden; vor unsern Augen gähnt schon das tiefe Verließ, welches die armen Gefangenen des strengen Burgherrn aufnehmen soll, erzählt uns, indem es uns mit den trümmerhaften

weiten Augen anstarrt, von all den Klagen, die an seinen Wänden einst verhallten.

Kehren wir aus ihm wieder in die muntere Gegenwart zurück und erlaben uns an dem erquickenden Genuß, den uns jetzt seine Tiefe verschafft!

Der schwarze Samiel entsteigt ihm mit dem herrlichsten frischen Biere; Schinken, Schwarzbrod, Käse und — wir fügen uns noch einmal dem Eindruck rauherer Sitten — Schnaps labten uns nach dem heißen Gang. Auch in Kaffee und Kuchen bewies der rauhe Samiel seine Galanterie gegen das zartere Geschlecht. Unter Scherz, Genuß, Tanz, Erklettern der einzeln stehenden Mauern, kurz, unter fröhlichstem Leben und Treiben brach die Nacht herein.

Paarweise wurde der Rückzug angetreten, und damit beim Besteigen der Boote kein Unfall geschähe, hatte ich auf der Nordseite der Burg bengalisches Feuer angebracht, welches der gute Samiel auf einen von mir abgefeuerten Pistolenschuß entzündete. Tageshelle verbreitete sich über den Fluß und die ganze Umgebung, und ohne Gefahr konnte man Platz in den Kähnen nehmen, wofür mir besonders die ältern Damen und Herren äußerst dankbar waren. Als wir an einem Vergnügungsort der Badegesellschaft, die Katze genannt, vorbeifuhren, wurde uns noch eine angenehme Ueberraschung zu Theil.

Der eckartsbergaer Liederkranz, der sich wohl zufällig in Kösen befand, begrüßte uns mit einem vierstimmigen Gesang; wir ließen halten und erwiderten den freundlichen Gruß mit ebenfalls vierstimmigem Danke. Der Landungsplatz war unweit des Wehres auf großen Flößen, die erleuchtet waren, damit auch das Aussteigen ohne Gefahr vor sich gehen konnte. Geheimrath B. aus Berlin brachte dem Arrangeur des Festes ein Hoch worin die ganze Gesellschaft einstimmte, und noch manches Jahr ist dieses heitern Festes gedacht worden.

Sechstes Kapitel.

Immermann. — Das Jubiläum Graff's.

Immermann's letzte Tragödie „Ghismonda, oder die Opfer des Schweigens" wurde am 16. Juni 1837 zum ersten Male in Weimar aufgeführt. Die Darsteller thaten, was in ihren Kräften stand, den Intentionen des Dichters nachzukommen und das treffliche Werk dem Publikum würdig vorzuführen, trotzdem aber konnte das Stück nur einen sogenannten succès d'estime erringen. Freilich dehnt sich die Exposition zwei Acte durch, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erwecken; das Interesse an der Handlung beginnt erst mit der Scene zwischen Ghismonda und Guiscardo im dritten Act, wo letzterer Ghismonda seine Liebe entdeckt; von da wächst es aber bis zum Schluß.

Die genannte Scene, in der Ghismonda dem Geliebten unverbrüchliches Schweigen auferlegt, ist eine Perle poetischer Schönheit, die bald darauffolgende, in welcher Guiscardo ein Opfer dieses Schweigens wird, von ergreifender Wirkung, nicht minder der ganze vierte Act. Ghismonda erfährt den Tod ihres Geliebten und sucht den Dienerinnen gegenüber ihren Schmerz hinter kühlem Mitleid zu verbergen. Nun erst wird ihr hinterbracht, daß ihr Vater der Mörder ist. Die Oberhofmeisterin bezeichnet seine That als einen unseligen Fehltritt, und nun durchbricht Ghismonda's Schmerz alle Schranken, die Verzweiflung stürmt fesselos dahin.

Nicht minder erschütternd ist der Tod Ghismonda's. Dennoch fand das Werk beim Publikum nicht mehr Beifall, als ich schon erwähnt habe, während Kunstkenner und Schauspieler den Werth desselben hoch zu schätzen wußten.

Immermann hatte auch mit seinen andern Tragödien auf der Bühne kein Glück. So erging es seinem „Thal von Roncevaal", das zu Anfang der zwanziger Jahre Regisseur Weidner in Frankfurt eingerichtet und mit größter Liebe und Sorgfalt zur Aufführung gebracht hatte, ja sein in vielem Betracht ganz herrliches Werk „Andreas Hofer" hatte kaum ein besseres Schicksal, obwohl er selbst es später unter dem Titel „Das Trauer-

spiel in Tirol" eigens für die Bühnenaufführung umarbeitete und man da und dort bis in die neueste Zeit ähnliche Versuche damit gemacht hat. Den besten Erfolg erzielte noch sein allerliebstes, feines Lustspiel „Die schelmische Gräfin".

Man würde doch wohl Unrecht thun, wenn man den Grund dieses Mißlingens nur in der Unempfänglichkeit des Publikums suchen wollte. Immermann's dramatische Werke, obgleich gehaltvoll in ihrem Wesen, sind doch in einer Weise ausgearbeitet und selbst angelegt, welche bei dem größern Zwischenraum, der zwischen Schauspieler und Zuschauer als zwischen Buch und Leser vorhanden ist, nur selten und in einzelnen Stellen eine fortreißende Wirkung hervorzubringen vermag. Darum war nicht das Drama, sondern die epischen Dichtungsarten das Feld, auf dem Immermann's herrliches Talent sich am freiesten und schönsten entfalten konnte und zum Entzücken des deutschen Volkes auch in seinen Romanen und Epen, zu denen man den tiefsinnigen „Merlin" trotz der dramatischen Form wohl mit rechnen darf, entfaltet hat. Leider nur zu kurze Zeit! War es ihm doch nicht einmal vergönnt, sein unvergleichliches Werk „Tristan und Isolde" zu vollenden!

Im September 1838 erfreute er Weimar mit seinem Besuche. Ich war sehr begierig, den Mann kennen zu

lernen, von dessen Theaterleitung in Düsseldorf ich so viel Rühmliches und auch Sonderbares gehört, was mir in spätern Jahren durch seine „Memorabilien" bestätigt wurde. Dort sagt er, daß er seinen Schauspielern die Rollen hätte vorbuchstabiren müssen, wenn er eine gute Vorstellung ermöglichen wollen. So arg mag es wohl nicht gewesen sein. Ich gebe zu, daß manche seiner Mitglieder zu früh der Schule entlaufen oder gar nicht hineingegangen sind. Aber er hatte unter seinem Personale auch einen Porth, der mit Recht den Ruf eines tüchtigen Künstlers in ganz Deutschland besitzt. Er hat mit jenen Worten wohl nur sagen wollen, daß er die Seele des Ganzen gewesen sei, und das glaubt man ihm gern; aber daß er seinen Geist auf ihn umgebende leere Flaschen tropfenweis gezogen, möchte ich doch bezweifeln. Diese kleine Schwäche des geistvollen Mannes kannte ich damals noch nicht und hatte nur den lebhaften Wunsch, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, wozu mir denn auch in dem Hause des Kanzlers Friedrich von Müller Gelegenheit wurde. Hatte mich der Dichter entzückt, so nahm mich jetzt der liebenswürdige joviale Mann durch sein freundliches Wesen und Entgegenkommen nicht minder ein. Er las uns den „Hamlet" vor, und ich muß sagen, daß die Charakteristik des Claudius vollendet war; auch die Auffassung des Hamlet war theilweise sehr

gelungen, weniger die des Polonius, den er zu sehr als Spaßmacher, nicht genug als den in höfischer Etikette ergrauten, schmiegsamen, selbstgefälligen, aber feinen und lebensklugen Staatsmann hinstellte. Vortrefflich las er die Todtengräberscene.

Im Jahre 1839 besuchte er abermals Weimar und stellte seine junge Frau, die Tochter Eduard Niemeyer's, meines Jugendfreundes, dessen ich früher schon öfters Erwähnung that, seinen weimarischen Freunden vor.

Als Empfang im Theater fand eine Wiederholung von „Ghismonda" statt, der er mit seiner jungen Frau beiwohnte. Unser Publikum, das sich bei solchen Gelegenheiten stets rücksichtsvoll erweist, nahm die Vorstellung mit weit größerem Beifall als das erste Mal auf. Auch Immermann sprach seine Zufriedenheit gegen die Schauspieler höchst anerkennend aus. Immermann war als Mensch gerade das Gegentheil von Raupach. Ich hätte wohl beide im geselligen Kreis sich gegenüber sehen mögen, ob Immermann's sprudelnder Humor oder Raupach's Dialektik den Sieg davongetragen.

Am folgenden Tage wurde von Freunden, Künstlern und Literaten dem jungen Ehepaar ein Festmahl im Sommersalon der Gesellschaft Erholung gegeben.

Friedrich von Müller brachte einen höchst sinnigen Toast auf den Dichter aus, worin er dessen Verdienste

um die deutsche Literatur, die dramatische Poesie auf das treffendste entwickelte, und hieß ihn willkommen als geistigen Mitbürger der großen Zeit Weimars.

Immermann erwiderte ungefähr Folgendes: „Wie die Säule des Memnon frisch erklingt, wenn der belebende Strahl der ewigen Sonne sie berührt, so fühle auch ich mich frisch begeistigt und ermuthigt, so oft ich den Boden betrete, den die größten und edelsten von Deutschlands Dichtern geheiligt haben; hier, wo die reichsten Erinnerungen sich mit einer ihrer würdigen Gegenwart vereinigen, wo ein Kranz von Freundschaft und Wohlwollen mich umschlingt, dessen reinste Blüte sich mir in dem Mitgefühl an meinem neuen häuslichen Lebensglück entfaltet, hier darf ich es wohl bekennen, daß ich es für den höchsten Lohn meiner Bestrebungen achte, in so edlem Kreise verstanden und geliebt zu werden und auch abwesend in ihm fortzuleben."

Da ich das Glück hatte, dem Dichter gegenüber zu sitzen, und die Rede auf seinen herrlichen Roman „Münchhausen" kam, ergriff ich die Gelegenheit, ihn zu befragen, welches Motiv ihn bewogen habe, sich persönlich darin einzuführen, um den Knoten zu lösen. „Das war eben der Grund, Theurer!" erwiderte er. „Ich hatte die Sache so verwickelt, daß ich den Knäuel mit Ruhe nicht entwirren konnte, er mußte also zerhauen

werden, wie Wallenstein sagt; so gebrauchte ich mich denn selbst als Schwert."

Am Abend las er uns bei Friedrich von Müller Shakspeare's „Julius Cäsar" vor. „Für dieses kolossale Stück", sagt F. v. M. in seinen „Erinnerungen an Immermann", „war der mächtige Umfang seiner Stimme und die effectvolle Energie seines Vortrags wie ganz eigen geschaffen. Den Casca und die Rede des Antonius gab er mit vollendeter Meisterschaft, und in den Volksscenen wußte er den Eindruck bis zur lebendigsten Illusion zu steigern."

Auch ich stimme diesem Ausspruche bei, muß aber hinzufügen, daß mir theilweise die Farben des Bildes zu grell erschienen. Sein Vortrag erinnerte mich lebhaft an den Goethe's, wenn er in der Rhetorik die Lichtpunkte bei seinen Schülern mehr hervorgehoben haben wollte. Immermann's Organ war gewaltig, dabei aber höchst klangvoll; wenn er die ganze Kraft seiner Stimme gebrauchte, klirrten fast die Fenster und manche Zuhörerin von nicht sehr starken Nerven, namentlich auch die junge Frau des Dichters selbst, fuhr erschrocken zusammen. Der Vorlesung der „Iphigenie" konnte ich leider nicht beiwohnen, hörte aber später von Müller, daß der lyrische Theil derselben nicht gelungen gewesen sei.

Wer hätte ahnen können, daß dieser vollkräftige

Mann nach kaum einem Jahre ein Raub des Todes sein würde! Und doch war es so. Immermann starb am 25. Aug. 1840.

Die Nachricht von dem Dahinscheiden des herrlichen Mannes, den wir so hoch verehrten und liebten, schmerzte uns tief. Der Lorbeer, den ihm die Mitwelt um das Haupt geschlungen, wird auch bei der Nachwelt immer reicher grünen.

Der Frühling desselben Jahres brachte uns Schauspielern ein seltenes Fest im Theater. Unser würdiger Veteran Graff, der erste Darsteller des Götz von Berlichingen, Wallenstein, Attinghausen u. s. w., feierte am 10. April 1839 das fünfzigjährige Jubiläum seiner theatralischen Laufbahn. Er hatte dazu den Kriegsrath Dallner in Iffland's „Dienstpflicht" gewählt, und der alte Mann führte seine Aufgabe so kräftig und warm durch, daß er von dem zahlreich versammelten Publikum mit Beifall, Kränzen und Blumen überschüttet wurde. Er war nach Eßlair der beste Dallner, den ich je gesehen. Von unserm gütigen Fürsten wurde er an diesem Freudentage mit der goldenen Verdienstmedaille geschmückt, die Frau Großherzogin ließ ihm ein sehr werthvolles

Andenken zustellen, seine Collegen und Freunde überreichten Liebesgaben. Es war ein Tag der Freude für ihn und uns alle. Er wirkte noch längere Zeit, wenn auch nur in kleinen Rollen mit, bis er im Jahre 1841 mit der Rolle des Abbé in den „Taubstummen" von Kotzebue gänzlich von der Bühne Abschied nahm.

Siebentes Kapitel.

Reise nach Stuttgart. — Die Wahnsinnige im Juliusspital. — Schillerfest in Stuttgart.

Das Jahr 1839 sollte mir und meinem Collegen Durand die Theilnahme an noch einem Feste bringen, welches man vielleicht nicht mit Unrecht das erste deutsche Nationalfest nennen könnte.

Schiller's Statue, von Thorwaldsen modellirt und von Stiglmaier in Erz gegossen, wurde in Stuttgart aufgestellt und am Vorabend seines Todes, am 8. Mai, enthüllt. Das dortige Schiller-Comité hatte an alle Hof- und großen Stadttheater Einladungen zu dieser Feier ergehen lassen. Durand und mir wurde die Auszeichnung zu Theil, vom Großherzog als Deputirte unseres Theaters entsendet zu werden.

Mit einer bedeutenden Summe aus der großherzoglichen Schatulle und einem bequemen Reisewagen aus

dem fürstlichen Marstall versehen, fuhren wir am 2. Mai aus Weimars Mauern und bei rauhem Wetter über den noch zum Theil mit Schnee bedeckten Thüringerwald. Im meininger Thale herrschte dagegen schon der milde Frühling, wir hörten im Schloßgarten die Nachtigallen schlagen, und das Mainthal prangte im vollen Blütenschmuck. In Würzburg wünschte Durand das Juliusspital kennen zu lernen. Wir begaben uns zunächst dahin und hatten Gelegenheit, im großen Hofe des palastähnlichen Gebäudes zwei Irre zu beobachten. An einem vergitterten Fenster, das zur Hälfte zugemauert war, stand ein junger Mann mit fahlblondem, wirrem Haar und gemeinen Gesichtszügen. Sein Kopf lag an dem Gitter, welches die Hände krampfhaft gefaßt hielten, und seine Augen blickten unstät umher. Als er uns gewahr wurde, sprang er wie ein wildes Thier im Käfig hin und her und fletschte die Zähne, bis ihm unser Führer drohte, worauf er sich erschrocken zurückzog. Gegenüber stand an einem ähnlichen Fenster ein bildschönes junges Mädchen. Ihr marmorweißer Arm, in dessen Hand ihr Kopf ruhte, stützte sich in das Gitterwerk; das aufgelöste lange Haar floß wie schwarze Wellen über ihren Busen. Die edlen Züge dieses unglücklichen Geschöpfes waren ohne alles Leben, der Blick starr, nur zuweilen zuckte aus den dunklen schönen Augen ein unheimlicher Blitz; sie kam

mir vor wie eine sterbende Magdalena. Das Mädchen interessirte uns lebhaft. Wir fragten unsern Führer, wann diese Arme, die kaum zwanzig Jahre zählen mochte, in die Anstalt gebracht worden, und ob ihm der Grund ihres Wahnsinns bekannt sei. Er erzählte: „Es sind nun bald zwei Jahre, daß die Kranke in Begleitung zweier Frauen und eines Arztes spät Abends hierher gebracht wurde. Der Director hatte das beste Zimmer für sie einrichten und mit Blumen schmücken lassen und geleitete die Ankommenden selbst in die bereitete Wohnung. Willig, mit niedergeschlagenen Augen folgte die Kranke; als sie aber den mit Blumen geschmückten Tisch sah, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, blickte ihre Begleiter wild an, begann zu toben, wüthend um sich zu schlagen und sich die Kleider vom Körper zu reißen. Ihre Umgebung that Alles, sie zu beruhigen, da aber kein Zureden half, mußte ihr die Zwangsjacke angelegt werden. Nun wurde sie förmlich rasend und schrie in einem fort: «Heinrich, hilf mir! Sie wollen mich zwingen! Bitte, bitte, lieber Heinrich, rette mich doch!» Das sagte sie zuletzt mit einem so bittenden Jammerblick und mit so matter Stimme, daß uns allen die Thränen in die Augen traten und der Director ihr die Zwangsjacke abnehmen ließ. Sie war jetzt kraftlos und gefügig. Die Wärterinnen sagten mir, daß sie zwei Tage in einer

völligen Erstarrung dagelegen, und nur wenn man ihr Arznei oder ein wenig Suppe eingeflößt, hätte sie ein Lebenszeichen von sich gegeben und geflüstert: «Ich danke Dir, mein lieber, armer Heinrich! Ach, Du bist so gut!» Als man sie aber am dritten Tage umkleiden wollte, brach sie wieder in Wuth aus und schrie: «Weg, weg mit dem Brautkleid!» Man gab ihr nach, die Wuthausbrüche wurden immer seltener und endlich verfiel sie in einen stillen Wahnsinn. Stundenlang kämmt sie oft ihr langes Haar und steht am Fenster, wie die Herren sie jetzt sehen."

„Aber weiß man denn nicht den Grund dieses Wahnsinns?" fragten wir. „Man sagt, der Vater dieses Mädchens sei ein lutherischer Geistlicher, ein strenger Mann. Er habe die Tochter zur Ehe mit einem seiner Amtsgenossen zwingen wollen, während ihr Herz an einem Candidaten der Theologie hing. Weder Bitten noch Thränen der Tochter, noch die Versicherung des jungen Mannes, daß er an dem Tage, wo seine Geliebte einem Andern ihre Hand reiche, sich erschießen würde, konnten den starren Vater andern Sinnes machen. Die Mutter sah die Verzweiflung ihrer blühenden Tochter, stand aber, vielleicht gezwungen, auf ihres Mannes Seite. Der Trauungstag brach an, und in des Mädchens Stübchen, dessen Fenster nach dem Pfarrgarten gingen, wurde das

arme Opfer mit dem Brautstaate bekleidet. Da rief eine Stimme aus dem Garten: «Leb wohl, Marie! Gott verzeihe mir die Sünde!» und ein Schuß fiel. Mit einem gellenden Schrei machte Marie von ihren Peinigern sich frei und lief in den Garten. Da lag der heißgeliebte Mann mit zerschmettertem Haupte. Wüthend zerriß sie den Brautkranz, warf sich unter Jammerrufen über den blutigen Leichnam und umschloß ihn fest, bis ihr die Besinnung schwand. Sie erwachte aus der Ohnmacht als Wahnsinnige. Ich erzähle Ihnen die traurige Geschichte, wie sie mir von einem Augenzeugen mitgetheilt worden ist. Seit jenem Unglückstag hat das arme Mädchen keinen lichten Augenblick mehr gehabt. Ich hoffe, Gott wird ihren Leiden bald ein Ende machen, denn sie wird von Tag zu Tag schwächer."

Selbst die lachenden Fluren Schwabens konnten dies traurige Bild nicht aus meiner Seele verdrängen. Spät Abends kamen wir nach Heilbronn und begaben uns sogleich in unser Nachtquartier. Aber trotz aller Müdigkeit vermochten wir nicht einzuschlafen, denn einen unruhigern, lärmendern Gesellen habe ich niemals getroffen als den, der sich unmittelbar neben uns einquartiert hatte. Als mein Klopfen, Husten, halb und ganz lautes Verwünschen nicht die geringste Wirkung hervorbrachte, war der letzte Rest von Geduld in mir

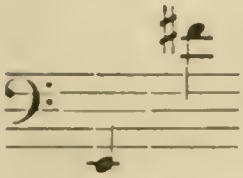
erschöpft; ich rief einige Donnerwetter durch die Thür, erhielt eine nicht minder höfliche Erwiderung, die Wechselreden wurden immer heftiger, bis auf einmal jedem die Stimme des Andern etwas bekannt erschien und auf meine dies ausdrückende Frage die Antwort erfolgte: „Ich bin der Appellationsrath von Schiller!“ und er in mein herzliches Gelächter einstimmte, als ich ihm darauf meinen Namen nannte. Dieses Zusammentreffen zweier Jugendgespielen nach langer Trennung war allerdings drollig genug. Am andern Morgen feierten wir ein vergnügteres Wiedersehen.

Durand kannte Heilbronn noch nicht, darum führte ich ihn zum Thurme, in dem Götz gesessen hat, dann auf das Rathhaus, damit er die Beschwerdeschrift Götzen's und den Absagebrief Sickingen's läse. Auch den Saal betrachteten wir uns, wo nach Goethe Götz seinem Herzen gegen die Rathsherrn Luft macht und Jeden, der kein ungarischer Ochse sei, warnt, sich in den Bereich seiner Eisenfaust zu wagen.

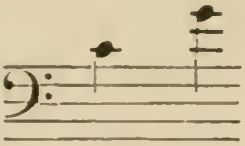
Der gerade anwesende Bürgermeister, als er hörte, daß wir Deputirte von Weimar wären, zeichnete uns dadurch aus, daß er uns den Brief lesen ließ, in welchem Schiller den Magistrat der damals noch freien Reichsstadt Heilbronn um Schutz anspricht.

Wir kamen am 5. Mai zeitig genug in Stuttgart

an, um noch das Theater besuchen zu können. „Robert der Teufel" wurde gegeben, und Staudigl aus Wien sang den Bertram. Ich war ganz entzückt über dieses trefflichen Sängers schöne Stimme. Die Töne von



waren von seltener Gleichheit und behielten den Charakter des Baßtons bis zur höchsten Lage bei. Stromeyer's Stimme dagegen nahm von



Tenorklang an. Den großen Schauspieler, den Viele in ihm erkennen wollten, vermochte ich freilich nicht zu entdecken, und doch hätte er gerade in dieser Partie vollauf Gelegenheit gehabt, es zu beweisen. Karl Formes, den ich später in der nämlichen Rolle sah, übertraf ihn als Darsteller. Im Ganzen war die Vorstellung gelungen zu nennen, und besonders zeichnete sich das Orchester unter Lindpaintner's Leitung aus.

Das Schiller-Comité hatte uns im König von England ein Zimmer vorbehalten, aus dessen Fenstern wir den größten Theil des Festplatzes übersehen konnten. Mitbewohner unseres Gasthofs waren der Oberförster Karl von Schiller mit seiner Gattin und seinem zwölfjährigen Sohne, der Appellationsrath Ernst von Schiller

mit Frau und Tochter, Herr von Gleichen-Rußwurm, der Schotte Bruce, der Schiller's „Don Carlos" ins Englische übertragen hatte und die meisten Dramen Schiller's auswendig zu wissen schien; denn so oft Jemand den Anfang einer Schiller'schen Rede citirte, brachte er sie ohne Anstoß zu Ende. Er kam mir darin vor wie Zelter, dem es ein Greuel war, wenn eine musikalische Phrase nicht zu Ende gebracht wurde, und der einst, als er hinter einem berliner Schusterjungen herging, der fort und fort „Schöner grüner, schöner grüner Jungfernkranz" sang und diesen Anfang immer wiederholte, voll Aerger mit seiner Baßstimme einfiel: „veilchenblaue Seide! veilchenblaue Seide!" worauf der Junge sich umdrehte und sagte: „Hör'n Se mal! Wenn Sie den Jungfernkranz singen wollen, fangen Se sich 'n och an!"

Als Vorfeier des Festtags wurde am 6. Mai „Wallenstein's Lager" und die „Glocke" mit Musik von Lindpaintner, am 7. die „Piccolomini" und endlich am 8. „Wallenstein's Tod" gegeben. Alle drei Vorstellungen lieferten viel Anerkennungswerthes; die schwächste war „Wallenstein's Lager". Man hatte es wirklich ärmlich in Scene gesetzt. Die Introduction „So leben die Soldaten"*), die Schiller und Goethe kurz vor der ersten

*) Vgl. Bd. I, S. 102.

Aufführung in Weimar weislich hinzugefügt hatten, um den Zuschauer sogleich in das damalige Lagerleben einzuführen, blieb weg. Das Reiterlied wurde von nur zwei Sängern gesungen. Der Schauspieler, welcher den ersten Kürassier gab, ging während seiner Reden, die Pickelhaube mit einem großen Federbusch am Arme, an der Fronte der Soldaten im Proscenium mit gespreizten Schritten auf und ab und machte stets, wenn er die Schlußworte ins Publikum hineingeschleudert hatte, eine Schwenkung nach dem Hintergrunde, um seinen Zweck, die Hände der Zuschauer in Bewegung zu setzen, zu erreichen. Wir trugen allerdings ein anderes Bild dieses Meisterwerks im Herzen, das unser unvergeßlicher Oels uns eingeprägt hatte.

Unsere gütige Großherzogin hatte uns einen Brief an den König von Würtemberg eingehändigt, den wir in die Hände des Hofmarschalls von Seckendorf, des Schwiegersohns unseres Intendanten, zur Ueberreichung legten; er bewirkte, daß uns manche Auszeichnung und Annehmlichkeit während unseres Aufenthalts zu Theil wurden.

Freund Lindpaintner und ich beeiferten uns, Durand alle Schönheiten der Umgegend Stuttgarts zu zeigen. Ich selbst hatte die Blütenpracht des Neckarthals noch nie gesehen und war entzückt über den Anblick, den man

auf der bewaldeten Höhe, dem alten Stammschloß der Könige Würtembergs, dem jetzigen Mausoleum der verstorbenen Königin gegenüber, gewinnt; selbst das Main- und Saalthal bieten nichts Aehnliches; ein wahres Blütenmeer bedeckt die Ufer des Neckars.

Die Unterhaltung beim Mittag- und Abendtische bot reichen geistigen Genuß; außer den bereits genannten Personen waren noch Peter Cornelius, Welcker und Itzstein angekommen. Noch eine Persönlichkeit interessirte mich, ein Nachkomme von Berlichingen, der ebenfalls den Vornamen Götz führte.

Es war wahrlich höchst betrübend, daß von allen deutschen Theatern nur das weimarische bei diesem deutschen Feste vertreten war. Mannheim hatte, wahrscheinlich aus ökonomischen Rücksichten, den Regisseur Moritz in Stuttgart beauftragt, und doch hätte Mannheim es als Ehrenpunkt betrachten sollen, Abgeordnete zu senden, da es den wohlverdienten Ruhm genießt, dem dramatischen Schaffen Schiller's die erste Stätte bereitet zu haben.

Der Tag des Festes erschien, an dem die Hülle, die bis dahin das Meisterwerk Thorwaldsen's und Stiglmaier's verbarg, fallen sollte. Es sei mir vergönnt, eine bessere Feder zur würdigen Beschreibung des einzigen Festes für mich eintreten zu lassen. Ich entnehme den

folgenden Auszug einer Broschüre, welche damals in Stuttgart erschien und deren ungenannter Verfasser wohl kein Anderer als Wolfgang Menzel ist.

„Der große Festtag selbst begann. Schon in der Frühe wurden die Bewohner der Stadt von den die Straßen durchziehenden Musiken der beiden Bürgercorps geweckt. Später tönte fröhliche Musik vom großen Kirchthurm. Der Festplatz war gesperrt; man hörte noch die letzten Hammerschläge der schaffenden Meister. Auf allen Straßen wogte eine fröhliche Menge; man ging den noch in die Stadt einrückenden Liederkränzen entgegen. Diese kamen theils auf mit Blumen bekränzten Wagen, theils zu Fuß an, geschmückt mit grünen Reisern; beinahe alle mit fliegenden Fahnen. Um 8 Uhr war der innere Festplatz für die mit Eintrittskarten Versehenen eröffnet worden. Die verschiedenen Tribünen und innern Räume boten für ungefähr 5000 Personen, die Sänger mit eingerechnet, Platz. Das Musikcorps der Stadtreiter spielte auf dem Platze. Die Festordner, 150 an der Zahl, welche in schwarzer Kleidung mit gelber Bandschleife erschienen, empfingen auf dem Rathhaus die Ordnungsstäbe, lange weiße Stäbe mit goldenem Knopfe und am obern Ende mit rosafarbenem Band umschlungen, auf welchem „Ordnung" stand. Die Erhaltung der Ordnung wurde ausschließlich den Bürgern selbst vertraut;

50 derselben übernahmen dies Geschäft auf dem Festplatze, 100 verfügten sich nach dem Sammelplatze der Liederkränze im neuen Schulhause an der Eberhardsstraße. Das Gebäude mit seinen beiden Höfen und der daranstoßenden Eberhardsallee war wie zu der Festvorbereitung gemacht. Die Eingänge waren schön verziert, rund um die äußern Wände des großen Gebäudes herum die farbigen Wappenschilde von 44 Orten, aus welchen Liederkränze eingetroffen, aufgehängt. Im nördlichen Hof waren in zwei Reihen die Ortsnamenschilde der Liederkränze auf hohen weißen Stäben aufgestellt. Jeder eintretende, von seinem Ehrengeleitsmann geführte Liederkranz erhielt seinen Ortsnamenschild für den Festzug zugestellt.

Nachdem die Commission die Eintrittskarten zum Festplatz vertheilt, wurden die Mitglieder der Liederkränze von den Festordnern in den großen Saal geführt, wo 30 Jungfrauen, durchgängig stuttgarter Bürgerstöchter, an einer Tafel saßen und den Eingeführten die Festbänder an die Kopfbedeckung befestigten. Die Wände des Saals waren mit Kränzen geziert, und auf hochrothem Grunde las man die Worte des gefeierten Dichters:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Die Ehrengeleitsmänner führten die Sänger in die

Eberhardsallee. Dieselbe war dicht mit Zuschauern umgeben. Am obern Ende der Allee, gegenüber dem Punkte, wo der Festzug seinen Anfang zu nehmen hatte, war Schiller's ehemalige Wohnung mit der Inschrift:

Als Regimentsarzt, jung und unbekannt,
Bewohnte Schiller dieses kleine Haus.
Von hier aus ging er in die Welt hinaus,
Die ihm den Lorbeer um die Schläfe wand —

(goldene Lettern auf blauem Grunde mit dichtem Lorbeerkranz umwunden). Von 8—10 Uhr spielte daselbst am Eingange der Allee die Musik, beim Schulhause Pauken und Trompeten. Um 10 Uhr setzte sich der Festzug in Bewegung. Voraus fünf Festordner, dann die Musik unter Leitung des Kapellmeisters Kühner, die den Festmarsch, componirt von demselben, spielte; sofort die auswärtigen Liederkränze nach einander — absichtlich Marbach zuerst — jedem Liederkranze seine Fahne voran, ihr zur Linken die Ehrengeleitsmänner, zur Rechten die Träger der Ortsnamenschilde, die Sänger in Colonnen, 8—9 Mann stark, Arm in Arm, zu beiden Seiten die Festordner mit ihren Stäben als ein wandelndes Spalier.

Der Festzug bot auf der Königstraße den großartigsten Anblick dar; sein Kopf lenkte bereits in die Büchsenstraße ein, als man sein Ende noch nicht oben um das Silber'sche Kaffeehaus herumkommen sah. Die Zuschauer

waren fast alle festlich gekleidet, die Häuser der Straßen, durch die der Festzug ging, decorirt mit grünen Gewinden, Kränzen, Teppichen, reichen Draperien in den buntesten Farben, die Fenster mit den herrlichsten Pflanzen, in bunten Scherben aufgestellt, auch in der Farbe des Schillervereins (blau mit goldenem Stern). Die Wache bei der Hauptwache stand unterm Gewehr, solange der Zug vorüberging; wenn die Musik schwieg, erhoben die Liederkränze festlichen Marschgesang. Die Büchsenstraße war am reichsten geziert, kein Haus in derselben ohne Decoration. Vor dem Museum hielt der Zug einige Augenblicke. Der Frauen-Liederkranz und der Schillerverein hatten sich dort versammelt.

Die Frauen und Jungfrauen, alle weiß gekleidet, das Festband in den Putz verwebt, hatten sich beim Anlangen des Festzugs bereits zum Anschließen an denselben in gedrängten Reihen geordnet und standen am Eingange des Museums, Reihe hinter Reihe die Treppe hinauf dicht aneinander; ein ungemein malerischer Anblick.

Nach dem Zuge der auswärtigen Sänger und unmittelbar nach den Pauken und Trompeten schlossen sich die Sängerinnen, 238 an der Zahl, dem Zuge an; die Cäcilienfahne des stuttgarter Liederkranzes wurde ihnen vorgetragen. Auf sie folgte der Schillerverein, dem die Uebergabsurkunde in vergoldetem Schrein durch

eins der ältesten Mitglieder des Liederkranzes, Buchdruckereibesitzer Blasius Müller, vorgetragen wurde. Der Durchzug des Festzugs unter den frischbelaubten Schattengängen der Planie wirkte belebend auf alle, und erfrischt kam man auf dem Festplatze an. Die Riesengruppe der Liederkränze mit ihren Fahnen auf der Festtribüne sollte das Denkmal gleich einem großen Bouquet umgeben.

So gewaltig und glänzend der Festzug war, seine eigentliche Poesie erhielt er doch dadurch, daß in ihm alle Klassen und Stände, mit Ausnahme Weniger von den beiden Extremen der Gesellschaft, in bunter Reihe verschmolzen waren, daß dieselbe seidene Schleife hier am feinen Hut saß, dessen Besitzer des modernsten Kopfputzes sich bewußt ist, daneben an der Mütze des ländlichen Handwerkers oder Oekonomen und dicht dabei am bäuerischen Filzdreieck, der ehrwürdigen Reliquie des vorigen Jahrhunderts.

Nach $^1/_2$ 11 Uhr rückte der Zug in folgender Ordnung auf dem Festplatz an: voraus Festordner mit weißen Stäben, dann die Musik, hierauf die Liederkränze der einzelnen würtembergischen Städte und Ortschaften, Marbach als Zugführer voran, die übrigen nach dem Loose.

Darauf folgte wieder ein Musikcorps, Festordner,

der stuttgarter Frauen-Liederkranz, der Träger der Uebergabsurkunde, der Schillerverein und diejenigen auf die Tribüne für die Ehrengäste Eingeladenen, welche vorzogen, sich dem Zuge anzureihen. Der stuttgarter Männer-Liederkranz (380 Sänger) schloß den Zug, der etwa aus 1800 Personen bestehen mochte. Die Theilnehmer am Zuge, sowie alle bei dem Feste Beschäftigten waren mit Bandschleifen versehen, auf welchen die Schillerstatue abgedruckt war. Die Sänger und Sängerinnen trugen rosenfarbene, die Festordner gelbe, die Weingärtner, welche die Bewachung des Platzes übernommen hatten, grüne, die Werkleute hellblaue und der Schillerverein dunkelblaue."

In Courtoilette, mit dem Festband geschmückt, begaben wir uns um 9 Uhr auf den Festplatz, der ja nur wenige Schritte von unserm Gasthofe sich befand. Es wurde uns und Andern auf Anfrage von dem Festcomité-Vorsitzenden, den wir an dem Standbilde trafen, freundlich gestattet, nicht in den Zug einzutreten, sondern seine Ankunft hier zu erwarten. So nahmen wir denn die für uns bestimmten Plätze, dicht hinter denen der Schiller'schen Familie, auf der Ehrentribüne ein, die sich, der Statue gegenüber, an die alte Eberhardsburg lehnte. Es war ein erhabener und erfreuender Anblick, die hohen Gebäude, welche ein Viereck bilden, reich mit Draperien,

Blüten und Kränzen geschmückt zu sehen, aus deren Fenstern als schönste Blumen schwäbische Frauen blickten. Außerhalb des mit bretternen Schranken abgesperrten Festplatzes wogte eine unabsehbare Menschenmenge.

Gegen 10 Uhr fing der bisher klare Himmel an sich mit Wolken zu bedecken, und schon befürchtete man, daß durch Regen die Freude des Festes getrübt werden könnte.

Als der oben beschriebene Zug auf dem Festplatze angekommen und geordnet war, drängte die außenstehende Menge so gewaltsam gegen die Breterwände an, daß die Gefahr des Erdrückens drohte, aber beherzte Männer hoben die Pfosten aus, und krachend fiel die Scheidewand zu Boden. Das Bürgermilitär wollte dagegen einschreiten, doch ein Schrei der Entrüstung von allen Tribünen untersagte ihm sein Vorhaben.

Um die Kosten des Monuments zu decken, fehlte allerdings noch eine ziemlich hohe Summe; es war also dem Comité nicht zu verdenken, daß es den Festplatz hatte absperren lassen, um die innern Plätze mit einem hohen Eintrittsgeld zu belegen; doch die Noth und Gefahr entschuldigten die gewaltsame Aenderung.

Noch vor Erscheinen des Zugs war die Schiller'sche Familie von drei Mitgliedern des Vereins aus dem Gasthof zum König von England abgeholt und durch die

Spalier bildenden Bürgerschützen, welche vor den geehrten Gästen das Gewehr anzogen, bis zu dem ihnen bestimmten, mit Orangerie geschmückten Ehrensitze geführt worden.

Die Feier begann mit der Festcantate, gedichtet von Möricke*), in Musik gesetzt von Lindpaintner. Am Schluß derselben ertönte die große Glocke vom Thurm der altehrwürdigen Stiftskirche, und das Geläute der vier Pfarrkirchthürme der Stadt stimmte ein.

Baumeister Trouet führte den zwölfjährigen Enkel Schiller's**) zum Monument. Kaum hatte der Knabe die Rosahülle berührt, so sank sie zu beiden Seiten herab. In diesem Augenblicke brach die Sonne durch den leichtbedeckten Himmel, und ihre Strahlen legten sich um das geneigte, lorbeergeschmückte Haupt des Unvergeßlichen. Alle Köpfe der unabsehbaren Menschenmenge entblößten sich, und eine andachtsvolle Stille, die nur von den ehernen Zungen der Glocken unterbrochen wurde, trat auf einige Momente ein; dann aber brach ein unbeschreiblicher Jubel aus, der von Pauken und Trompeten begleitet war. Das Standbild hatte so viel Leben und Wärme, daß wohl der Gedanke wach werden konnte, es müsse die

*) Morgenblatt, 1839, Nr. 112.

**) Jetzt Rittmeister in österreichischen Diensten.

Hand ausstrecken, um sein deutsches Volk, das ihm so zujauchzte, zu segnen.

Das Ritter'sche von Silcher componirte Lied „Was schwellt uns heut so hoch die Brust" wurde von mehr als tausend Sängern angestimmt. Nach Absingung desselben bestieg Gustav Schwab die Stufen des Monuments und hielt eine treffliche, begeisternde und hinreißende Rede, die durch sein kräftiges, schönes Organ auf dem ganzen Platze verstanden wurde. Nach dem Schlusse derselben sangen alle Liederkränze Schwabens das vom Conrector Pfaff zu Eßlingen gedichtete Lied „Auf, Brüder, auf, beginnt das Fest der Weihe!" worauf Hofrath von Reinbeck an der Spitze des Comités, ihm gegenüber der Stadtschultheiß Gutbrod mit dem Stadtrath und Bürgerausschuß, die Stufen des Monuments betrat. Ersterer übergab letzterem ein Document mit den Worten:

„Dieses Denkmal der Liebe und Verehrung, die für den berühmten und edlen Sohn Würtembergs, unsern unsterblichen Schiller, alle Deutschen durchglüht, steht nach jahrelangem Streben*) jetzt hier auf dem Schauplatze seiner Jugendbildung in seiner und

*) Die erste Idee, dem großen Dichter ein Denkmal zu errichten, ging vom stuttgarter Liederkranz, zunächst von Dr. Schott im Jahre 1824 aus.

Deutschlands würdiger Gestalt. Es ist dem Verein, der sich die Errichtung desselben zur Aufgabe gemacht hat, von den Herzen der Deutschen anvertraut, und dieser bestimmt es für ewige Zeiten zu einem unveräußerlichen Eigenthum unseres geliebten Stuttgart, und ich bin zu der Ehre beauftragt, im Namen des Vereins dasselbe durch gegenwärtige Urkunde den Händen der Väter dieser Stadt zu übergeben, überzeugt, daß sie dieses Denkmal werden nach Würden zu schätzen und zu schützen wissen."

Der Stadtschultheiß Gutbrod erwiderte:

„Von dem verehrten Schillervereine und seinem würdigen Vorstande übernehme ich im Namen der Stadt Stuttgart das Denkmal der Verehrung und Liebe, welches das deutsche Volk unserm unsterblichen Schiller hier, auf dem Schauplatze seiner Jugendbildung, gesetzt hat, als ein Eigenthum auf ewige Zeiten. Meine Gefühle, welche gewiß die ganze Stadt theilt, lösen in diesem feierlichen Augenblicke sich in zwei Worte: Freude und Dank; Freude über die Ehre, welche dem Vaterlande und der Stadt durch seinen berühmten und edlen Sohn geworden, und Dank allen denen, welche das herrliche Denkmal gestiftet und solches unserer Stadt zugedacht haben. Mit Uebernahme dieses kostbaren Geschenks geht die Stadtge-

meinde die in der Urkunde, welche ich dem hochverehrten Vereinsvorstande einzuhändigen vom Stadtrathe beauftragt bin, enthaltenen Verpflichtungen ein, die wir getreulich und heilig zu erfüllen versprechen, wie wir überhaupt zeigen werden, daß wir das Denkmal nach Würden zu schätzen wissen."

Darauf umgaben zwei Abtheilungen Stadtreiter das Monument als Ehrenwache. Dann wurden noch einige Lieder gesungen, worauf die Sänger auf den Marktplatz zogen und sich von dort aus zum Mittagsmahl in ihre Quartiere oder in öffentliche Gärten begaben.

Man sagte uns, daß von der Eberhardsburg aus der König mit seiner Familie der Feier beigewohnt habe.

Am Festmahl im Museum nahmen außer dem Schillervereine zunächst die Söhne, Enkel und der Eidam Schiller's, Herr von Gleichen-Rußwurm, die meisten hohen Staatsbeamten, die Magistrate, Mitglieder der Stände, der Landesbischof von Rotenburg, Peter Cornelius, Stiglmaier, Bruce, Ernst Förster, die Deputationen u. s. w. Theil.

Die Tafel hatte die Form eines Hufeisens. Im Centrum waren die Ehrenplätze der Schiller'schen Familie; daneben saßen das Comité des Vereins und die Mitglieder des Magistrats, ihnen gegenüber die Geheimräthe, Departementschefs und die weimarischen Deputirten.

Den ersten Toast brachte Hofrath von Reinbeck auf den König und die königliche Familie aus; den zweiten weihte Wolfgang Menzel dem Andenken Schiller's und dessen Genius. Der Stadtschultheiß überreichte an der Spitze einer Deputation des Stadtraths dem Vorsitzenden des Schillervereins, Hofrath von Reinbeck, das Ehrenbürgerrecht und brachte dessen Gesundheit in geistvollen, kernigen Worten aus.

Alle die Toaste anzuführen, welche, wie sich von selbst versteht, mit großem Beifall aufgenommen wurden, würde den Leser ermüden. Nur zwei erlaube ich mir noch zu erwähnen. Der Schotte Bruce nannte in seiner Rede Schiller den reinen, fleckenlosen Dichter der Germanen. Ernst von Schiller sprach folgende Worte:

„Hochverehrte Versammlung, ich spreche im Namen der Familie Schiller's, dessen Andenken heute Würtemberg, Deutschland feiern; der Familie Schiller's, welche im Geiste ihres verewigten Vaters dankbar die Anerkennung seiner Zeitgenossen und seiner Nachwelt erblickt. Diesem herrlichen Lande verdankte Schiller die wirkungsreichen Jahre seiner Jugend, und wenn auch der fernere Beruf ihn seiner Heimat entzog, so hat er doch niemals die innigste Liebe zu seinem Vaterlande verleugnet. Fest und bieder blieb er ein Würtemberger, auch dann, als schon das gesammte Deutsch-

land ihn den Seinigen nannte. Würtemberger! An Ihrer Spitze steht ein edler König, der, weise in der Regierung seines Landes, auch den Ruhm eines tapfern, eines großen Feldherrn errungen hat. Und eine ansehnliche Reihe bedeutender Männer ziert dieses Land, sie zieren die gegenwärtige Versammlung. Daher sang Schiller mit Recht:

So manchen Mann, so manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Es lebe Würtembergs König und sein edles Volk."

Auf dem Schillerfelde, wo sich alle Liederkränze nach Tische versammelt hatten, war das eigentliche Volksfest, das bis in die Nacht hinein in Freude und Lust, unter Gesang und Trinksprüchen sich ausdehnte. Besonders interessirte der darmsheimer Liederkranz das Publikum, der, aus sechzehn zum Theil schon bejahrten Bauern bestehend, die in ihrer Landestracht erschienen waren, den dreieckigen, mit Blumen und der Schillerschleife geschmückten Hut auf dem Kopf, seine Lieder sehr wacker vorgetragen haben soll. Leider brachte uns das Festessen und die Darstellung des „Wallenstein" um diesen Genuß. Die Plätze, die wir im Theater einnahmen, waren uns in der Prosceniumsloge des ersten Ranges, der königlichen Loge gerade gegenüber, angewiesen; meine Augen richteten

sich öfter nach dieser als nach der Bühne. Wallenstein's Familienleben war für mich nicht so anziehend als das, was ich mir gegenüber sah. Dort sah ich einen Vater zwischen seinen beiden schönen Töchtern, von denen die eine, die das väterliche Dach bald verlassen sollte, ihren Arm um ihn geschlungen hatte und mit zärtlichen Blicken in sein Antlitz schaute, wie er oft in das ihrige. Ihr hoher Bräutigam saß hinter ihr, und man konnte ihm ansehen, wie entzückt er von diesem Bilde väterlicher und kindlicher Liebe war. Was brauche ich den edlen Mann zu nennen, dessen weise Regierung seit dem Jahre 1816 aus den verfallenen Hütten der schwäbischen Dörfer wohnliche Gebäude geschaffen, die Cultur seines Landes nach jeder Richtung hin veredelt, Kunst und Wissenschaft durch zweckmäßige Sparsamkeit an anderer Stelle gefördert hat!

Nach dem Theater wandelten wir durch die erleuchteten Hauptstraßen Stuttgarts, in denen die Menschenmenge wie ein aufgeregtes Meer wogte, sodaß man mit Recht Schiller's Worte: „Es war, als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre", hier anwenden konnte. Ein Haus am Calwerthor, über dessen Portal wohl seit einem halben Jahrhundert die Statuette des Herzogs Karl von Würtemberg, des Stifters der Karlsakademie, worin Schiller erzogen wurde, steht, zeigte folgende sinnige

Inschrift über dem Sandsteinhaupte des absoluten Regenten:

Den Erzieher führ' ich im Schild
Und im Herzen des Zöglings Bild.

In unserm Gasthaus wieder angelangt, sahen wir uns noch die bengalische Beleuchtung des Standbildes aus unsern Fenstern an. Die glänzende Bronze glühte magisch in dem abwechselnden Weiß- und Rothfeuer. Dann gingen wir in den Speisesaal hinab und brachten noch einen köstlichen Abend, der sich bis weit über Mitternacht verlängerte, mit der Schiller'schen Familie, Cornelius, Stiglmaier, Bruce, Lindpaintner u. A. zu. Durand rühmte Karl Schiller gegenüber besonders die Reden von Wolfgang Menzel und Gutbrod beim Festessen, nur wäre ihm der Dialekt des letztern etwas aufgefallen. Karl erwiderte: „Mein Vater, wann er bös war, hat mit uns accurat so gesprochen."

Die Statue ist 13 Fuß 5 Zoll hoch. Der Dichter hält in der herabhängenden Linken ein Buch, in der Rechten, die zugleich den unter dem linken aufgezogenen, über die rechte Schulter geworfenen Mantel trägt, den Griffel. Manche haben das gebeugte Haupt tadeln wollen, mir erscheint es höchst ausdrucksvoll, sinnend und bescheiden. Auch sagte uns Karl Schiller, daß sein Vater oft diese Stellung im Leben angenommen habe.

Die Höhe des eigentlichen Fußgestells beträgt 16, die Unterlage 4, die Breite derselben 34 Fuß. Das Relief der Vorderseite trägt Schiller's Namen auf einer von einem Adler getragenen Kugel, dem Sinnbild der Ewigkeit; dies ist durch die Himmelszeichen des Thierkreises, unter denen Schiller geboren wurde und starb, ausgedrückt. Die tragische und lyrische Muse begleiten ihn in seinem Fluge. Darunter steht der Geburtstag und der Sterbetag des Dichters.

Auf der Rückseite greifen zwei Greife in die Saiten der Lyra; darunter stehen die Worte: „Errichtet 1839." Das Relief der rechten Seite ist der Genius der Dichtkunst mit der Lyra und dem Plektrum — eine geflügelte Knabengestalt; das der linken Seite eine schwebende Victoria mit dem Palmenzweige.

Da es manche Leser interessiren dürfte, füge ich aus den Acten noch hinzu, daß eine hermetisch verschlossene Kupferkiste in den Grundstein mit folgenden Gegenständen eingelassen worden war: 1) In einer runden Blechkapsel die Urkunde auf Pergament mit chinesischer Tinte geschrieben und von allen Vereinsmitgliedern unterzeichnet; 2) die Originallisten der Geldbeiträge zum Denkmal; 3) die Originale aller für das Album Schiller's gelieferten schriftlichen Beiträge; 4) das Album selbst; 5) Schiller's sämmtliche Werke in einem Band, von

Herrn von Cotta eigens dazu bestimmt; 6) ein Zollvereinsthaler, ein Guldenstück und ein Halbguldenstück mit dem Bildniß des regierenden Königs von Würtemberg; 7) zwei sauber geschliffene Krystallflaschen, hermetisch verschlossen; die eine gefüllt mit Getreide von 1838, die andere mit rothem Neckarwein vom berühmten Jahrgang 1834, dem besten, der seit dem Bestehen des Vereins gewachsen.

Außerdem ist noch in den Grundstein eine schön polirte, mit einer in vergoldetes Silber gravirten Inschrift versehene Granitplatte gekommen, die von Petersburg mit der ausdrücklichen Bitte eingesandt worden war, sie in den Grundstein zu Schiller's Denkmal aufzunehmen.

Nachdem wir noch ein Frühstück eingenommen, bei dem uns Ernst und Karl Schiller Gesellschaft leisteten, und ein Glas auf das liebe Schwabenland und seine herzgewinnenden Bewohner geleert, sagten wir beiden ein herzliches Lebewohl. Karl besuchte mich, so oft er nach Weimar kam, aber Ernst sah ich nie wieder. Ersterer war den 14. Sept. 1793 in Ludwigsburg, letzterer den 11. Juni 1796 in Jena geboren. Bei unserer Abfahrt ließen wir vor Schiller's Denkmal halten, um noch einmal des Meisters Standbild zu betrachten und es tief in unsere Seele einzugraben.

Unsere Rückreise nahmen wir über Bretten, wo wir

übernachteten; den andern Tag fuhren wir nach Darmstadt und kamen trotz eines mehrstündigen Aufenthalts in Heidelberg, wo wir das alte Schloß besuchten, um das sich ein blauer Blütenkranz von Hollunder legte und von wo aus wir die Frühlingspracht des Neckar- und Rheinthals bewundern konnten, dort zeitig genug an, um einer Vorstellung im Theater beiwohnen zu können. Es wurde „Robert der Teufel" gegeben. Allerdings hatten wir diese Oper kurz vorher in Stuttgart gesehen, doch sang Frau Haselt-Barth, von der ich viel Rühmliches gehört, denn sie zählte zu jener Zeit zu den ersten deutschen Sängerinnen, die Isabella als Gast. Sie erfüllte meine allerdings großen Erwartungen nicht. Obgleich man den Anschlag des Tons und dessen Portament vortrefflich nennen konnte, so war doch an Coloratur, Mordent und Triller Manches auszusetzen. Im Zwischenacte ging ich auf die Bühne, auf der ich mich vor fünfzehn Jahren ebenfalls herumgetummelt hatte. Meine alten Freunde und Collegen freuten sich, mich wiederzusehen, aber ich freute mich nicht, so manche Veränderung wahrzunehmen, die mich schmerzlich berührte. Mit Wehmuth gedachte ich des gütigen heimgegangenen Fürsten, der mich mit so viel Wohlwollen überhäuft. Nach dem dritten Act verließen wir das Haus, um den schönen Abend noch im Schloßgarten zu genießen.

Ein paar Tage hielten wir uns in Frankfurt auf, die wir zumeist im Familienkreise lieber Freunde verlebten. Dann kehrten wir in einem Zuge nach Weimar zurück. Vierzehn Tage nur hatte unsere Abwesenheit gedauert, und doch war es mir, als ich Weib und Kinder wieder an mein Herz drückte, als wären es Monate der Trennung gewesen.

Achtes Kapitel.

Karl Gutzkow. — Agnes Schebest. — Alexander Dreyschock. — Karoline Unger. — Sophie Löwe.

Noch eine interessante Persönlichkeit sollte ich in diesem Jahre kennen lernen. Karl Gutzkow hatte sich den Schauspielern wohl zunächst durch seinen „Richard Savage" bekannt gemacht. Mit großem Interesse hatte ich bereits seinen Roman „Wally" gelesen und war begierig auf die persönliche Bekanntschaft. Er war gekommen, dem Schauspielerpersonal den „Richard Savage", der in kurzem auf unserer Bühne zur Darstellung kommen sollte, vorzulesen. Die äußere Erscheinung des jungen, damals in den Zwanzigern stehenden Mannes war anziehend und entsprach wohl dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht hatte: lichtblaue Augen und blondes Haar, eine feine, etwas gebeugte Gestalt, die Züge des Gesichts edel geformt. Die Art und Weise, mit welcher er sein Stück

vortrug, war markig und geistreich; besonders gut gelang ihm die feine Nüancirung des sarkastisch-humoristischen Charakters des Steele.

Das Stück wurde am 18. Sept. 1839 zum ersten Mal auf Weimars Bühne mit großem Beifall aufgeführt und erlebte in kurzer Zeit vier Wiederholungen. Im Frühjahr darauf gab man auch Gutzkow's „Werner, oder Welt und Herz", welche Dichtung ebenfalls Beifall fand.

Das Jahr beschloß ein Gastspiel der gefeierten Sängerin Agnes Schebest, zwischen dem der Klaviervirtuos Alexander Dreyschock zwei Concerte gab.

Erstere hatte ich im Jahre 1832 in Dresden kennen gelernt, wo sie theilweise das Fach der Schröder-Devrient vertreten mußte, die sich zu jener Zeit in London befand.

Die Schebest war von Wien nach Dresden gekommen und dort fürs Chor und kleine Partien engagirt worden. Die Natur hatte sie mit einer wohlklingenden Mezzo-Sopranstimme, dramatischem Talent und einer schönen Persönlichkeit ausgestattet. Die Abwesenheit der Schröder-Devrient führte bezüglich des Repertoires Verlegenheiten herbei, und die Direction schente sich nicht, das arme junge Mädchen zur hohen Sopranistin stempeln zu lassen. Natürlich mußte jedem Sachverständigen

einleuchten, daß mit der Zeit bei solchem Verfahren ihre klangvolle Stimme leiden würde, und dieses wurde mir bei ihrem Gastspiel in Weimar bestätigt. Das obere Register hatte einen schneidenden Ton angenommen, und die Mitteltöne entbehrten des frühern sonoren Klangs. Dazu kam noch ein fortwährendes Tremuliren, was sie mir für Kunst, die sie sich mit vielem Fleiß in Paris angeeignet, ausgeben wollte; in Wahrheit aber konnte sie nicht mehr anders; ihre Stimmbänder hatten durch die übermäßige Anstrengung die Spannkraft verloren. Im Uebrigen war sie eine tüchtige Sängerin geworden, was sie in den drei Rollen, die sie uns vorführte — Sextus, Fidelio und Alice in „Robert der Teufel" — bewies. Ihre poetische Auffassung der verschiedenen Rollen bekundete in hohem Maße ihren dramatischen Beruf, weshalb auch das Publikum ihre Leistungen mit großem Beifall aufnahm.

Der zweite Gast, Alexander Dreyschock, überraschte und entzückte den größten Theil des Publikums durch die Neuheit seines Spiels und seiner Compositionen. Die wirklich reizende „La Campanella" mußte er in dem einen Concert wiederholen, im zweiten zugeben. Als etwas noch nie Dagewesenes wurden seine Variationen für die linke Hand betrachtet, dieses Wunder: für die linke Hand allein, auf Wunsch des Componisten mit großen Lettern

als Aushängeschild auf das Programm gesetzt. Solche Ankündigungen waren beim weimarischen Hoftheater nicht üblich; das große Publikum sperrte ob dieses Wunders Maul und Nase auf; Andere lächelten freilich über dieses Kunststückchen und dachten mit Wehmuth an Hummel's unübertreffliches Spiel, der uns leider am 17. Oct. 1837 durch den Tod entrissen worden war.

Der Jubel war unermeßlich, den dieses Kunststück bei dem großen Haufen hervorbrachte, und stürmisches Dacapo erfolgte. Der bescheidene Künstler trat etwas wankenden Schrittes, um seine Erschöpfung anzudeuten, wieder auf die Bühne und kam dem Wunsche der rasenden Menge nach. Ob der lose Schelm, dessen „Campanella" man nicht mit solchem Enthusiasmus aufgenommen hatte, obgleich die Composition wirklich schön zu nennen ist, nicht im Innern über das tolle Völkchen gelacht hat? Diese kleinen Koketterien abgerechnet, war Dreyschock ein liebenswürdiger junger Mann und Meister seines Instruments.

Wie leicht übrigens ein Publikum durch Ungewöhnliches irre werden kann, davon möge nachstehende Anekdote zeugen. In dem schauerlichen Melodrama „Die Waise und der Mörder" spielte Laroche den Reimbeau, ich den Marcial. Der Reimbeau gehörte eben nicht zu Laroche's Lieblingsrollen; daher kam es denn, daß er der

Worte nicht ganz mächtig war und öfters sein Ohr lauschend nach dem Souffleur richtete, besonders in der Scene mit Marcial, wo beide einander beobachten und auszuholen suchen. Mitten im Dialog sah er mich plötzlich prüfend an und flüsterte mir leise zu: „Na, so sprich doch!" Ich erwiderte mit gleich prüfendem Blick: „Nein, Du hast zu sprechen." Dann schlug er die Augen nieder zum Souffleurkasten und sagte hauchend: „So souffliren Sie doch! Sie . . . .!" Er wußte seinem Mienenspiel einen so besondern Ausdruck zu geben, daß ich mir alle Mühe gab, nicht zurückzubleiben. Dieses stumme Spiel, welches das Publikum mit aufmerksamer Stille begleitete, mochte wohl eine Minute gedauert haben. Das Resultat bei unserm Abgang war ein stürmischer Applaus. Was eigentlich dem Publikum zugekommen wäre, übernahmen wir hinter der Scene und brachen in ein höllisches Gelächter aus, wobei Laroche sagte: „Na siehst Du, Junge! Was willst Du mehr?" Er war eben ein Künstler, der sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ.

Auf Anrathen der Aerzte mußte ich abermals nach Karlsbad, dann nach Franzensbad. Vorher folgten wir aber der Einladung zu einem Gastspiel in Dresden, welche uns vom Generalintendanten von Lüttichau bei seiner Anwesenheit in Weimar geworden war.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich die berühmte Unger-Sabatier kennen, die die Desdemona im „Othello" als Gast gab. Nach dem ersten Act ging ich auf die Bühne, um mich durch Freund Zesi dieser herrlichen Künstlerin vorstellen zu lassen. Sie nahm mich mit großer Freundlichkeit auf, und ich konnte ihr unbefangen mein Entzücken über ihre Leistung aussprechen, worauf sie mit vieler Bescheidenheit erwiderte: „Ich habe mich nie einer brillanten Stimme zu erfreuen gehabt; was ich Gutes leiste, danke ich allein meinem unermüdlichen Fleiß." Um so mehr war ihre Kunst zu bewundern. Ihre Stimme umfaßte zwei Octaven, deren Töne allerdings weder sehr klangvoll noch blendend waren; aber sie war die erste Sängerin, die mir bewies, daß man auch in Coloraturen Seele und Wärme legen kann. Und was war sie dabei für eine bedeutende Darstellerin! Ich hatte kurz zuvor die Schröder-Devrient in dieser Rolle gesehen und muß sagen, daß sie als Darstellerin hinter dieser nicht zurückblieb, in der Technik aber sie übertraf. Unvergeßlich wird mir ihr Spiel im dritten Act bleiben und vor allem die Stellung, in welcher sie dem Gondolierlied lauschte. Eine christliche Handlung verband uns später noch näher; wir wurden Pathen von Emil Devrient's jüngstem Kinde. Sie kam einige Zeit darauf nach Weimar, um den Herrn Gevatter, der der heiligen Handlung nicht hatte beiwoh-

nen können, zu besuchen. Sie und ihr Gatte waren große Verehrer von Schiller und Goethe; natürlich wurde ich ihr Cicerone und zeigte ihnen Alles, was an die große Zeit erinnerte. Es gelang mir auch, Schiller's Todtenmaske zu erhalten, die ich Sabatier nach Florenz nachschickte. Drei genußreiche Tage verlebten wir mit diesen herrlichen Menschen, deren Ruhestunden sie mit dem unvergleichlichen Vortrag neapolitanischer Volkslieder würzte.

Der Abend im dresdner Theater sollte mir noch eine unerwartete Freude bringen. Als ich in die Loge zu meiner Frau trat, fand ich eine mir fremde Dame in vertraulichem Gespräch mit ihr. Trotz allen Neckens der Beiden wollte doch keine Erinnerung in mir wach werden, bis die Fremde sagte: „Was, Sie wollen die wilde, ungezogene Sophie nicht mehr kennen?" Da fiel der Schleier vor der Vergangenheit von meinen Augen; es war Sophie Löwe, die Tochter meines alten Freundes Ferdinand Löwe, in dessen Familie ich 1818 eine Zeit lang Tischgenosse gewesen war. Sophie war in ihrem neunten Jahre das unbändigste Kind, welches ich je gesehen habe. Einst kam sie um die Mittagszeit mit hochrothem Gesicht, zerzausten, fliegenden Haaren, zerrissenem Mantel und einen Schuh in der Hand nach Hause. Wahrscheinlich war sie in einer Rauferei mit

Jungen gewesen, denen sie immer einen Schabernack anzuthun wußte. Außer sich rief ihre Mutter: „Nein, es ist nicht zum Aushalten mit dem ungerathenen Balg! Nun sollst Du mir aber auch wirklich in die Pension!“ Jetzt ging das Jammern von Sophiechen los. „Ach, liebe gute Mutter Um Gottes Willen nicht in die Pension! Ich will's ja nicht wieder thun! Ich will ja gut sein, nur nicht in die Pension, um Gotteswillen nicht in die Pension!“ Dabei stürzten aus ihren schönen braunen Augen stromweis die Thränen. Mir fiel es auf, daß sie sich nach jeder solchen Jammerphrase umdrehte und die Thränen abzuwischen schien. Ich erfaßte endlich die abwischende Hand und entdeckte zu meinem Erstaunen in derselben ein Stück Zuckerkand, an dem sie bei ihren Kopfwendungen jedesmal geleckt hatte. Ich brach in ein schallendes Gelächter aus, und die Mutter verließ schnell das Zimmer, um nicht ein Gleiches thun zu müssen.

Das wilde hübsche Kind war zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen, deren hohe edle Gestalt voll Anmuth und Grazie war; die ebenmäßigen Züge ihres Gesichts und die wunderbar glänzenden braunen Augen waren ein Erbtheil ihres verstorbenen Vaters. Unser Beisammensein beschränkte sich leider nur auf die wenigen Stunden im Theater. Sie war gekommen, um die Unger als Desdemona zu sehen, und reiste am fol-

genden Tage nach Berlin zurück, wo sie der Liebling des dortigen Publikums und mit einem Gehalt von 5000 Thalern bei dem königlichen Theater angestellt war. Unbedingt gehörte damals Sophie Löwe zu den gefeiertsten deutschen Sängerinnen, doch nie hat es mir gelingen wollen, sie auf der Bühne zu sehen.

Neuntes Kapitel.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Mehr als vierzig Jahre sind seit dem 13. Oct. 1819 vergangen, wo dieses große Talent in Schiller's „Phädra" als Aricia das Hofburgtheater zu Wien betrat. Im Jahre 1821 vertauschte sie das Schauspiel mit der Oper, nachdem ihre schöne Sopranstimme durch einen tüchtigen deutschen Singmeister, Joseph Mozatti, der aus altitalienischer Schule hervorgegangen, gebildet worden war, und debütirte als Pamina in der „Zauberflöte". Kaum zehn Jahre später hatte sich Wilhelmine einen ruhmgekrönten Namen erworben, dessen Ruf in den dreißiger Jahren die deutschen Grenzen überschritt. Ihre Darstellungen gaben der Journalistik reichen Stoff, und die gewichtigsten Stimmen der deutschen Presse beeiferten sich, die Vorzüge dieser großen Künstlerin ins Licht zu stellen, ohne ihre Schwächen zu verschweigen. An ihrer

Spitze stand Ludwig Rellstab als musikalische Autorität. Er war auch der Mann dazu, denn er hatte die ersten deutschen und italienischen Sängerinnen gehört, und seine tiefe musikalische Einsicht berechtigte ihn, Vergleiche zwischen diesen und unsern deutschen Landsmänninnen anzustellen.

Das Feldgeschrei der Deutschen war in den zwanziger Jahren Henriette Sontag und Wilhelmine Schröder-Devrient; beide wurden mit Beifall, Blumen und Kränzen überschüttet, und doch waren beide so sehr verschieden, ja kaum zu vergleichen. Henriette Sontag bewegte sich in dem Kreis des Sentimentalen und Naiven mit großer Anmuth und vielem Glück. Ihre Coloratur war perlenartig, was sie aber mehr der Natur als einem ernsten Studium zu danken hatte, denn schon in ihrem vierzehnten Jahre führte sie die schwierigsten Figuren mit seltener Reinheit und Sicherheit aus.

Wilhelmine bearbeitete das heroische Feld, wohin ihr ganzes Naturell sie drängte; da erntete sie durch ihren unermüdlichen Fleiß die schönsten Früchte. Zu einer brillanten Coloratursängerin hätte sie es nie gebracht; theils widerstrebte ihre hohe Anschauung vom edlen Gesang dieser Virtuosität, die die Menge immer anstaunen wird, theils war ihr Kehlkopf zu schwerfällig. Was sie zu einer Partie wie die Norma an verziertem Gesang brauchte,

hatte sie gelernt und führte die Passagen sauber aus, wenn sie dieselben auch nicht raketenmäßig in die Luft schleuderte. Dieser Mangel ist ihr von einigen deutschen Kritikern, die auf dem Boden der neuern italienischen Schule stehen, gemacht worden; am stärksten aber greift sie deshalb der Engländer Henry Chorley an, wenn er sagt*): „Wäre Madame Schröder-Devrient in einer bessern Schule gebildet worden, sie hätte an der Seite der Madame Sontag bis zum heutigen Tage fortsingen und bei ihrem Scheiden von der Bühne den Namen einer großen dramatischen Sängerin hinterlassen können, statt daß sie jetzt mit dem Ruhm vorlieb nehmen muß, eine bedeutende Schauspielerin gewesen zu sein, die in einigen deutschen Opern aufgetreten ist."

Dieser anmaßende Mann mag vielleicht seinen Landsleuten gegenüber die erste Stufe der Kritik einnehmen, bei uns Deutschen kann solch ein Ausspruch nur ein mitleidiges Lächeln hervorbringen, und nur zu bedauern ist es, daß ein so tüchtiger Literat wie Alfred von Wolzogen solchen Schmähungen in seinem Buche noch das Wort redet und sagt: „Wir vermögen unsere große Künstlerin gegen ein solches motivirtes Urtheil am allerwenig-

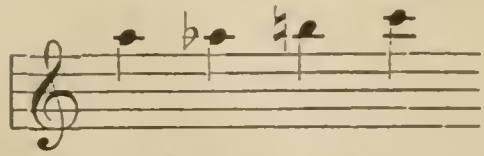
*) A. v. Wolzogen, Wilhelmine Schröder-Devrient (Leipzig 1863), S. 108.

sten zu vertheidigen, da wir vielmehr bei jeder Gelegenheit gegen jenen leider heutzutage noch viel weiter ausgebreiteten Irrthum der sogenannten deutschen Gesangsschule zu Felde gezogen sind, die eben nichts als eine sehr euphemistische und leere Phrase für den Mangel an jeder soliden Gesangsbildung überhaupt ist." Ist der charakteristische Vortrag eines Cantabile mit warmem Ton und edler Empfindung eine leere Phrase? Verdienen nur die solide Sängerinnen genannt zu werden, welche diatonische wie chromatische Tonleitern in rasendster Geschwindigkeit ausführen können? Dann wahrlich haben Gluck, Mehul und Spontini ihre Opern nur für Schauspieler geschrieben. Wer die Schröder-Devrient je als Iphigenia, Armida, Vestalin und Fidelio gesehen, mußte ihr unbedingt auch das Prädikat einer großen Sängerin beilegen. Die Zeit ist gewiß nicht fern, wo all dieser Flittergesang, der jetzt schon von einem Ohre zum andern geht, ohne das Herz zu berühren, auf den deutschen Bühnen für immer verstummen wird. Palästrina, Caracci und Peri, die Componisten der Motetten und Madrigale, die auf den Boden des edlen einfachen Gesangs standen, sind auch der Deutschen Lehrmeister gewesen, und wenn Mozart in seinen Opern „Zauberflöte", „Entführung", „Don Juan" und „Cosi fan tutte" die Form der alten italienischen Schule hier und da beiseite setzte, so huldigte

er nur dem damals schon verdorbenen Geschmack des Publikums und dem Eigensinn der Sänger und Sängerinnen. Was sich dieser unsterbliche Meister erlaubte, dazu glaubten sich andere deutsche Componisten auch berechtigt.

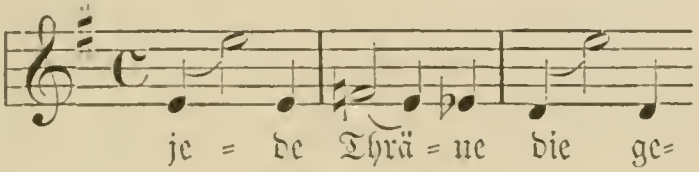
Es sei mir nun erlaubt, von meinem Standpunkte aus, als dramatischer Sänger und Schauspieler, die Leistungen dieser großen Frau im Gebiete der Kunst zu beurtheilen.

Im Jahre 1840 erfreute uns Wilhelmine in Weimar abermals mit einem Gastspiel. Sie trat am 27. April als Romeo in „Montecchi und Capuletti" auf. Man hatte das Abonnement zu all ihren Vorstellungen aufheben müssen, so groß war der Zudrang des einheimischen wie auswärtigen Publikums. Wochenlang vorher war kein fester Platz mehr zu haben. Mit Bewunderung und innigster Freude sah ich, welche erstaunlichen Fortschritte die Frau in einem Zeitraum von neun Jahren — so lange hatte ich sie auf der Bühne nicht gesehen — als Künstlerin gemacht hatte, und obgleich die Töne



die sie nur mit Anstrengung nehmen konnte, nicht so frisch und klangvoll mehr waren, so hatte sie doch unbedingt in Anschlag, Nüancirung und Biegsamkeit des Tons gewonnen. Ihr Recitativ,

die größte Schwierigkeit, die ein dramatischer Sänger überwinden muß, stand nun auf der höchsten Stufe der Vollendung, und ich habe nie, weder von den berühmtesten italienischen noch deutschen Sängerinnen, solche musikalisch-charakteristische Declamation gehört. Mit der Sicherheit eines kräftigen Jünglings, der seines Werthes sich bewußt ist, betrat sie als Romeo die Bühne. Weder ihr Wuchs, noch ihre Bewegungen verriethen das Weib, wenn das nicht ihr liebliches Gesicht und ihre Stimme gethan hätten. Ihr Costüm bestand aus einem Ueberwurf von rothem Sammt mit Fütterung und Umschlag von weißem Atlas, einem violettsammtenen Collet, weißseidenen Tricots und weißen Atlasschuhen. Auf dem blonden Lockenhaupt trug sie ein kleines schwarzes Barett mit einer wallenden weißen Feder. Durch diese Tracht kündigte sie sich als Gesandten des Friedens, nicht des Kriegs an, wie andere Darstellerinnen dieser Rolle, die in voller Rüstung erschienen. Die ersten musikalischen Phrasen, die aus Recitativen und gebundenen Sätzen bestehen, worin Romeo seinen Feinden den Frieden anbietet, trug sie mit ritterlichem Freimuth vor, in welchem Bescheidenheit und Stolz abwechselten, der sich bei den Worten: „Und gib Romeo der Tochter Hand", in die seelenvollste Bitte umwandelte. Ihr Vortrag der Cavatine „Wenn Romeo den Sohn erschlagen" war meister-

haft, und besonders wußte sie mit hinreißender Beredtsamkeit die Bitte um Versöhnung hervorzuheben. Als der Antrag von Capuletti höhnend zurückgewiesen wird, verwandelte sich der vorher demüthige Jüngling in einen stolzen Mann, der mit blitzenden Zornesaugen seinen Feinden entgegentritt. Die Abänderung im Stringendo der Arie 

war von großer Wirkung.

In der Scene mit Julia entwickelte sie mit großer Wahrheit das Seelenleiden eines Liebenden, der, da alle Hoffnung einer Vereinigung verschwunden ist, seine Geliebte zur Flucht zu bestimmen versucht, und sie that dies theils bittend, theils trotzend und zornig. In diesen abwechselnden Gefühlen lag bei ihr ein unendlicher Reiz, da sie die Mimik in seltener Gewalt hatte und besonders ihren Augen jeden Ausdruck geben konnte. Mit dem stummen Spiele, das sie in dem Duett, wo der Componist von B- nach As-dur übergeht, entwickelt, konnte ich mich nicht einverstanden erklären; denn die Handschuhe auszuziehen, das Barett abzunehmen, ärgerlich beide auf den Tisch zu werfen, dann die Locken durch die Finger laufen zu lassen, um das Haar zu ordnen, das war modern und conversationsmäßig und widersprach der Situation wie dem hö=

hern Stile der Rolle. Ich konnte es nicht unterlassen, da jeder gerechte Tadel, den ein Anderer über sie aussprach, mir weh that, ihr den andern Tag zu sagen, daß mir ihre Geberden an dieser Stelle durchaus nicht zugesagt hätten. Sie erwiderte: „Soll ich etwa wie ein schmachtender Liebhaber mich jammernd auf einen Stuhl werfen, den Kopf in die Hand stützen, vielleicht auch wie ein Schulknabe, dem man sein Spielwerk weggenommen, ein paar Thränchen weinen, bis der langweilige Italiener den Weg von B- nach As-dur gefunden? Daß ich mir in den Haaren gewühlt habe, weiß ich gar nicht, und 's ist auch kein Unglück. Geh, Du alter Mäkler! Du machst es nicht einmal wie Böttiger, der, wenn er einen Tadel aussprechen wollte, erst vorsichtig um den Brei herumging, sondern plumpst gerade hinein!"

Die Krone ihrer Darstellung war jedoch der letzte Act, wo sich Glanzpunkt an Glanzpunkt reihte. Welche Feder wäre mächtig genug, alle die Schönheiten zu beschreiben! Ich habe außer ihr keine Sängerin gesehen, die das Seelenleben Romeo's an der Leiche Julia's so zur Anschauung zu bringen wußte, von keiner außer ihr den weinenden Schmerz in den beiden kleinen Andantes: „Nimm auch die Meinen" und: „Wach, o erwache!" ausführen hören, ohne daß der Klang des Tons nur im geringsten beeinträchtigt worden wäre. Der Schluß der

Cavatine in C besteht bekanntlich aus abgerissenen musikalischen Phrasen, um eine Art Schluchzen anzudeuten, was sie in höchster Vollendung auszudrücken wußte. Ich will versuchen, eine kleine, freilich höchst unvollkommene Skizze ihres Spiels in diesem Acte beizufügen. Nachdem sie das Fläschchen geleert, trat sie von den Stufen des Sarkophags herab und ging während des Paukenwirbels, der so lange ausgedehnt werden mußte, bis sie das gegenüberliegende Denkmal erreicht hatte, auf welches sie sich stützte, langsamen Schrittes über die Bühne. Die Haltung des Körpers war erschlafft, der Kopf gesenkt, sie richtete ihn aber bei dem Aufseufzen Julia's rasch empor, und bei den Worten „Welcher Seufzer?" sah man ihren Augen und Zügen an, daß sie den Laut für einen überirdischen nahm. Bei dem Namen „Romeo" blickte sie freudestrahlenden Auges empor, und mit zitternder Stimme sang sie „Gott, ihre Stimme!" und als der Ruf Julia's zum zweiten Male erscholl, malte sich in ihren Zügen ein seliges Entzücken, und mit ausgebreiteten Armen rief sie: „Sie ruft mich, Giulietta rufet mich!" Wer aber vermag das Entsetzen zu schildern, das sich in ihren Zügen aussprach und in dem zitternden Körper fortpflanzte, als sie Julia lebend vor sich sieht? Ihren Augen nicht trauend, stürzte sie wankend auf Julia zu, umfaßte sie, um sich zu überzeugen, daß es kein Traum

sei, und als sie von Julia erfährt, daß diese nur zum Schein im Tode lag, war der Ausruf „Ha, was sagst Du?" markerschütternd. Das darauffolgende Recitativ sang sie mit fliegender Eile, nur die Worte „Ich Unglückselig'er!" sprach sie in gebrochenem Tone. Die ersten acht Takte des Andante sang sie mit thränenweicher Stimme; erst bei den Worten „Laß mich ans Herz Dich drücken" wurde ihre Stimme schwächer, und durch momentanes Zucken ihrer Züge und des Körpers deutete sie die Wirkung des Giftes an. Bei der Stelle „Ein einzig Wort von Dir" raffte sie sich nochmals empor, und mit steigender Angst Julia fest umklammernd, sang sie mit Kraft, als ob das Leben noch einmal den Tod besiege: „Ach, Holde, gedenke mein", bis sie beim letzten Takt dieses kleinen Duos erschöpft zusammenbrach.

Ihre Darstellung eines an Gift Sterbenden war in physischer Hinsicht ein Meisterstück der Kunst. Sie kam der Natur ganz nahe, ohne die Schönheit zu verletzen. Ich habe sie viermal in dieser Rolle gesehen. Die Grundlage der Charakteristik blieb immer dieselbe, aber wie mannichfaltig schmückte sie den ganzen Bau aus! Darum konnte man sie mit Recht den dramatischen Genies beizählen, die zumeist der Augenblick beherrscht.

Ihre zweite Rolle war die Norma, die man in plastischer Hinsicht vollendet nennen durfte.

Mit ernster Hoheit schritt sie an die Vorderseite des Altars, über dem sich die heilige Eiche wölbt, vor der sie sich demuthsvoll neigte und dann die hintern Stufen des Altars bestieg. Hier stand sie als das Urbild einer Seherin, den Eichenkranz auf dem Haupte, der den durchsichtigen weißen Schleier festhielt, und unter demselben das bis über die Hüften reichende blonde Haar, das wie ein Mantel Nacken und Schultern bedeckte. Ein faltenreiches Gewand von demselben Stoffe wie der Schleier, das über den Hüften mit einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde, umschloß den edelgeformten Körper.

Die ersten Worte: „Wer läßt hier Aufruhrsstimmen erschallen?“ sang sie mit zornigem Antlitz, wobei ihre Augen strafend sich nach allen Seiten wandten. Die folgenden Stellen trug sie mit meisterhafter Declamation und feinster Nüancirung vor. Gleich einer strengen Göttin gebot sie Frieden. In das Adagio, womit die heilige Feier beginnt, wußte sie eine tiefe Innigkeit und Schwärmerei zu legen. Nach dem Largo richtete sie sich hoch empor, und gleich einer Königin herrschte sie ihrer Umgebung die Worte zu: „Trennt Euch alle! Kein Frevler wage.“ Die Stelle: „Ich kann ihn tödten! — Ihn tödten? Mein Herz sagt nein!“ schien mir besonders unnachahmlich. Von allen Darstellerinnen dieser Rolle hat keine den Gefühlswechsel, von Rache zur innigsten Liebe

übergehend, so zur Anschauung gebracht wie sie. In ihrer Seelenmalerei überstrahlte sie überhaupt alle ihre Zeitgenossen. Auch als Sängerin hatte sie in der Zeit, daß ich sie nicht gehört, große Fortschritte gemacht; ihre Coloraturen waren correct geworden. Darin besonders sah man, daß sie mit großem Vortheil die besten italienischen Sängerinnen gehört und von ihnen gelernt hatte. Obgleich sie den Triller nur in mäßiger Geschwindigkeit ausführen konnte, war es doch ein reiner Tonwechsel, der zwei Töne gleichmäßig angebend verband, wie es sein muß, statt, wie es jetzt üblich ist, zwei kleine Intervalle vibrirend zum Gehör zu bringen. Kein wahrer Virtuos, mag er ein Saiten- oder Blasinstrument spielen, wird jemals solche Unschönheit sich zu Schulden kommen lassen. Als declamatorische Sängerin stand Wilhelmine schon in der Mitte der zwanziger Jahre über vielen ihrer deutschen und italienischen Genossinnen, jetzt hatte ihr unermüdlicher Fleiß sich auch eine Volubilität des Kehlkopfs angeeignet, die hinreichte, eine Partie wie die Norma in gesanglicher Hinsicht künstlerisch auszuführen.

Alle Gefühlsmomente und Wechsel, die sie in Wort und Blick zu legen wußte, dem Leser zu beschreiben, würde zu weit führen. Ich kann mich deshalb nur auf einige Glanzpunkte beschränken. Hierzu gehört zuerst die Scene mit Adalgisa im ersten Act, wo diese der Norma ihre ju-

gendliche Liebe gesteht. Wie wußte sie in Tönen und Zügen uns in eine selige Vergangenheit zurückzuführen, wo sich gleiche Gefühle in ihrem Busen geregt und sie sich eines gleichen Vergehens schuldig gemacht, wie die junge Priesterin! Welche Milde lag in Wort und Blick, wenn sie die Rede an Adalgisa richtete! Wie aber wandelte sich diese Milde in Entsetzen und Erstarrung um, als Adalgisa ihr Sever als den Geliebten bezeichnet. Der schöne blonde Kopf wurde zum Medusenhaupt, und markerschütternd war der Aufschrei: „Sever!" Mit majestätischen Schritten trat sie an diesen heran, und mit zornsprühenden Augen ihn anfassend, fragte sie: „Zitterst Du? Und für wen? Für jene dort?" Diese Phrase sang sie mit einem furchtbaren Hohn, der bei den Worten: „Erzittre nur für Dich! Für Deine Kinder — und mich", in den höchsten Zorn und die höchste Verachtung überging. Bei dieser Stelle entwickelte sie die ganze Kraft ihrer Stimme; donnerartig rollten die Passagen, nur die letzten Worte „und mich" sang sie fast ersterbend.

Ein zweiter Glanzpunkt ihrer Darstellung war die erste Scene im zweiten Act, wo sie mit der Absicht, ihre Kinder im Schlafe zu tödten, eintritt. Den Kampf zwischen Rache und Mutterliebe führte sie durch das fortwährende Schwanken ihres Entschlusses in plastischer wie declamatorischer Hinsicht vortrefflich aus. Man sah

endlich in allen ihren Zügen, daß die Mutterliebe siegte, und den Dolch von sich schleudernd, preßte sie die Kinder mit innigster Liebe an ihre Brust, und mit einem ängstlichen Schrei rief sie Clotilde herbei, um sich vor einem Rückfall ihrer Leidenschaft zu sichern.

Als Krone ihrer Darstellung möchte ich wohl die beiden letzten Scenen der Oper bezeichnen. Das Duett „Nun bist Du in meinen Händen" begann sie mit Hoheit und eisiger Kälte, die, als Sever den Schwur, Adalgisa zu fliehen, verweigert, in den höchsten Zorn überging. Alle Phasen der Leidenschaft durchzuckten in dieser Scene die Züge ihres edlen Gesichts. Bei den Worten Sever's: „Gib mir das Eisen! — das Eisen!" drückte sie pantomimisch die tiefste Verachtung aus, ging festen Schrittes auf den Altar zu und gab das Zeichen auf den ehernen Schild, was die Tempelbewohner herbeiruft. Bei allen Ausbrüchen von Rache und Verzweiflung überschritt sie nie die Grenzen der Schönheit, nie wurden ihre Züge widerlich, noch ihre Gestalt unedel. Im augenblicklichen Wechsel der Empfindung war sie, wie ich schon bemerkt, Meisterin. Nach der Aufforderung des Chors, den Namen der Verbrecherin zu nennen, trat sie mit triumphirender Entschlossenheit, einen höhnischen Blick auf Sever werfend, vor und sang mit erschütterndem Tone: „Vernehmt ihn!" Darauf sanken die angespannten Glieder

in Erschlaffung und ihre hochaufgerichtete Gestalt in sich zusammen; die Augen schamvoll niederschlagend, hauchte sie die Worte: „Ich Thörin! Darf ich die eigne Schuld an Andern rächen?“ Nach einer Pause fuhr sie, dieselbe Stellung beibehaltend, fort: „Ich selber“; dann aber richtete sie sich hoch empor und in gebietendem Tone sang sie: „Führt mich zum Tode!“

Bei der Stelle:

> In dieser Stunde sollst Du erkennen,
> Was für ein Herz Du Dein konnt'st nennen —

sprachen ihre Züge die tiefste Wehmuth aus, gepaart mit Liebe und Schmerz. Aus diesem Glück vergangener Tage wird sie durch den Aufruf der Priester, sich zu vertheidigen, gerissen, und mit fast jammerndem Tone rief sie: „Himmel, meine Kinder!“ Es prägte sich auf ihrem Gesicht eine tödtliche Angst aus, die erst dann verschwand, als der Vater der Schuldigen verzeiht. Die Steigerung in dem Satz E-dur war von so großartiger Wirkung, daß fast kein Auge trocken blieb.

Unser trefflicher Friedrich Preller, dessen Cartons zu seinem neuesten Kunstwerke „Odysseus“ jetzt die Rundreise durch Deutschland machen, sagte mir nach dieser Darstellung der Unvergleichlichen, daß sie die Bühne in den schönsten Antikensaal umwandle, denn nie hätte er eine vollendetere Plastik und Mimik gesehen. Als Sän-

gerin wurde sie in „Norma" von Jenny Lind übertroffen, als Darstellerin wurde sie nie erreicht.

Ihre dritte Rolle war die Lady Macbeth in Chelard's gleichnamiger Oper. Soweit es der Text möglich machte, suchte Wilhelmine ihre große Mutter nachzuahmen, die in der Shakspeare'schen Lady Macbeth unerreichbar dastand, die nicht nach Tieck's seltsamer Ansicht die zärtlich liebende Gattin, sondern das herrschsüchtige Weib uns vor Augen brachte, ihren furchtbaren Plan, den König zu ermorden, durch jesuitische Heuchelei ihrer Umgebung zu verdecken wußte. Dieser Ansicht folgte auch Wilhelmine. In der Nachtwandlerscene, die auch in musikalischer Hinsicht vom Componisten sehr wirksam behandelt ist, wußte sie das Seelenleiden dieses furchtbaren Weibes dem Publikum zur vollkommensten Anschauung zu bringen, wobei ihr die Kunst, das Auge nach innen zu kehren, sodaß es glanzlos wurde, vortrefflich zu statten kam.

Als Sängerin konnte sie sich nur in den declamatorischen Stellen zeigen, denn die etwas geschraubten Coloraturen sagten ihrer Kehlfertigkeit nicht zu.

Chelard hat, zum Nachtheil seiner Oper, die so vieles Treffliche enthält, dem italienischen Geschmack zu sehr gehuldigt und läßt sogar seinen Helden Macbeth sich in Scalen üben. Es hatte für mich etwas Humoristisches, heute den Shakspeare'schen Macbeth darzustellen und kurze

Zeit darauf den Chelard'schen in halsbrechenden Passagen und Trillern dem Publikum vorzusingen. Wahrlich, Müllner hat in vielen Fällen Recht, wenn er sagt, die Oper sei ein Rührei von Kunst und Unsinn. Es ist jetzt förmlich eine Seuche geworden, den classischen Meisterwerken unserer größten Dichter Noten beizufügen. Indem ich das niederschreibe, erinnere ich mich eines Dilettanten, eines Grafen G., der mit unserm damaligen Intendanten von Spiegel befreundet war und auf den tollen Gedanken gerieth, Schiller's „Braut von Messina" zu componiren, ohne ein Wörtchen vom ursprünglichen Text zu streichen. Da ich als Regisseur meine Meinung darüber sagen sollte, so wurde mir die vierbändige Partitur von dem Orchesterdiener ins Haus gefahren, denn tragen konnte der arme Mensch sie nicht, da jeder Act gegen tausend Seiten umfaßte. Schon die Ouverture kündigte mir an, was man zu erwarten habe. Der Auftritt Isabella's wurde mit Pauken und Trompeten angekündigt. „Dich begrüß' ich mit Ehrfurcht", sang der gesammte Chor mit abwechselnden Solis. Theils war ich empört über die Frechheit, theils amüsirte ich mich ungemein über den naiven Mann. Bis zum Eintritt der fürstlichen Mutter widmete ich diesem Curiosum meine Aufmerksamkeit, aber von da ab flüsterte mein guter Genius mir zu: Bis hierher und nicht weiter!

Nach der Rolle der Lady Macbeth trat Wilhelmine als Desdemona im „Othello" auf, und ich gestehe, daß ich diese Leistung für eine ihrer schwächsten halte. Ich hatte diese Rolle kurz zuvor von der trefflichen Unger-Sabatier gesehen und fand bei letzterer, deren Organ allerdings weit weniger Klang hatte, dennoch nicht nur eine größere Meisterschaft in der Gesangstechnik, sondern selbst eine die Devrient erreichende Darstellung. Im dritten Act gab sie, wenn sie denselben auch theilweise anders auffaßte, ebenso Vollendetes wie die Devrient.

Zum Schluß ihres Gastspiels wiederholte sie den Romeo. Der Beifall war noch enthusiastischer als das erste Mal, und am Schluß der Vorstellung wurde sie mit Blumen und Lorbeerkränzen förmlich überschüttet.

Im Jahre 1842 gastirte sie abermals in Weimar, mußte aber wegen Mangel an Zeit, trotz des Wunsches der höchsten Herrschaften und der Bitten ihrer Freunde und Verehrer, ihr Gastspiel auf nur fünf Rollen beschränken. Bei ihrem Auftreten im „Fidelio" jubelte ihr das bis in die letzten Räume besetzte Haus entgegen. Zwölf Jahre waren verflossen, seit ich sie in dieser Partie gesehen, und obwohl ich den Silberklang ihrer hohen Töne etwas vermißte, hatte sie doch als Darstellerin Riesenfortschritte gemacht. Was früher in charakteristischer Hinsicht in der Entwicklungsperiode stand, war jetzt bis ins

feinste Detail vollendet. Wie ganz anders bewegte sie sich als verkleidetes Weib im Gegensatz zu Romeo, wo alle Bewegungen männlicher Natur waren! Neu war für mich die Musterung der Gefangenen, wo sie hofft, ihren Gatten unter diesen zu finden, und nach der Enttäuschung sich verzweiflungsvoll an einen Baum lehnt. Diese Pantomime tadelt der gelehrte Thebaner Chorley ganz besonders, da nur ihre Eitelkeit, das Auge des Zuschauers fort und fort auf sich zu ziehen, sie zu diesem Manöver veranlaßt haben könnte. Unübertrefflich sprach sie nach Florestan's Rede: „O meine Leonore, was hast Du um mich gelitten!" die Worte: „Nichts! nichts! Ich habe nichts gelitten!" in denen Jubel und Entzückung in Thränen sich paarten. Noch beben sie in meiner Seele fort. Im Vortrag der Gesangspartie kam ihr von allen deutschen Sängerinnen, die ich in dieser Rolle gesehen, nur eine gleich, Nanette Schechner, die noch dazu mit ihrem Goldglockenton die Stimmmittel der Devrient weit übertraf; was aber dramatische Auffassung anlangt, so blieben alle ihre Nebenbuhlerinnen weit hinter ihr zurück.

Neu war uns ihre Rebekka in „Templer und Jüdin". Obwohl diese Partie ihr sehr unbequem lag, da sie sich zumeist in den obern Registern bewegt, so war sie doch eine treffliche dramatische Leistung von ihr. Diese Rolle gehörte, wie sie mir selbst sagte, nicht zu ihren Lieblings-

partien, und ich war eigentlich die Ursache, daß sie dieselbe wählte, weil ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, mit ihr den Bois Guilbert zu spielen. Auf der Probe besprachen wir Mehreres über unser Zusammenspiel. Unter anderm schlug ich ihr vor, sie im ersten Finale nicht abzuführen, sondern zu tragen. Sie war damit einverstanden und nahm sogleich eine Probe dieses Manövers vor. Mit der rechten Hand erfaßte sie meine linke Schulter, auf welche sie sich fest stützte, und so machte sie es mir leicht, sie mit meinem linken Arm hoch emporzuheben, sodaß ihr Haupt das meinige überragte. Dabei nahm sie natürlich die Geberden einer Verzweifelnden und nach Hülfe Rufenden an.

Als ich sie in der Coulisse vorsichtig niederließ, sagte sie: „Die Sache kann sich gut machen, aber wenn wir bei der Vorstellung hinpurzeln, so bin ich die Erste, die Dich furchtbar auslacht, wenn ich mir nicht den Schädel eingeschlagen habe.“ Ganz geharnischt trat ich Abends bei der Stelle ihr entgegen, und während ich die Worte: „Habe ich endlich Dich gefunden“, sang, flüsterte sie mir mit ängstlicher Miene zu: „Du bist ja geharnischt — mit Schild und Schwert! Wie komme ich denn da hinauf?“ — „Den Schild werfe ich weg, das Schwert ist meine Balancirstange“, flüsterte ich ihr bei meiner nächsten Pause zu. Sie rang verzweifelnd mit mir. Ich schleuderte sie an

meine linke Seite, in dem Moment faßte sie meinen Ringkragen, der ihr als Halt diente, und wie der Blitz saß sie auf meinem Arm. Das Publikum brach bei dem Kunststückchen in lauten Jubel aus, Wilhelmine schrie aber auf: „Au! Die verdammten blechernen Armschienen! Sie drücken mich ja wund!“ Ohne zu fallen, gelangten wir wohlbehalten hinter die Coulissen. „Höre, Schwager“, sagte sie hier, „Du hast noch gehörige Kraft in Deinem fünfundvierzigsten Jahre, denn ich bin eben keine Sylphide.“ — „Doch, doch, mein liebes Minchen! Mein Arm hat nur eine Sylphide zu tragen gehabt.“

Wilhelmine war ein eigenes Wesen. Je mehr Beifall sie fand, desto höher schwang sie sich in ihren Leistungen; fehlte aber dieser und wurden die Momente, die sie selbst als gelungen ansah, vom Publikum nicht so aufgenommen, wie sie erwartet hatte, so wurde sie muthlos und unsicher, dann fehlte ihr dieses oder jenes. So war es auch hier. Der zweite Act dieser Partie bietet wenig Gelegenheit, wo das Publikum die Sängerin mit Beifall unterbrechen kann, und obwohl sie in Plastik und Mimik Hohes leistete, so ließ sie doch, weil sie sich hier nur in den hohen Tönen zu bewegen hatte, im Gesang Einiges zu wünschen übrig. Genug, sie war unzufrieden mit sich und wohl auch mit dem Publikum und ließ mich in dem Zwischenacte in ihre Garderobe

rufen, um mir anzukündigen, daß sie nicht weiter singen könne, da sie, wie ich ja hören müsse, total heiser sei. Dem war aber nicht so. Nur die hohe Lage in diesem Act hatte sie angegriffen und ihre Halsmuskeln etwas erschlafft. Ich suchte alle Ueberredungskünste hervor, und es gelang mir endlich, sie zum Weitersingen zu bewegen, unter der Bedingung, dem Publikum ihr Unwohlsein zu annonciren. Sie gehörte durchaus nicht zu den prätentiösen Sängerinnen, und solche Fälle kamen nur vor, wenn sie Furcht vor der fernern Ausführung hatte.

Natürlich wurde sie bei ihrem Erscheinen im dritten Act mit allgemeinem Applaus empfangen, der sich bis zum Schluß der Oper steigerte. Bei so vielem Trefflichen, was sie uns gab, war es besonders ein Moment, der mich entzückte; ich meine die kleine musikalische Phrase: „Was will die arme Jüdin mehr?“ In diese wenigen Worte wußte sie alle Empfindung eines verschmähten liebenden Herzens zu legen. Jeder Zuhörer empfand den tiefen innern Schmerz.

Eine zweite, uns neue Erscheinung war ihre Maria im „Blaubart“. Sie hatte diese Rolle bereits in Wien als siebzehnjähriges Mädchen dargestellt, und der damals als Kritiker bewährte Kanne lobte diese Leistung von ihr nach allen Richtungen hin. Der naive Ton, die Unbefangenheit, Eitelkeit und Neugierde, mit welcher sie die

Geschenke Blaubart's betrachtet und endlich während des Vorspiels der Arie sich damit schmückt, mögen bei dem siebzehnjährigen Mädchen von ganz besonderm Reiz gewesen sein. Damals war ihre Gestalt noch in der Entwicklungsperiode begriffen, ihr Ton fast kindlich zu nennen. So erschien sie mir als Emmeline in ihrem achtzehnten Jahre. Jetzt wollten mir der kindliche Ton, die Schüchternheit und die etwas linkischen Bewegungen zu dem üppigen Körperbau nicht passen. Trotz aller Kunst vermißte ich die kindliche Natur, und das Meiste erschien mir gemacht. Ich empfand ein Mißbehagen bei der forcirten Künstelei, die sonst der Devrient gewiß nicht eigen war. Genug, der erste Act, bis auf die Scene am Spiegel, wo sie das lange Ritornell der Arie so trefflich pantomimisch ausfüllte, daß ihr stürmischer Beifall wurde, ließ mich kalt. Wie aber wußte sie schon im zweiten Act mich in ganz andere Stimmung zu versetzen! Aus dem kindischen, linkischen Mädchen war eine Fürstin emporgewachsen, die mit Selbstbewußtsein sich bewegte. Nur als sie den Entschluß faßt, das von ihrem Gemahl ihr verbotene Gemach zu betreten, wurden ihre Schritte unsicher und ihre Züge nahmen den Ausdruck ängstlicher Beklommenheit an. Eine längere Pause, als sie das Gemach betreten, erfolgte, dann stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus, der uns allen durch Mark und

Bein ging. Mit Entsetzen stürzte sie aus dem Kabinet, wobei ihr das fürstliche Diadem vom Haupte fiel und das lange blonde Haar fesselos ihr Haupt umwallte, bis sie endlich zusammenbrach. So, in liegender Stellung, schleppte sie sich über die ganze Bühne, immer das todtenbleiche Gesicht dem Schreckensorte zugewandt, als folgten die drei abgeschlagenen Köpfe mit den Glasaugen ihren Fersen.

Den Gipfel höchster künstlerischer Vollkommenheit erreichte sie in der letzten Scene mit Blaubart. Ich war der Darsteller dieser Rolle. Bebend und mit wankenden Schritten trat sie an mich heran, um mir den verlangten goldenen Schlüssel mit ängstlichem Zögern zu überreichen; ein Bild des tiefsten Jammers stand sie vor mir. Ich habe nie den Seelenzustand eines Menschen so ausprägen sehen. Bei den Worten Blaubart's: „Ihr müßt sterben, müßt dasselbe Loos erfahren, was Ihr darinnen gesehen habt", stürzte sie, das Profil dem Publikum zugewandt, auf beide Kniee, und mit weinendem, ergreifendem Kindeston hauchte sie rasch hintereinander: „Nein, nein, nein!" mit unnachahmlichem Klang. Mit drohender Geberde beugte ich mich über sie, und sie ließ ihren Oberkörper auf die Fersen niedersinken. Wie eine büßende Magdalena mit gefalteten Händen lag sie vor mir. Ich hätte diesen Engelskopf in diesem Moment lieber an mich ge-

drückt, statt, wie wir es bei der Probe verabredet hatten, ihr langes schönes Haar dicht am Schopfe zu fassen, es mir um den rechten Arm zu schlingen und sie so in liegender Stellung über die ganze Bühne zu schleifen. Ein ängstliches „Ach!" ertönte im Zuschauerraume, aber Wilhelmine hatte sich so fest an mein rechtes Bein geklammert, daß ich ohne Mühe dieses Manöver ausführen konnte, ohne sie im mindesten zu verletzen.

Am Schluß ihres diesjährigen Gastspiels mußte sie auf allgemeines Verlangen noch den Romeo wiederholen.

Hierbei will ich noch einen Zug ihrer unbegrenzten Wohlthätigkeit mittheilen.

Ein Dorf in der Nähe Weimars, Denstedt, war zur Hälfte abgebrannt. Stabsauditeur Schwabe, der Schwiegervater des in der deutschen Bühnenwelt als tüchtiger Künstler bekannten Jaffé, der stets bereit war, bei Unglücksfällen als Helfer beizuspringen, bat die Devrient in meiner Gegenwart um ihre Mitwirkung bei einem Concert, das für die Hülfsbedürftigen arrangirt werden sollte, und ich unterstützte diese Bitte. „Ach was", sagte sie, „das Publikum ist gewohnt, mich auf der Bühne und nicht im Concert zu sehen und zu hören. Ich habe hier nur auf vier Rollen gerechnet und habe deren fünf gesungen. Nein, lieber Schwabe, ich will den Armen das Honorar, auf das ich nicht gerechnet hatte,

schenken; das wird besser helfen als Euer dummes Concert.“ Was hätte es ihr für Mühe gemacht, einige Schubert'sche Lieder, in deren Vortrag sie unübertrefflich war, zu singen? Sie fürchtete bei dem schönen Wetter wirklich eine karge Einnahme, und deshalb holte sie die 25 Louisdor wieder aus der Tasche und übergab sie Schwabe. Nicht nur ihre Kunst, sondern auch das liebenswürdige, bescheidene und wohlthätige Weib wirkte sympathisch auf das weimarische Publikum; sie erfreute sich auch der ganz besondern Gunst der Großherzogin Maria Paulowna, welche sie persönlich zu einem abermaligen Gastspiel bei der Abschiedsaudienz einlud mit dem Zusatz, daß sie ihr stets ein willkommener Gast sein würde.

Dieser fürstlichen Einladung folgte sie im Jahre 1843 und begann ihr diesmaliges Gastspiel am 29. November mit dem Romeo. Ihre weitern Rollen waren: Lucrezia Borgia, Desdemona, Fidelio, Maria im „Blaubart“, Iphigenie auf Tauris, Armida, Sextus in „Titus“. In diese Folge fiel noch eine zusammengesetzte Vorstellung, die aus dem ersten Act der „Schweizerfamilie“, dem zweiten Act von „Lucrezia Borgia“ und dem vierten Act von „Montecchi und Capuletti“ bestand.

Statt dieser Harlekinsjacke war für diesen Abend eigentlich „Macbeth“ angesetzt. War es nun Laune,

Unwohlsein, oder griff sie die Partie der Lady, wie sie mir versicherte, wirklich so an, genug, sie ließ mir früh um acht Uhr am Tage der Vorstellung sagen, daß sie nicht singen könne. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf diese Nachricht den armen Regisseur, der, wenn Noth an den Mann geht, selbst das Amt eines Theaterdieners übernehmen muß. Geflügelten Schrittes eilte ich zu ihr, um womöglich den der Kasse so nachtheiligen Entschluß zu beseitigen, denn ein ordentlicher Regisseur muß nicht allein die Kunst, sondern auch diese im Auge haben, das hatte mir mein Vater gelehrt. Bei meinem Eintritt kam mir ihre Kammerjungfer entgegen und kündigte mir an, daß Frau Devrient noch im Bette läge. Folgendes Gespräch begann:

Ich. Ich muß sie aber sprechen.

Kammerjungfer. Das wird nicht angehen, denn sie hat mir befohlen, jeden Besuch abzuweisen.

Ich. Ich komme auch nicht, um ihr in solcher Stunde eine Staatsvisite abzustatten; ich muß mit ihr von Geschäften sprechen.

Wilhelmine (aus dem Schlafzimmer heraus). Ach, ich kenne Deine Geschäfte! Du willst mich zum Singen überreden, aber ich singe nicht, oder besser, ich kann nicht singen.

Ich. Füge nur nicht etwa hinzu: Ich bin total heiser.

Durch die geschlossene Thüre höre ich sogar an Deinem Organ, daß Du prächtig bei Stimme bist. Laß ein vernünftiges Wort mit Dir reden.

Wilhelmine. Komm herein!

Ich ging zu ihr und setzte mich an ihr Bett. Ich bemerkte ihr, daß alle Kunstfreunde und ihre Verehrer aus der Umgegend fast alle Plätze in Beschlag genommen und wir ein brechend volles Haus zu erwarten hätten. Nach langem Bitten ließ sie sich endlich bewegen zu singen und schlug selbst die oben angegebene Vorstellung vor. „Aber, liebes Minchen, greifen Dich denn die drei Acte und das dreimalige Umkleiden nicht mehr an als die Lady?“ — „Nein“, erwiderte sie zornig; „jetzt machst Du, daß Du zur Thür hinauskommst, oder ich singe gar nicht!“ Wie der Blitz flog ich aus dem Zimmer.

Die Vorstellung fand Abends unter dem Titel „Dramatische Bilder“ statt.

Neu für uns waren Lucrezia, Iphigenie und Sextus.

Das größte Meisterbild unter diesen war in declamatorischer, plastischer und mimischer Hinsicht die Iphigenie, über die Rellstab*) Folgendes sagt:

„Mit Absicht haben wir es uns bis zuletzt verspart, von der Darstellung der Iphigenie zu reden, des reinsten

*) Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeitslustrum (Leipzig 1836), II, 451.

und edelsten Charakters, in welchem sich unsere Künstlerin auf der Bühne gezeigt hat; unstreitig, denn Iphigenie ist, wie bei dem hellenischen Dichter, so bei dem deutschen Tragiker, wie bei Racine, so in Gluck's musikalischem Drama, die edelste weibliche Gestalt, welche die Dichtkunst und die Musik geschaffen. Wir führten es früher als ein Kennzeichen in der Auffassung der Charaktere durch unsere Künstlerin an, daß sie jeder Rolle wenigstens einen Moment abzugewinnen wisse, in welchem sie die Leidenschaft scheinbar völlig entfessele und zügellos dahinbrausen lasse. So sehr ihr dies zur Gewohnheit und gewissermaßen zum Bedürfniß geworden ist, so hat sie doch klar gefühlt, daß eine Iphigenie erhaben über die Stürme irdischer Leidenschaften sei, und es hier nicht darauf ankomme, die Schrecken der gehobenen See, sondern die Größe des ruhigen, Himmel und Erde klar und tief abspiegelnden Meeres auszudrücken. Ihre Erscheinung vom ersten Augenblicke an ist edel, würdig, jungfräulich und priesterlich zugleich; die Recitation des berühmten Traums ist ein wahres Meisterstück im Ausdruck des Gesangs, unterstützt von plastischen Hülfsmitteln. Der Charakter wächst vor unsern Augen, je nachdem sich die tragischen Verhältnisse steigern; der Schmerz legt die düstern Fittige immer näher an das heilige Haupt, um es mit ewiger Nacht zu beschatten.

Nur das reine Mondlicht frommer Ergebung leuchtet noch mild herein und läßt Ahnung und Hoffnung einer noch aufsteigenden neuen Lebenssonne nicht ganz verschwinden. Die Künstlerin gibt uns in ihrer Auffassung ein merkwürdiges Beispiel, wie ein Kunstwerk, sobald es sich mit fremden Hülfsmitteln und Kräften verbindet, nie auf eine sichere Wirkung zählen darf, sondern von dem eigenthümlichen Geist der Mitwirkenden so beherrscht wird, daß sogar seine Hauptwendepunkte verrückt werden können. Und seltsamerweise geschieht dies in der »Iphigenie« durch die Darstellerin auf eine Art, die nach unserer Ansicht dem Drama da einen Gipfel bereitet, wo wir vormals eine fühlbare Leere empfanden."

Die Lucrezia war charakteristisch ganz vortrefflich ausgearbeitet, besonders die Momente, wo sie mit schmeichlerischem Ton ihren Gemahl zu überreden sucht, Genaro zu verzeihen, und wie diese schönen, bittenden Augen in Basiliskenblicke sich wandelten, als dieser sie zurückweist; die steigende Angst, ehe es ihr gelingt, Genaro zu bewegen, das Gegengift zu nehmen, und wie sie, als dies geschehen, mit ermattetem Auge und Körper sich auf den Tisch stützt, um nicht in Erschöpfung zu Boden zu sinken. Wie sie aber den lauernden Herzog erblickt, richtete sie sich hoch empor, warf den Kopf stolz zurück und betrachtete den feindseligen Gatten mit hohnlächelndem, verachten-

dem Blick, als wollte sie sagen: „Was willst Du armer Thor? Hüte Dich, Lucrezia in den Weg zu treten.“ Es wären noch mehrere solcher feinen Nüancirungen anzuführen, wenn ich nicht fürchtete, zu ausführlich zu werden.

Eins ihrer gelungensten Bilder war das der Armide. Sie war ja im Leben die Zauberin, die alle Herzen sich zu eigen machte, um wie viel mehr auf der Bühne! Der rauschendste Beifall wurde ihr zu Theil. Ihre letzte Rolle war der Sextus, der sich würdig ihren Kunstschöpfungen anreihte, ohne daß sie gerade Hervorstechendes darin geleistet hätte, wie das der Fall als Fidelio, Eurvanthe, Norma, Romeo, Maria, Iphigenie, Armide war.

Leider war das diesmalige ihr letztes Gastspiel in Weimar.

Bevor ich zu ihrem bürgerlichen Leben übergehe, muß ich noch einer Rolle erwähnen, in der ich sie leider nie gesehen, die aber Rellstab in seinem oben angeführten Werke als eine der größten Schöpfungen bezeichnet; ich meine die Donna Anna im „Don Juan“.

Als sie im Jahre 1822 mit ihrer Mutter in Leipzig gastirte, wie ich bereits in meinem Tagebuche (Bd. II, S. 173) erwähnte, kam ich eines Morgens zu Wilhelminen. Schon auf dem Vorsaale hörte ich sie das Recitativ der Anna vor der Arie in D-dur singen. Ich blieb lauschend vor der Thür stehen, bis sie dasselbe geendet

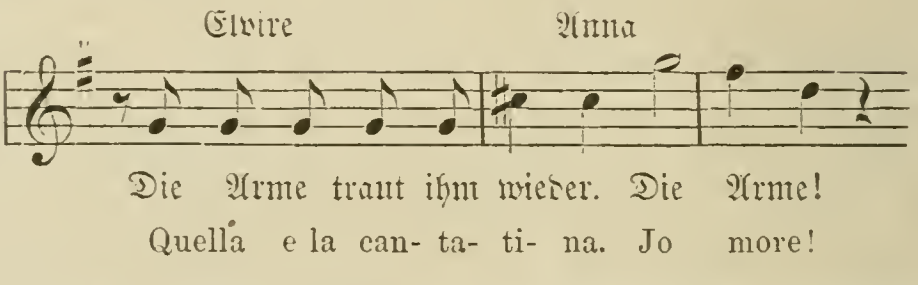
hatte, dann trat ich ein und bat sie fortzufahren, aber sie kam meiner Bitte nicht nach. Dieses Recitativ gab mir Anlaß, mich über den Charakter der Donna Anna auszusprechen. Ich erzählte ihr, was mir mein Schwager Karl Unzelmann mitgetheilt, wie seine Mutter, die berühmte Bethmann, den Charakter der Anna aufgefaßt habe. Ganz gegen die hergebrachte Form hätte sie durch Mienen und Geberdenspiel dem Publikum zur Anschauung gebracht, daß Anna in heimlicher Liebe zu Don Juan entbrannt sei; besonders hätte sie das in der kleinen Prosascene vor dem Quartett, worin Octavio Don Juan öfter seinen Freund nennt, angedeutet. Schamvoll hätte sie ihre Augen niedergeschlagen und nur momentan einen Seitenblick auf den Verführer geworfen. Als sie dieser mit den Worten: „Schöne Donna, trocknen Sie Ihre Thränen", angeredet, wäre sie elektrisch zusammengezuckt, und rasch den Kopf wendend, hätte sie mit zorn- und racheſprühenden Augen den Sprecher angesehen, als wolle sie sagen: „Frevler, noch Hohn und Spott? Zittre vor meiner Rache!" Dann hätte sie sich verächtlich von ihm abgewendet. Vor allem aber hätte sie in dem großen Recitativ durch Plastik und Mimik ausgesprochen, daß sie das Opfer augenblicklicher Sinnlichkeit geworden und daß die Frevelthat nicht nur versucht, sondern vollbracht worden sei. Bei der Erzählung des nächtlichen Aben-

teuers hätte sie bei den zu ihrer Idee passenden Worten bald schamvoll die Augen gesenkt, bald scheu und verlegen von Octavio abgewendet, in die Worte: „Fort floh der Bösewicht", einen bittern Hohn gelegt, das Folgende in fliegender Eile, nur die Phrase: „Macht sein Verbrechen voll! Häuft seine Missethaten, raubt ihm das Leben!" mit tiefer Bedeutung in breitem Stile vorgetragen. Von da ab hätte sie die erlittene Schmach, die Liebe zu dem verführerischen Manne, die vielleicht früher in ihrem Busen geglüht, abgeworfen, und nur ein Gedanke, der der Rache, hätte ihr ganzes Wesen erfüllt. Nur im Finale des ersten Acts, wo Don Juan sich mit Zerlinen beschäftigt, hätte in den Worten „Ich sterbe!" ein tiefer Schmerz gelegen. Mit blitzenden Augen hatte Wilhelmine meiner Erzählung zugehört, zuweilen den Kopf schüttelnd, öfter eine beistimmende Bewegung machend. Endlich sprang sie auf und rief voll Feuer: „Das muß ich probiren!" Ich setzte mich ans Klavier, sie stellte sich mir gegenüber und sang. Was ich nur unvollkommen erzählt, verkörperte sie in einer so genialen Weise, daß ich erstaunt und entzückt war. Nach dem Schlusse aber schüttelte sie den Kopf und sprach: „Diese Auffassung widerstrebt dennoch meinem Innern. So sänke ja Anna zu der Stufe hinab, auf welcher Elvire steht, und ich glaube, daß weder der Dichter noch

der Componiſt dieſe Anſchauung von Anna's Charakter gehabt hat."

„Und dennoch könnte bei beiden eine ſolche Idee gewaltet, beide aber für beſſer gehalten haben, dieſelbe nur anzudeuten."

Ich machte ſie hier auf eine Stelle im erſten Finale aufmerkſam:



„Weil Don Juan eine Bauerdirne zu verführen ſucht, will die ſtolze, ſich rächen wollende Anna ſterben? Das wäre ja mehr komiſch als tragiſch. Und ſollte Mozart ohne alle Abſicht zu den Worten »Ich ſterbe!« dieſe Töne, worin ein ſo tiefer Schmerz liegt, nur gebraucht haben, um eine muſikaliſche Phraſe zu ſchließen? Das ſieht einem Mozart nicht ähnlich. Wäre die Liebe, die ſie vor der That zu ihrem Verführer im Buſen getragen, ganz erſtorben, und lebte nur die Rache in ihr, dann wäre der Ausruf »Der Bube!« oder »Frevler!« am Platz geweſen. Das iſt gewiß das Motiv, welches zunächſt die Bethmann als Grundlage benutzt hat, ihre Idee weiter aufzubauen."

„Auf diese Weise sinkt aber der Charakter der Anna tief unter den der Elvire. Diese spricht offen aus, was sie denkt und fühlt, jene aber verbirgt ihre innern Gefühle und wird dadurch ein heuchlerisches, verbuhltes Weib.“

„Anna ist eine edle poetische Natur, Elvire nur eine prosaisch-sinnliche. Diese ist der letzten Eigenschaft zum Opfer gefallen, jene ihrer Phantasie. Ist es denkbar, daß Donna Anna Don Juan in der erwähnten Prosascene zum ersten Male ohne Maske entgegentritt? Unmöglich! Octavio nennt ihn öfter seinen Freund und bezeichnet sogar in dem großen Recitativ der Anna diese Freundschaft als heilig. Ist es glaublich, daß Octavio seinen besten Freund seiner Braut nicht längst vorgestellt haben sollte? Don Juan hat gewiß das Haus des Gouverneurs, ehe der nächtliche Ueberfall geschehen, besucht. Anna hat offenbar nie mehr als Freundschaft und Hochachtung, hat niemals eine Leidenschaft für ihren vortrefflichen, nur hier und da etwas langweiligen Bräutigam empfunden. Konnte ein so kühles Gefühl dem edlen, doch nicht minder leidenschaftlichen Herzen der heißblütigen Spanierin stets genügen? Ist es so undenkbar, daß der dämonisch-verführerische Don Juan in diesem Herzen noch unverstandene Gefühle erweckt habe? Und mehr, als dies zu errathen, bedurfte es nicht, den Frechen den nächtlichen Ueberfall wagen zu lassen.

Alles Angeführte sind Motive, welche die Bethmann zu ihrer Anschauung dieses Charakters gebracht haben mögen. Und verliert die Oper dabei? Nein, sie gewinnt an tragischer Kraft und dämonischer Gewalt, welche die Grundlage dieses unsterblichen Meisterwerks sein soll."

Wilhelmine hatte sinnend zugehört, dann sagte sie: „Ich werde mir die Sache überlegen und kann ich damit fertig werden, das Widersprechende damit in Einklang bringen, dann mache ich den Versuch."

Daß sie später der Ansicht der Bethmann gefolgt ist, beweist mir Rellstab's Urtheil.

Was ich über Wilhelminens bürgerliches Leben berichten kann, beschränkt sich nur auf Episoden, da unser Zusammenleben immer nur ein vorübergehendes war.

Claire von Glümer *) und Alfred von Wolzogen verdanken wir zwei verdienstliche Werke.

Beide haben keine Mühe gescheut, alle Quellen aufzusuchen, um das Leben dieser merkwürdigen Frau zu beschreiben. Das Nachfolgende möge man deshalb nur als eine kleine Skizze von Selbsterlebtem betrachten.

---

*) Erinnerungen an W. Schröder-Devrient (Leipzig 1862).

Claire von Glümer wurde mit Wilhelminen im Jahre 1849 zu Frankfurt am Main in der Paulskirche bekannt und hat zumeist ihre Mittheilungen aus der Devrient eigenem Munde empfangen. Einiges stimmt allerdings nicht ganz mit dem überein, was mir Wilhelmine gelegentlich erzählte, z. B. über ihren Aufenthalt in Paris im Jahr 1831. Sie war noch voll Enthusiasmus über die Malibran. Daß diese aus Rache im „Othello" eine lächerliche Scene am Schluß dadurch hätte herbeiführen wollen, daß sie als todte Desdemona den erstochenen Othello aus dem Proscenium geschleift, damit er nicht wirklich erschlagen würde, lautete damals anders. Meine unvergeßliche Freundin hatte eine hohe lebhafte Phantasie, und manche Begebenheit ihrer Jugend mag sie im spätern Alter anders betrachtet haben. Fräulein von Glümer steht in ihren „Erinnerungen" auf dem Boden treuer Freundschaft, die sie der großen Künstlerin bis zu deren letztem Athemzuge bewahrt hat; darum nimmt sie auch Alles, was die Freundin ihr anvertraut hat, als buchstäblich wahr an.

Was Herrn von Wolzogen betrifft, so hat er gewiß das Bestreben, sich in seinem Werke auf dem Standpunkt der Unparteilichkeit zu erhalten; leider gelingt ihm dies nur selten, weil er sich von dem läppischen, anmaßenden Urtheile des Engländers Henry Chorley bestimmen läßt,

ſtatt als Vertheidiger in einer gerechten Sache für unſere große Landsmännin aufzutreten. Aus fremden und eigenen Urtheilen, welche er an manchen Stellen ſeines Werkes gibt, erkennt man überhaupt, daß Herr von Wolzogen ein Anbeter italieniſcher und ein Verächter deutſcher Muſik iſt und ſogar die Kühnheit hat, Beethoven den Alternden zu nennen. Beethoven wird in ſeinen Werken ein ewig blühender Jüngling bleiben, während die jetzigen italieniſchen Fabrikanten längſt verdienter Vergeſſenheit anheim gefallen ſind. Was er über Wilhelminens bürgerliches Leben berichtet, iſt mitunter gewiß übertrieben, oft wenigſtens zu hart und ohne billige Berückſichtigung der Umſtände beurtheilt. Man bedenke, daß ſie, kaum neun Jahre alt, dem damals berühmten Kinderballet der Madame Horſchelt in Prag übergeben wurde, und leſe das nach, was Rellſtab im zweiten Bande ſeiner „Blumen- und Aehrenleſe“ (S. 408) über dieſes Inſtitut ſagt. Aber trotz aller Leidenſchaften, die ſie von Kindheit an um ſich herum und oft in nächſter Nähe zu ſehen gewöhnt war, fand ich in ihr ein reines, unbefangenes Gemüth, als ſie im Jahre 1822 zum erſten Mal mit ihrer Mutter und Schweſter in Leipzig Gaſtrollen gab.

Kurz zuvor hatte ſie auch in Dresden gaſtirt. Als ſie mit ihren Angehörigen eines Tages bei uns war, um einen ſolennen Studentenauszug mit anzuſehen, zogen

manche der jungen Herren und namentlich einer der „im vollen Wichs" einherreitenden Senioren durch hervorstechende Wohlgestalt die Aufmerksamkeit der Damen auf sich. Es wurde darüber gesprochen und Wilhelmine sagte zu mir: „Der Reiter ist wahrlich ein hübscher Mensch, wenn er nur nicht den zweieckigen Pfannkuchen auf dem Kopfe hätte. (Damit bezeichnete sie den fabelhaften, unter dem Namen Stürmer noch jetzt bekannten Hut.) Kennen Sie Karl Devrient in Dresden?" — „Noch nicht", erwiderte ich. „Ach, das ist ein bildschöner Mann! In den könnte ich mich sterblich verlieben!" Dies schien mir bereits geschehen zu sein, denn immer lenkte sie das Gespräch auf den „interessanten, wunderschönen Mann". Nun, im Jahre 1823 wurde sie mit ihrem Idol, wie sie ihn oft nannte, in der Jerusalemerkirche zu Berlin verbunden, um schon nach wenigen Jahren wieder von ihm geschieden zu werden. Sie hat sich bekanntlich noch zweimal verheirathet.

Im Jahre 1849, nach der Trennung von ihrem zweiten unwürdigen Gatten, der sie um ihr ganzes Vermögen gebracht und endlich in Kurland verlassen hatte, schrieb sie an mich von Gotha aus: „Lieber Eduard! Ich bin hier und wohne bei meiner Schwester Auguste (jetziger Frau Dr. Schlönbach). Nach Weimar komme ich nicht! Du kennst den Grund! Und doch muß ich einen treuen

Freund um mich haben, um mein gequältes, zerfleischtes Herz gegen ihn ausschütten zu können. Nicht wahr, Du kommst? Grüße Christel und die Kinder.

Gotha, den 10. Mai 1849. Deine

Wilhelmine."

Ich kam den andern Tag und fand sie gefaßter, als ich erwartet. Wir verabredeten nach Tische einen Spaziergang und wählten die Promenadenwege, die um das Schloß Friedenstein laufen. Sie erzählte mir ihre ganze Leidensgeschichte ans dieser unglückseligen Ehe. „Nicht genug", sagte sie, „daß er mich um mein ganzes baares Vermögen gebracht, nein, als ich in Mitau, wenn ich nicht irre, Concert gab, hatte er unterdessen meine ganzen Habseligkeiten, Schmuck, Kleider u. s. w. eingepackt und war damit in meinem eigenen Wagen entflohen. Ich hatte nichts mehr, als was ich auf dem Leibe trug und das Honorar vom Concert."

Während ihrer Erzählung waren wir in die Nähe des Schlosses und der Schildwachen gekommen. Sie fuhr fort:

„Noch ehe er diese Schandthat an mir beging, sollte ich auch in anderer Hinsicht seine Gemeinheit erfahren. Er unterhielt einen Liebeshandel mit meinem Kammermädchen. Ich war stolz genug, zu thun, als ob ich es nicht bemerke, doch seine Frechheit überschritt alle Gren-

zen! Der Schamlose wagte es endlich, in meiner Gegenwart die Dirne auf den Schooß zu nehmen und zu liebkosen. Sieh, Eduard, da war der letzte Faden meiner Geduld zerrissen. Wie eine Furie sprang ich auf ihn zu und faßte ihn beim Kragen; wäre ein Messer zur Hand gewesen, ich hätte ihn durchbohrt!" Alles dies führte sie plastisch-mimisch an mir aus und schüttelte mich wie einen Zwetschenbaum, sodaß ich Mühe hatte, mich auf den Beinen zu erhalten. Das Vorhergehende hatte sie mir, wenn auch in großer Aufregung, doch menschlich erzählt, hier aber wurde sie wirklich zur Furie, denn ihr ganzer Körper zitterte und die Thränen stürzten stromweis aus ihren schönen Augen.

Die Schildwache, die hinter ihrem Rücken sich befand, war während dieser Handgreiflichkeit näher gekommen, um mir im Fall der Noth beizuspringen. Als der Soldat dicht hinter ihr stand, sagte ich zu ihm: „Befürchten Sie nichts! Diese Dame erzählt mir etwas lebendig eine furchtbare Räubergeschichte; mir will Sie nicht ans Leben." Wilhelmine wandte sich rasch um, und als sie den Soldaten und dessen ängstlichen Blick gewahr wurde, brach sie in ein schallendes Gelächter aus. So schnell gingen ihre Gefühle von einem Extrem zum andern über.

Aber ein edles herrliches Gemüth war sie und konnte mit Recht Schiller's Worte auf sich anwenden:

Die Heuchelei verachr' ich; wie ich bin,
So sehe mich das Aug' der Welt!

Sie war wahr, jede Falschheit ihrer Seele fremd.

Eine Masse trivialer Geschichten aus ihrem bürgerlichen und künstlerischen Leben laufen theilweise noch jetzt im Publikum herum, die Jeder, der das Glück gehabt, ihr näher zu stehen, für Lügen erklären muß. Wilhelmine konnte ebenso wenig im Leben gemein sein als in der Kunst. Poesie und Phantasie durchströmten ihre Adern, nur dem Manne, den sie innig liebte, ergab sie sich.

Wilhelmine hatte bereits dreimal in Weimar gastirt, und Ehrenbezeigungen aller Art waren ihr zu Theil geworden. Bei ihrem letzten Gastspiel (1843) suchte man ihr in der Armbrustschützen-Gesellschaft, einem aus tüchtigen bürgerlichen Elementen bestehenden hochgeachteten Vereine, einen heitern Abend zu bereiten. Die frühern ärmlichen Gebäude der schon im fünfzehnten Jahrhunderte gegründeten Gesellschaft haben im Jahre 1830 einem stattlichen Hause mit wohleingerichteten Sälen und Zimmern Platz machen müssen. Die Gemüsegärten sind in einen kleinen Park umgewandelt worden, wo unter schattigen Bäumen Karl August's Büste prangt.

An den Pforten des Gebäudes empfingen die derzeitigen Vorsteher, Bäckermeister B. und Maurermeister

G. Wilhelminen und geleiteten sie nach dem geschmackvoll decorirten großen Saale, wo sämmtliche Mitglieder, Herren und Damen, bereits versammelt waren und sich um kleine Tafeln gruppirt hatten. Bei Wilhelminens Eintritt erhob sich die ganze Gesellschaft, und ein stürmischer Applaus, verbunden mit Pauken- und Trompetenschall, empfing sie.

Der Vorsteher B. führte sie zu der Tafel, wo bereits seine Frau, ich und die meine Platz genommen hatten. Zur Eröffnung des Festes wurde Mozart's Bauernsymphonie aufgeführt. Mehrere Mitglieder der Hofkapelle hatten sich in die Tracht der thüringer Landleute gekleidet, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode war. Vor allem fehlten die dreieckigen Hüte nicht, auf deren Vorderseite sich der übliche Blumenstrauß befand. Unser trefflicher Clarinist S., der das Ganze dirigirte, erschien in dem Costüm des Dulcamare aus dem „Liebestrank". S. erheitert noch bis heutigen Tages jeden geselligen Kreis durch seinen schlagenden Witz, den er stets mit einem trockenen, ernsten Gesichte vorbringt.

Zunächst hielt er eine höchst drollige Anrede an das Publikum, dann wandte er sich zu seiner Kapelle:

„Meine Herren Bauern! Es ist Ihnen die unglaubliche Gunst zu Theil geworden, der größten Künstlerin unseres Jahrhunderts Ihre Fertigkeit zu zeigen. Denken

Sie jetzt an unsern hochverehrten Gast, an unsern unsterblichen Mozart und nicht, wie es gewöhnlich geschieht, an Ihren Korn- und Viehhandel. Verwechseln Sie nicht Fis mit F, noch As mit A. Stimmen Sie und spielen Sie womöglich rein, wenn auch nicht wie die lieben Engelein im Himmel, so doch wie ordentliche Musikanten auf Erden. Sollte einer oder der Andere zufällig um ein paar Takte zu früh oder zu spät einfallen, so spiele er in Gottes Namen nur immer weiter, bei der Fermate finden wir uns doch wieder zusammen." Nicht allein, daß die Symphonie trefflich ausgeführt wurde, sie wurde auch pantomimisch durch Kopfnicken und andere Geberden von den Bauern beifällig begleitet. Bei Pausen spielte hier und da auch die Schnupftabaksdose mit. Als die höchst belustigende Aufführung zu Ende war, nahmen sämmtliche Bauern ihre Sträußchen von den Hüten und warfen sie der Devrient zu. Darauf folgte ein Violinsolo von Kalliwoda mit ungeheuern Passagen, die ein Mitglied der Kapelle mit den Füßen und Beinen mit großer Virtuosität nachahmte. Wilhelmine wollte sich vor Lachen ausschütten und wurde dadurch in die heiterste Stimmung versetzt. Sie unterhielt sich während der Pausen aufs lebhafteste mit ihrem Nachbar, dem Vorsteher B. Dieser war ein sehr gebildeter Mann, in neuer und älterer Literatur gut bewandert, seinen Schiller

hatte er gründlich studirt. Dabei wußte er sich in der französischen Sprache ebenso leicht zu bewegen als in der deutschen. Daß dieser Mann Wilhelminen sehr interessant sein mußte, verstand sich von selbst. Sie flüsterte mir zu: „Das ist ja ein einziger Mensch, dieser Bäckermeister; der wäre manchem Krautjunker als Mentor zu empfehlen.“ Auf ihren Wunsch wurde nach dem Essen ein kleiner Tanz arrangirt. Die überflüssigen Tafeln und Stühle waren bald aus dem Saale entfernt. Mit Grandezza schritt sie in Begleitung B.'s auf mich zu und sagte: „Mein Herr Schwager! Ich entlasse Dich für heute Abend Deines Cavalieramtes und wähle hier meinen lieben Bäckermeister! Er sei mein Ritter und trage meine Farbe.“ Darauf nahm sie eine blaue Atlasschleife aus ihrem Haar und steckte sie B. an die Brust. „Morgen, Max“, wandte sie sich zu mir, „magst Du Dein altes Amt verwalten.“ Wie eine Grazie durchschwebte sie den Saal und aller Augen hafteten nur auf ihr.

Sie wußte in der Unterhaltung bei Jedermann das Thema zu finden, worin er heimisch war. Die Hausfrauen hatte sie besonders durch ihre Kenntniß in wirthschaftlichen Angelegenheiten gewonnen, in denen sie sehr bewandert war. Weder das Bügeleisen noch der Kochtopf waren ihr fremde Gegenstände. Sogar den Scheuer-

lappen wußte sie mit Geschick zu führen. Ich füge zur Bestätigung dessen hier ein paar kleine Anekdoten von ihr bei.

Als sie ihrem dritten Gatten, Herrn von Bock, nach Kurland gefolgt war, kommt sie eines Tags in ein Zimmer, das eben höchst nachlässig gescheuert wird. Entrüstet ruft sie aus: „Pfui! Nennt Ihr das scheuern? Weg, ich will Euch zeigen, wie man in Deutschland scheuert!“ Darauf streift sie sich die Aermel empor, kniet auf den Boden nieder und scheuert den Mägden vor.

Ein andermal kommt sie in die Küche, um die Sauce für einen Sauerbraten zu versuchen. Sie kostet und kostet und schüttelt den Kopf. Endlich sagt sie: „Dieser Sauce fehlt noch etwas, aber ich kann nicht darauf kommen, was. Halt! Jetzt hab' ich's! Lorbeerblätter fehlen noch!“ Man versichert ihr, daß dies Gewürz in der Vorrathskammer nicht vorhanden und auch aus der Nähe nicht herbeizuschaffen sei. Da ruft sie: „Sasch!*) (ein kleiner Anverwandter ihres Gatten, der ihr immer wie ein Pudel nachlief) Lauf einmal in die und die Stube, da wirst Du eine Kiste finden, bezeichnet so und so, worin meine Lorbeerkränze sind. Bring so ein Ding her, damit es doch noch zu etwas gut ist.“

*) Abkürzung für Alexander.

Leider sah und hörte ich sie zum letzten Mal im Jahre 1852, als sie mit ihrem Gatten nach Paris reiste und in Weimar sich einige Stunden aufhielt, uns zu besuchen und ihren Gatten uns vorzustellen. Ich und meine Familie fanden in letzterm einen höchst feinen und liebenswürdigen Mann. Sie sang uns noch einige Schubert'sche Lieder vor, die ihr Gatte trefflich begleitete. An Schmelz der Stimme hatte sie natürlich verloren, aber ihr dramatischer Vortrag war ebenso hinreißend wie in ihren jüngern Jahren.

Ihr Schwanengesang war für mich der „Erlkönig".

Zehntes Kapitel.

Reise nach der Schweiz.

Es war im Jahre 1842, wo die heiße Junisonne Deutschlands grüne Matten in ein düsteres Braun verwandelt hatte; Wiesen und Felder dürsteten nach Nahrung, allein der wolkenlose Himmel wollte ihren Durst nicht stillen. Mein langjähriger Freund, Generalconsul Heinrich Schletter, Besitzer des größten Seidengeschäfts in Leipzig, hatte mich zu einer Reise nach der Schweiz eingeladen und kam Anfang Juli nach Weimar, um mich abzuholen. Doch bevor ich ausführlicher über diese unsere gemeinschaftliche Reise berichte, sei es mir erlaubt, einige Worte über die Persönlichkeit meines lieben Reisegefährten, der durch seine Liebe zur Kunst auch in weitern Kreisen bekannt war, zu sagen. Schletter war von mittelgroßer, zierlicher und einnehmender Gestalt. Seine hohe Stirn umschattete braunes Haar. Aus seinen

schönen blauen Augen sprachen Wohlwollen und Herzensgüte, die er auch zu jeder Zeit an Armen und Unglücklichen bethätigte. Er konnte mit Schiller sagen: Vom Tell soll Keiner ungetröstet scheiden!" Sein Reichthum erlaubte ihm, sich mit Pracht und Luxus zu umgeben, doch that er dies mehr um seiner Freunde willen, denn für seine Person lebte er höchst einfach. Sein edler Sinn für alles Schöne wandte sich der bildenden Kunst zu, und so entstand die kostbare Sammlung von Gemälden der neuern Schule, die er testamentarisch seiner Vaterstadt Leipzig mit der Bedingung vermachte, daß fünf Jahre nach seinem Tode ein neues Museum erbaut würde, um seine Sammlung aufzunehmen. Dieselbe ist jetzt die schönste Zierde des neuen Museums. Daß Schletter sich durch fleißiges Studium echte Kennerschaft erworben, beweisen am besten die Meisterwerke, die er nach eigener Wahl angeschafft hat.

Da meinem Freunde das Schwarzathal bei Blankenburg im Thüringer Wald noch unbekannt war, nahmen wir zunächst unsern Weg dahin. Er hatte halb Europa gesehen, war aber doch überrascht von dem wunderbaren Blicke, der sich vom Tripstein, Schwarzburg gegenüber, eröffnet. Man erblickt ein kesselförmiges Thal, in dessen Mitte sich ein Felsenrücken erhebt, der ein zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts vom Fürsten von Rudolstadt

erbautes Schloß trägt. Den schmalen Rücken, der auf die Straße mündet, begrenzen einige Häuser, unter welchen sich ein wohleingerichteter Gasthof befindet. An den Fuß des Felsenrückens lehnt sich ein freundliches Dörfchen, durch welches der Forellenbach, die Schwarza, sich schlängelt. Die Höhen sind bewaldet von mächtigen Fichten, Tannen und Buchen, die hier und da von saftgrünen Matten unterbrochen werden, auf denen Morgens und Abends Hirsche und Rehe in großer Zahl weiden, da das ganze Terrain zum Wildpark eingezäunt ist. Steigt man auf die dittersdorfer Höhe, so hat man die schönste Rundschau über das ganze thüringer Gebirge nach Süden.

Bei der schönsten Abendbeleuchtung fuhren wir in Ilmenau ein, doch unser Aufenthalt beschränkte sich nur auf wenige Stunden, die hinreichten, um die Stadt und ihre Kaltwasser-Heilanstalt zu besehen. Damals lag das Bad noch in den Windeln, zur Jetztzeit steht es wohlaufgeputzt da und gewährt seinen vielen Gästen große Annehmlichkeiten durch die zweckmäßig gebahnten Wege, die nach allen schönen Punkten führen und die man der Thätigkeit der wackern Gemeindeverwaltung zu danken hat, durch die gute und billige Verpflegung, die man im Kurhaus wie in den Gasthäusern findet, durch die behaglichen Privatwohnungen und, nicht zu vergessen,

durch die Dittmar'sche Conditorei, durch welche Badegästen und Luftschnappern, wie man dort die zahlreiche Klasse derer nennt, welche nur köstliche Sommerfrische bedürfen, um sich zu erholen und zu stärken, Alles gewährt wird, was vernünftigen Anforderungen entspricht. Alles das habe ich erprobt im Jahre 1862, wo auch ich zu den dortigen Badegästen gehörte. Da erst lernte ich alle Schönheiten dieser Gegend kennen. Ilmenau kann man mit Recht die Stadt der Quellen nennen, denn fast alle hundert Schritte sprudelt einem das krystallhelle stärkende Wasser entgegen.

Unsere nächtliche Fahrt wurde vom Himmel begünstigt, da der Mond in hellster Silberpracht uns durch das ganze romantische Thal geleitete. Die Städte Hildburghausen, Coburg und Bamberg wurden ebenfalls nur flüchtig berührt, da unsere Zeit gemessen und zu unserm ersten Nachtquartier Würzburg bestimmt war.

Der Zufall wollte, daß wir auf der Tour nach Stuttgart in — wenn ich nicht irre — Oehringen dem ersten landwirthschaftlichen Vereine einige Stunden beiwohnten. Die Stadt war festlich geschmückt. An den Eingängen derselben waren Ehrenpforten erbaut, die Straßen durch Festons verbunden. Aus allen Dachluken und Fenstern flatterten Banner; weißgekleidete Jungfrauen mit Kränzen und landesfarbigen Schärpen, haus-

bäckige Söhne der Egge und des Pflugs durchwogten diese Laubengänge. Das preiswürdige, blumenumwundene Vieh, mit Tafeln an Hals und Stirn, die den Züchter nannten, wurde zur Schau durch die Straßen geführt. Freudengeschrei, Gesang und Gläserklang drangen aus jedem Hause hervor. Wir ließen uns, da wir noch kein ähnliches Fest gesehen, in den allgemeinen Freudentaumel mit hineinreißen und weilten mit Vergnügen einige Stunden unter den fröhlichen Menschen, ehe wir weiter fuhren.

Unser Postillon mußte mit Vorsicht fahren, da die Straße von weinseligen heimkehrenden Bauern ziemlich gefüllt war. Besonders amüsirten wir uns über drei alte Burschen, die auf die hinter ihnen herkommende Extrapost trotz Blasen und Peitschenknall keine Rücksicht nahmen. Fest die Arme in einander geschlungen, taumelten sie immer vor unsern Pferden von einem Chausseegraben zum andern. Endlich riß dem guten Schwager die Geduld, er sprang ab und schob die jauchzenden Burschen so sanft beiseite, daß sie in den Chausseegraben purzelten. Das brachte sie aber nicht aus ihrer fröhlichen Laune, sondern sie stimmten sofort das Lied an: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus".

Wir kamen den andern Morgen früh 7 Uhr in Stuttgart an und stiegen im Hotel Marquart ab.

Schletter beabsichtigte hier die königliche Gemäldesammlung in Augenschein zu nehmen. Wir fuhren demnach zunächst nach dem Rosenstein, wo mehrere renommirte Kunstwerke aufgestellt sind. Dahin gehört vor allen die Tänzerin, eine Copie nach Canova, von Hofer vortrefflich ausgeführt. Der duftige Schleier in seinem Faltenwurf, durch den man das Fleisch zu erblicken glaubt und der keine der schönen Formen des üppigen Körpers verhüllt; die schwebende Gestalt, auf die große Zehe des linken Fußes sich stützend, das edle liebliche Gesicht, das Alles ist ein Meisterwerk der Sculptur. In den Seitenzimmern des großen Saals, wo mehrere Werke von Dannecker aufgestellt waren, befanden sich unter andern zwei Bilder von Riedel: Sakontala und Judith und die berühmte Magdalena von Mans. Das erstere Bild, das sich damals einen großen Ruf erwarb, ist ein hübsches frisches Gesicht mit europäischem Teint und rothen Wangen, bis an die Hüften entblößt und mit indischem Laubwerk umgeben. Nicht das märchenhafte Wesen, sondern eine kleine verschmitzte Bauerdirne sah ich vor mir, und dennoch zog mich das lebensfrische Bild durch seine Wärme mächtig an. Judith befriedigte mich fast gar nicht. „Ohne umfassende Charakteristik, das Haupt des Holofernes in der linken, das erhobene Schwert in der rechten Hand haltend, steht sie da. Weder die

begeisterte Erretterin ihres Volkes, noch das demuthsvolle Werkzeug Gottes kann man aus diesen kalten, starren Zügen herausfinden. Die Farbenhaltung ist ebenfalls so hart, als ob Grau in Grau gemalt wäre; vielleicht mag hierbei auch der trübe Himmel von außen gewirkt haben, aber ich glaube, wenn auch tausend Sonnen ihre Strahlen darauf geworfen, sie hätten diesem Bilde keine Wärme einhauchen können. Dagegen gefiel mir die Magdalena von Mans außerordentlich. Es ist, als ob der Meißel und nicht der Pinsel diese Formen geschaffen hätte, so treten Kopf und Arme aus dem Bilde heraus.

Es wurde uns die Gunst zu Theil, auch die geheime Gemäldegallerie des Königs zu sehen, welche sich damals in der Eberhardsburg befand. Warum diese Sammlung nicht für Jedermann geöffnet wird, war uns ein Räthsel, da uns auch nicht ein obscönes Bild vor Augen kam. Zunächst sahen wir ein Werk von Schiavone: ein schlafendes Mädchen, mit einer leichten Decke bis an die Brust verhüllt. Das blauschwarze Haar ringelte sich um ihre entblößte Büste. Die langen Wimpern bedeckten zur Hälfte die blauen Augen. Ein süßes Lächeln spielte um ihren etwas geöffneten Purpurmund, unter dem eine Reihe Perlenzähne schimmerte. Der Beschauer, der seiner Phantasie Raum geben will, kann allerdings ver-

schiedene Motive dem Ausdruck des Gesichts unterlegen. Vielleicht ist das auch die Absicht des Künstlers gewesen.

Das nächste Bild, von Riedel, stellte zwei badende Mädchen dar, Blondine und Brünette. Die erstere, von zartem Körperbau, sitzt en face auf einem Baumstamme. Ihre kleinen Füße spielen noch mit den silberhellen Wellen des klaren Baches; der Schooß ist mit einem Linnentuch bedeckt. Ihr gegenüber auf einem Felsenvorsprung, die Kehrseite dem Beschauenden zuwendend, sitzt die Brünette, von kräftigem Körperbau, nackt, den Ellenbogen auf das Knie, den Kopf in die Hand gestützt. Der Unterschied in der Hautfarbe der beiden Mädchen ist meisterhaft der Natur nachgebildet. Dichtes Gebüsch bildet den Hintergrund und schließt sich der verschämten Verborgenen traulich an. Ein Seitenstück zu diesem Bilde von demselben Meister: Drei badende Mädchen, ist bei weitem nicht so sinnig entworfen und ausgeführt.

Am meisten interessirte mich die Nymphe von Caracci. Ich möchte fast glauben, daß dieses Bild den Stoff zu Maler Müller's herrlicher Idylle „Mopsus" hergegeben. Die Nymphe ist, den Rücken dem Beschauer zukehrend, an einen Baumast gebunden. Ein Satyr steht mit ausgespreizten Beinen, gleich einem Corporal, neben ihr, um sie zu geißeln. Die Nymphe wendet den Kopf nach

ihrem Peiniger. Nicht Schmerz und Wuth, sondern die sinnlich-heitere Komik, welcher auch der Dichter bei dieser Scene so behaglichen Ausdruck geliehen, ist in den Gesichtszügen beider zu lesen. Die weibliche Gestalt ist von schönen üppigen Formen und das Ganze in Farbe und Charakteristik vollendet.

Noch vieles Werthvolle findet man in dieser Gallerie, und es ist nur zu bedauern, daß sie aus Prüderie, wenigstens noch damals, der Oeffentlichkeit entzogen wurde. Oehlenschläger läßt in seinem „Correggio" Buonarotti sagen: „Das wahre Schöne ist nackt." Gegenbauer's Fresken im Schloß zogen uns durch ihr markig-lebendiges Colorit, durch ihre treffliche Zeichnung und Composition gewaltig an. Besonders charakteristisch ist die Gruppe, wie Herzog Ulrich auf der Flucht, seine beiden Knaben an der Hand, den führenden Bauer zur Seite, auf der Spitze des Berges steht, den Kopf zurück nach dem brennenden Wildbad gewendet. Plastik und Mimik sind dabei ganz meisterlich.

Wir besahen noch einige Privatsammlungen, unter denen die des Baron Schweizer die reichste und schönste war. Dabei ward mir oft Gelegenheit, mich von dem richtigen Blick und dem treffenden Urtheil Schletter's zu überzeugen.

Unser nächstes Ziel war Baden-Baden. Nur einige

Stunden verweilten wir in dem romantischen Wildbad, dessen Lage mich lebhaft an Karlsbad erinnerte. Hatten wir in Stuttgart nur der Kunst gehuldigt, so lebten wir hier im Schwarzwald nur der Natur, die uns so fesselte, daß wir erst nach Mitternacht unser Ziel erreichten. Auf dem Wege dahin bot uns das freundliche Gernsbach, vor uns im Thale liegend, eine prachtvolle Mondscheinlandschaft, die durch die rauschende Murg mit ihren Silberwellen belebt wurde.

Bei unserer Ankunft in Baden sprangen uns zwei Kellner mit silbernen Armleuchtern entgegen, der Wirth öffnete selbst den Schlag und empfing Schletter mit großer Devotion, als ob er einen Fürsten begrüßte. Schletter erklärte mir das Warum dieser Ergebenheit. „Als mich noch der Luxusteufel beherrschte", sagte er, „habe ich hier mit meiner ganzen Dienerschaft, vier meiner schönsten Pferde und zwei eleganten Wagen einen ganzen Sommer zugebracht. Ich gab glänzende Feste, und der alberne Spaß kostete mich so viel Geld, daß ich mir jetzt den schönsten Biard dafür kaufen könnte."

Wir machten einen Rasttag in Baden, der freilich nur zureichte, um einen Spaziergang in die Lindenthaler Allee zu unternehmen und die Burg der alten Markgrafen zu besuchen. Bei der Herabfahrt hatten wir ein kleines Abenteuer zu bestehen. Der muthwillige alte

Kutscher schnickte mit der Peitsche sein vielleicht noch älteres Sattelpferd fortwährend auf die Croupe, sodaß dem alten Thiere endlich die Geduld ausging; es schlug aus und kam dabei über die Deichsel. Nun ging unser Phaëton, trotz seiner zwei Hemmschuhe, in sausendem Galopp immer dicht am Abgrunde hinab. Ich riß den Wagenschlag auf, um, wenn die Fahrt noch gefährlicher werden sollte, nöthigenfalls mit Schletter einen Sprung zu wagen. Mit unserer Hülfe wurden endlich die alten Gäule zum Stehen gebracht und ausgespannt, da der Hinterlauf nicht über die Deichsel zu bringen war. Dem verblüfften Kutscher gaben wir in unserm Grimme Beinamen, die gerade nicht im Kalender stehen.

Warum waren wir nicht gesprungen, da die Sache doch sehr gefährlich war? Wir hatten sonderbarerweise an den unglücklichen Herzog von Orleans gedacht, dem vor Jahr und Tag ein solcher Sprung das Leben gekostet hatte.

Nach dem Mittagsessen besuchten wir die Spielsäle; das Roulette kostete mich einige Gulden, und damit war meine Spielwuth gestillt. Ich trat in den Saal des rouge et noir ein. Hier sollte mir eine Ueberraschung werden, die mich aufs' tiefste erschütterte. Es saßen mehrere Damen am Spieltisch, am obern Ende eine, die sich durch die prachtvollste Toilette und ihre Schönheit

auszeichnete. Ich erkannte sie sofort. Es war die einzige Tochter eines reichen Kaufmanns in E., die ich vor mehreren Jahren hatte kennen lernen und mit der ich öfters in Gesellschaften und auf Bällen zusammengetroffen war. Die ganze Männerwelt lag zu jener Zeit dem bildschönen Mädchen zu Füßen und sie nahm diese Huldigungen mit frivoler Leichtigkeit auf. Als einziges Kind in Luxus und Ueberfluß erzogen, gab sie sich ihren Launen hin und lebte ganz nach ihrem eigenen Willen, wodurch ihr Ruf schon damals beeinträchtigt wurde. Mitten im Freudentaumel traf sie das Unglück, daß ihr Vater Bankrott machte und nach Amerika flüchtete. Kurze Zeit darauf verließ auch sie, wie man sagte, mit einem jungen Roué, heimlich ihre Vaterstadt. Hier, wie ich erfuhr, sah ich sie als Maitresse eines abgelebten jugendlichen Greises, der neben ihr saß, wieder.

Den andern Tag sagten wir dem reizenden Baden mit seiner Spielhölle Valet und fuhren in einer Tour nach Schaffhausen.

Wir hatten von Glück zu sagen, die Stadt noch vor Beginn des Gottesdienstes zu erreichen, sonst hätten wir vor dem Thore einige Stunden warten können, da dieses, damals wenigstens, während desselben geschlossen wurde.

Natürlich war ich sehr begierig, den berühmten Rheinfall in Augenschein zu nehmen, zumal da mir von

dessen Großartigkeit beredte Schilderungen gemacht worden waren. Meine Erwartungen wurden indeß nicht erfüllt. Theils mochte die ganz außergewöhnliche Hitze, die in jenem Sommer herrschte und in Folge deren selbst größere Wasseradern fast trocken gelegt wurden, die Schuld davon tragen, theils mochte ich auch meiner Phantasie zu viel Spielraum gestattet haben. Der Fluß war so seicht, daß man die vier Felsruinen, die in Zwischenräumen über dem Falle stehen, fast bis auf den Grund sehen konnte. Erst im Pavillon, der am Fuß der Burg Laufen dicht an den Sturz gebaut ist, gewann ich einen großartigen Anblick, der meinem Traume nahe kam. Es war, als ob Millionen Diamanten der verschiedensten Färbung über mich dahinbrausten, mit einem Getöse im Gefolge, daß man wirklich sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

Noch war uns die Sonne günstig gewesen, aber schon bei Eglisau umdüsterte sich der Himmel, und wir fuhren unter einem furchtbaren Gewitter dahin, welches uns jede Fernsicht und selbst den Anblick des Züricher Sees raubte. Erst gegen Abend entwölkte sich der Himmel wieder und ich erblickte die Alpen zum ersten Male in ihrer vollen Pracht. Der alte graue Mythen stand wie eine Vorhut vor diesen himmelstürmenden Schneehäuptern. Ein günstiges Geschick lagerte zerrissene

duftige Wolken vor die untergehende Sonne und brachte dadurch das regenbogenartige Gletscherglühen hervor — ein Anblick, der bekanntlich nicht jedem Schweizerreisenden zu Theil wird. Der See war von dem Gewitter her noch etwas aufgeregt, bald aber beruhigte auch er sich und lag nun wie ein glatter grünblauer Spiegel mit seiner Umgebung von schönen Landhäusern, saftigen Reben und Dörfern vor meinen entzückten Blicken.

Wir wohnten in Zürich im Schwert, Schletter's langjährigem Absteigequartier, das einen Vorsprung an der untern Limmatbrücke bildet, von wo aus man den See und den Hintergrund, die Glarner Alpen, ziemlich übersehen kann. Unser freundlicher Wirth rieth mir, mich frühzeitig wecken zu lassen, denn wir würden wahrscheinlich einen prachtvollen Sonnenaufgang haben. Früh um halb vier Uhr saß ich schon im Speisesaal vor dem Fernrohr, das den See und den Hintergrund bestrich. Eine ernste Sabbathstille lagerte noch auf der Natur; nur die Limmat und der vordere See waren durch einige Kähne belebt. Die Schneeberge lagen wie ein Luftbild in weißgrauen Umrissen vor mir. Nach langem Harren kündete endlich ein schwaches Licht im Osten die Königin des Tages an, die zunächst die Spitzen der Schneekolosse mit goldenen Kronen krönte und nach und nach ihre Riesenleiber mit einem Purpurmantel bedeckte. Es

war ein wahrhaft bezaubernder Anblick! Was ist alle Kunst gegen solch ein Bild der Natur? Bei einem Werk von Menschenhand reichen zwei Augen, bei den Werken des Schöpfers aller Welten nicht Millionen zu.

Nach Tische bestiegen wir den Uetliberg, auf dessen Kulm sich ein großes, im Schweizerstile erbautes Wirthshaus befindet. „Hier laßt uns Hütten bauen!" rief ich voll Entzücken aus, als sich vor meinen Blicken das prachtvolle Rundgemälde entrollte. Hier erfuhr ich zuerst, daß alles Augenmaß in der Schweiz aufhört. Der Pilatus und Rigi drängten sich so nahe heran, daß ich vermeinte, sie in wenigen Stunden besteigen zu können. Der letztere wird der Vater des Uetli genannt, ob mit Recht oder Unrecht, kann ich nicht ermessen, da mir nicht vergönnt war, dem Herrn Vater meine Aufwartung zu machen, was ich sehr bedauerte. Als ich bereits die Wunderwelt verlassen, kam ich mir vor wie jener Tourist, der in Rom gewesen war und den Papst nicht gesehen hatte.

Ein zweiter Belustigungsort der vornehmen Welt war der Baugarten, ein von geebneten Wegen durchschnittener, bepflanzter Platz mit prachtvoller Aussicht auf den See. Hier tranken wir gewöhnlich nach Tische unsern Kaffee. Eines Tages kamen wir sehr frühzeitig dahin. Es war noch kein Gast da; der Wirth stand vor

dem mächtigen Tubus, der den See bestrich. Er rief uns herbei und machte uns auf einen schwarzen Punkt mitten im See aufmerksam. Mit Hülfe des Fernrohrs wurden wir Zeugen eines seltsamen Rendezvous. In einem Kahne saß ein junger Mann und ein Mädchen, nach ihrer Tracht eine Bernerin, wie ein Taubenpaar dicht aneinander geschmiegt. Das Rohr war so gut, daß wir fast die Gesichtszüge erkennen konnten. Es war ein hübsches Pärchen, aber die Liebe allein schien sie nicht satt zu machen, denn vor ihnen stand ein Korb, aus dem sie wacker zulangten und es sich schmecken ließen, wobei ich dem hübschen Mädchen nur wünschte, daß der Nektar nicht am Züricher See gewachsen sein möchte. Der Bursche hatte übrigens seine Stellung bis auf den verrätherischen Tubus gut wahrgenommen, denn weder vom rechten noch vom linken Ufer konnte man sehen, was im Kahne vorging. Neue Gäste kamen und verscheuchten uns unberufene Beobachter.

Charlotte Birch-Pfeiffer, unsere gemeinschaftliche Freundin, hatten wir flüchtig in Baden begrüßt; hier suchten wir sie in ihrer ländlichen Villa am See auf. Die Räume des freundlichen, mit Aprikosen und Weingeländen umgebenen Bauerhauses hatte sie echt künstlerisch eingerichtet. Ueberall trat uns ein feiner Sinn entgegen. Schletter gehörte zu ihren besten und treuesten

Freunden. Ich hatte sie im Jahre 1818 in Prag kennen lernen, wo sie das Fach der ersten Liebhaberin bekleidete, wozu ihre plastische, schlanke Gestalt sich ganz besonders eignete. Ihr Körper war so edel geformt, daß man sich kein schöneres Modell für eine Juno denken konnte.

Sie empfing uns mit großer Herzlichkeit. Zwei liebliche Mädchen, Töchter ihrer Schwester, Marie und Mathilde Herlin, deren Bruder, Dr. Herlin, ich schon in Stuttgart als einen feinen liebenswürdigen jungen Mann hatte kennen lernen, standen ihr zur Seite. Marie, die ältere, trug die edlen Gesichtszüge ihres Bruders, und ihre junonische Gestalt erinnerte mich lebhaft an die Jugend ihrer Tante. Das Bauerhaus lag dicht am linken Ufer des Sees, wir fuhren daher zu Wasser dahin, dessen Klarheit bis auf den Grund sehen ließ. Eine große Zahl der Bewohner dieses Elements hatte einen Kreis gebildet, wie die Störche auf einer Wiese, und schien sich eine wichtige Geschichte zu erzählen. Ich nahm rasch die große Ruderstange, um wie ein deus ex machina unter sie zu fahren, aber, o Jammer! der Herr deus wäre beinahe über Bord gefallen. Mein Augenmaß hatte mich hier wie auf dem Uetli getäuscht. Nichts als einen nassen Aermel trug ich davon, die Fischchen aber wickelten ruhig ihr Gespinst ab.

Da der Abend so schön war, machten wir mit den

jungen Damen — ihre Tante ward durch Theatergeschäfte abgehalten — eine kleine Fußtour auf den Zürichberg, der eine höchst umfassende Aussicht gewährt, die von der Abendsonne beleuchtet wurde.

Charlotte Birch-Pfeiffer war im Jahre 1838 nach Zürich gekommen und hatte durch ihre trefflichen Darstellungen das Publikum so enthusiasmirt, daß man ihr die Leitung des dortigen Theaters anbot, die sie auch übernahm und durch ihre Sachkenntniß und ihren geistigen Ueberblick ein Ensemble aufstellte, wie es die Züricher nie gesehen hatten. Schade, daß sie diesen Beruf nicht weiter verfolgte, daß man sie nicht an die Spitze einer bedeutendern Hofbühne berief, wo ihr große künstlerische und pecuniäre Mittel zu Gebote gestanden und sie gewiß noch ganz Anderes geschaffen haben würde. Sie allerdings hat durch ihren Rücktritt gewonnen. Wo hätte sie als Directrice die Zeit hernehmen sollen, solche Thätigkeit in der dramatischen Literatur zu entwickeln? Vom ästhetischen Standpunkt aus sind allerdings viele ihrer Stücke zu tadeln, das weiß sie eben so gut wie die Herren Aesthetiker. Sie ist die Tochter ihrer Zeit und kennt den Geschmack des jetzigen Publikums. Diese Kenntniß hat ihr reichlichen Gewinn gebracht und den Schauspielern höchst dankbare Rollen. Der große Haufe will unterhalten und gerührt

sein und fragt sehr wenig nach dem ästhetischen Werth eines dramatischen Werkes. Aber selbst die strengsten Richter müssen zugestehen, daß sie manches Werthvolle geschrieben, das sich noch lange auf dem Repertoire erhalten wird, wenn unsere deutschen Bühnen nicht eine ganz andere Richtung einschlagen. Das ebenfalls werden ihre Gegner eingestehen müssen, daß kein Dichter der Jetztzeit die Bühnenwirkung so genau kennt und effectvolle Stellen oder Scenen so naturgemäß herbeizuführen vermag.

Von Zürich nahmen wir unsern Weg über Bern, Freiburg und Vevay nach Genf, wo wir nach Verabredung mit der Familie Preußer aus Leipzig und Arles aus Lyon zusammentrafen.

In Bern hielten wir einen Rasttag und sahen uns das Sehenswertheste an. Vor allem interessirte mich die Münsterterrasse, von wo aus man einen wunderbaren Blick auf die Jungfrau, den Eiger und die ganze Kette des Berner Oberlandes hat. Diese Plattform, die mit schönen Bäumen bepflanzt und früher ein Kirchhof gewesen ist, enthält noch eine Merkwürdigkeit, eine Gedenktafel in der Mauerbrüstung, welche bezeugt, daß ein Student der Theologie Namens Weinzäpfli im Jahre 1654 mit einem schönen Pferde über die Brüstung in den Abgrund gesetzt sei. Ob er, um seinem Namen Ehre zu machen,

oder das Pferd noch trunkener gewesen ist, will ich dahingestellt sein lassen. Gewiß ist, daß er ohne Schaden davonkam und noch dreißig Jahre das Pfarramt in einem nahen Dorfe bekleidete. Wie aber das arme Thier ausgesehen haben mag, davon sagt die Chronik nichts.

Unser nächster Gang führte uns zum Bärenzwinger. Ein großes Viereck, etwa 30 Fuß im Durchmesser und 20 Fuß tief, ist die Wohnung des Herrn Petz und seiner Gemahlinnen, oder waren es Mutter und Tochter. Der große Bengel war recht ungalant gegen das schönere Geschlecht und schnappte alle Leckerbissen, die in Aepfeln und Kuchen bestanden und die wir ihnen zuwarfen, mit einem entsetzlichen Brummen, vor dem die schüchternen Wesen die Flucht ergriffen, ihnen vor der Nase weg. Auch ein Wasserbehälter und ein Baum befanden sich im Zwinger, damit die Familie Petz das Waschen und Klettern nicht verlerne.

Das naturhistorische Museum bietet viele Merkwürdigkeiten, unter andern einen Lämmergeier von ungeheurer Größe. Ich wurde beim Beschauen dieses Riesenvogels an Georg Döring's reizende Novelle „Der Führer im Oberhaslithal" erinnert, worin der Kampf eines Menschen mit einem solchen Thiere höchst interessant beschrieben ist.

Die riesige Drahtbrücke bei Freiburg, die von der

Berner Straße unmittelbar in die Stadt führt, setzte mich in Erstaunen. Ich mußte mir dies Wunderwerk näher betrachten und stieg aus dem Wagen; mir schwindelte, als ich den Abgrund, in welchem die Saane fließt, vor mir sah. Die Brücke ist unter der Leitung des französischen Ingenieurs Chaley in den Jahren 1833 und 1834 erbaut worden. Sie schwebt in freier Luft 153 Fuß über dem Abgrund. Vier mächtige Seile, aus viertelzölligem Draht zusammengeflochten und 1200 Fuß lang, tragen sie. Die obenlaufenden ruhen auf vier Pfeilern, die auf beiden Ufern angebracht und auf dem rechten in den Felsen, auf dem linken in das Souterrain eines Hauses eingerammt sind. Die Tragkraft dieser 818 Fuß langen Brücke soll so groß sein, daß sie ohne Gefahr mit Frachtwagen und Menschen gefüllt sein kann.

Leider erlaubte uns nicht die Zeit, das große Orgelwerk zu hören, da wir noch vor Abend Vevay erreichen wollten. Auf der Straße dahin konnte ich mich nicht genug über den schönen Haarwuchs der Waadtländerinnen wundern, der höchst geschmackvoll in ein großes Nest am Hinterkopf mit Bändern zusammengeflochten war, bis mir eine alte Frau den Staar stach, unter deren blondem Nest ein grauer Scheitel hervorlugte. Unser Kutscher sagte mir, daß das hier allgemein gebräuchlich sei und daß die Nester in Straßburg verfertigt würden. Wie

kann man nun den vornehmen Damen verdenken, daß sie sich mit falschem Haar schmücken, wenn sogar Bäuerinnen dieser Eitelkeit fröhnen!

Als wir auf der Höhe von Vevay angelangt waren, lag vor meinen entzückten Blicken nach Genf zu der alte Leman in sein blaues Gewand gehüllt, während aus dem Rhonethal ein großartiges Gewitter heranzog und bereits dem alten Burschen Kopf und Nacken mit einem schwarzgrauen Schleier umzogen hatte, durch den feurige Zungen herabschossen, um in der blauen Flut zu verschwinden. Mitten durch diese glühenden Schlangen sahen wir bei der Herabfahrt eine schwarze Rauchsäule brechen, die sich nach und nach zu einem mächtigen Dampfer gestaltete. Es war ein majestätischer Anblick, wie das Schiff so ruhig seinen Weg fortsetzte, ohne sich um das furchtbare Unwetter zu bekümmern.

Wir kehrten im Hotel Monnet ein, damals wenigstens das comfortabelste der ganzen Schweiz, ein dicht am See fürstlich gebautes Haus mit einer reizenden Gartenterrasse, von der man zu den Gondeln gelangen kann. Wir konnten nur noch ein Zimmer im vierten Stock erlangen, was wir mit einigem Mißmuth vernahmen; und doch war das Geschick uns dabei günstig, denn das prachtvolle, bis in die obersten Räume mit den

schönsten Blumen geschmückte Treppenhaus war sehenswerth und die Aussicht oben entzückend.

Eine höchst angenehme Sitte war es, daß die ganze Hausgenossenschaft sich beim Frühstück im großen Speisesaale versammelte, wobei besonders die schönste Morgentoilette entfaltet wurde. Ein Engländer, den ich schon am vorigen Abend als Angler auf der Terrasse hatte stehen sehen, war schon am frühen Morgen auf dem Platze und angelte. Einige Schritte hinter ihm stand sein Diener. Es war höchst possirlich anzusehen, wie er, ohne den Kopf zu wenden, dem Diener die gefangnen Fische zuschleuderte, dieser sie schnell enthakte, auf den Rasen warf und dann wie sein Herr wieder die steife Haltung annahm. Die ganze Scene war automatisch, nur die emporschnellenden Fische auf dem Rasen brachten einiges Leben hinein. Dieser John Bull bewohnte seit zwei Monaten vier Zimmer in der ersten Etage mit seiner Familie. Seine Damen machten jeden Tag Ausflüge zu Wasser oder zu Lande, er aber angelte von früh bis Abends. Auf meinen Wunsch hielten wir einen Rasttag hier.

Als die Dunkelheit eintrat, versammelte sich die Gesellschaft im Speisesaal und einem Nebenzimmer, worin ein leidlicher Flügel stand, der von zwei sehr hübschen jungen Damen, die man mir als die Töchter

des Anglers bezeichnete, später benutzt wurde. Zunächst spielten sie vierhändig das Andante aus Beethoven's A-dur Symphonie und zwar ganz allerliebst. Dann sang die eine zwei Lieder von Mendelssohn mit wenig Vortrag, aber die schöne Mezzo-Sopranstimme half über diesen Mangel weg. Vereint trugen beide das kleine Duett „Das ist der Tag des Herrn" vor. Auch die zweite hatte eine sehr schöne Altstimme.

Am andern Morgen, als die Sonne kaum die savoyer Alpen küßte, war ich aus den Federn, kleidete mich rasch an und eilte an das Ufer des Sees, um meine glühende Brust von der drückenden Schwüle der Nacht zu befreien. Ich verfolgte die Straße, die nach Clarens führt, wo Rousseau seine „Neue Heloise" geschrieben. Trotz des schweren Gewitters am vergangenen Abend waren Gebirge und See ziemlich nebelfrei. Ich fühlte ein großes Verlangen, mich in die blaue Flut zu stürzen, um meine Glieder noch mehr zu kräftigen, als es die frische Luft schon that, wurde aber von zwei Damen, die den Weg daherkamen, den ich genommen, abgehalten. Ich erkannte bald in ihnen die beiden hübschen Engländerinnen, die so nett gesungen und sogar die deutschen Worte so schön dabei ausgesprochen hatten. Ich bin nie verlegen gewesen, neue Bekanntschaften zu machen, und war keck genug, mich ihnen vorzustellen und

ihnen für den Genuß, den sie mir bereitet hatten, zu danken. Sie sprachen sehr gut deutsch. Im Gespräche stellte sich heraus, daß sie in einer deutschen Pension erzogen waren. Mein Name war ihnen nicht unbekannt, da sie mich das Jahr vorher in Weimar als Vampyr gesehen hatten, und dies war wohl die Ursache, daß sie weniger zurückhaltend waren. Unser Gespräch drehte sich während des Rückwegs hauptsächlich um Musik. Mehrere deutsche Liedercomponisten, auch Schumann, waren ihnen bekannt, nur der unsterbliche Franz Schubert nicht; ihr Liebling war Mendelssohn. Ich versprach ihnen, sie mit Schubert bekannt zu machen, und sang während der heißen Mittagszeit ihnen den „Lindenbaum" und „Am Meer" vor. Die Kunst hatte uns näher zusammen geführt und ich fand namentlich in der Jüngern eine liebenswürdige Natürlichkeit. Sie winkte mir am andern Morgen bei unserer Abfahrt mit dem Taschentuche noch ein Lebewohl zu. Der Angler stand wieder an seinem Platze, und ein kurzes Kopfnicken sagte uns, daß er Notiz von unserer Weiterreise genommen.

Der Rasttag in Vevay war schuld, daß ich Lausanne nicht kennen lernte, denn bei unserer Reise war fast jeder Tag berechnet. Wir stiegen in Genf im Hotel des Bergues ab, wo wir unsere Freunde, Preußers und Arles, vorfanden. Schletter ließ sich sofort bei Calame

anmelden, um das Bild: Ein Schweizer Bergsturm, zu sehen, das in Paris ausgestellt gewesen, trotz des Beifalls, den es gefunden, aber nicht verkauft worden war, und forderte uns auf, ihn dahin zu begleiten. Der Meister, ein hageres Männchen von mittlerer Größe, einen Schirm über den Augen, empfing uns in seinem Atelier. Sein Benehmen und seine Bescheidenheit erinnerten mich an Dannecker; auch daraus konnte man den wahren Künstler erkennen. Das Bild in seiner Composition und Ausführung machte auf uns alle einen gewaltigen Eindruck. Da war keine Spur von gewaltsamen Lichteffecten; groß und einfach war die erhabene Natur wiedergegeben. Ohne zu handeln, gab Schletter den geforderten Preis, 4500 Francs, und das Bild wurde eine der schönsten Zierden seiner Gallerie. Ein zweites Bild, was kaum untermalt war und einen Sonnenuntergang darstellte, stand auf der Staffelei und war für den König von Würtemberg bestimmt. Calame sagte uns, daß er nur ungern diese Bestellung übernommen; die Kunst hätte ihre Grenzen. Sonne und Mond getreu wiederzugeben, wäre noch keinem Sterblichen geglückt, und er würde nicht der erste sein. Nicht nur der sinnige, große Künstler zog mich aufs lebhafteste an, auch der einfache, liebenswürdige Mensch. Der arme Mann litt damals an einem Augenübel und trug deshalb den

grünen Schirm, der fast sein Gesicht bedeckte; doch muß sich dieses Leiden bald gegeben haben, da er seit jener Zeit noch so viele Meisterwerke geschaffen hat.

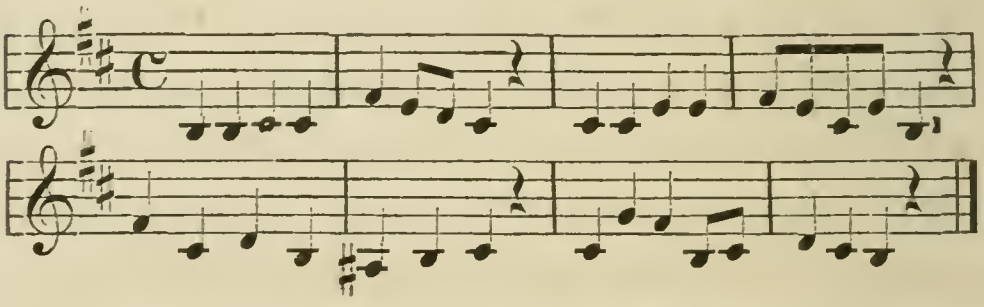
Außer Rousseau's Denkmal auf der Insel und einigen Straßen habe ich in Genf nichts gesehen, da wir den andern Tag in Gemeinschaft mit unsern Freunden die Weiterreise nach dem Arvethal fortsetzten. Auf dem Wege nach St.-Martin begegneten wir einem Leichenzuge. Nach südlichem Gebrauch war der Sarg offen und der Todte nur mit einem leinenen Tuche bedeckt. Die gemietheten Heulweiber in weißen Schleiern, die hinter dem Sarge gingen, thäten ihre Schuldigkeit. Dann folgte der Geistliche, das Haupt mit einer thurmähnlichen schwarzen Mütze bedeckt, deren drei Etagen, gleichwie seine Gewänder, mit weißen Quasten verziert waren. Ihm zur Seite gingen zwei Chorknaben mit Rauchfaß und Weihwedel. Als der Zug herankam, ließen wir halten, standen auf, nahmen unsere Mützen ab und machten eine tiefe Verbeugung. Dafür erhielten wir auch einigen Weihrauch und den Segen des Priesters.

Der schönste Abend empfing uns zwar in St.-Martin, doch die Schneeberge waren in duftige Wolken eingehüllt; indeß versicherte uns der Wirth, daß diese beim Sonnenuntergange sich verziehen würden, und das war für mich und die Damen, die wir den Montblanc noch nicht gesehen

hatten, doch ein Trost. Kaum daß wir aus dem Wagen gestiegen waren, gingen wir über die Arvebrücke nach Sallenches, was leider kurz zuvor abgebrannt war und nur geschwärzte Mauern zeigte, dann einer Matte zu, von wo aus man den besten Blick nach dem Montblanc haben sollte. Hier lagerten wir voller Erwartung uns auf dem smaragdgrünen Rasen. Das Thal mit seinen Felsen und bewaldeten Bergen lag noch im Sonnenschein, ja selbst die Urenkel des Schneeriesen lächelten uns mit rosigen Gesichtern an, nur der alte Herr mit seinen erwachsenen Kindern hielt sich eigensinnig noch verborgen. Endlich, als es schon im Thal zu dunkeln begann, legte ein Riese nach dem andern seine Haube ab, und wenn solch ein Schneehaupt sichtbar wurde, riefen wir Uneingeweihten: „Der Montblanc! Der Montblanc!“ Als aber der Beherrscher aller europäischen Schneekönige selbst hervortrat, um von der Sonne den Scheidekuß zu empfangen, da verstummte jeder Mund und ich mußte bei mir denken: „Hier hat sich Gott seine schönsten Altäre selbst erbaut, wie sie kein Sterblicher zusammenfügen kann; denn wer hier nicht an ein höheres Wesen glaubt, wird noch weniger in einer Kirche daran glauben.“

Während der Zeit der Erwartung dieses erhabenen Schauspiels sang auf einer Nebenmatte ein Knabe, der dort seine Ziegen weidete, ein savoyisches Lied. Vom

Text verstand ich freilich nichts, aber die Melodie, die er immer wiederholte, machte mich aufmerksam. War es meine erregte Stimmung, in der ich die Melodie so reizend fand, oder die wunderbar schöne Altstimme des Knaben, genug, ich holte meine Schreibtafel heraus und schrieb die musikalischen Phrasen auf; sie lauteten:



Den andern Tag machten wir auf dem Wege nach Chamouny einen kleinen Abstecher nach dem romantischen Schwefelbad St.-Gervais, dessen Quelle 32° Wärme halten soll. Es liegt in einer Schlucht, in welche die Sonne nur von elf bis ein Uhr dringt. Die ganze Breite desselben füllt ein großes Haus aus, das hundert Zimmer faßt; um in der Schlucht vorwärts zu kommen, muß man durch dasselbe hindurchgehen. Hinter dem Hause stürzt ein mächtiger Wasserfall in verschiedenen Abtheilungen von den Felsen herab, dessen Brausen fast die Sinne betäubt.

Der Weg nach St.-Servoz war nicht ohne Gefahr, da ein starkes Gewitter die ohnehin schlechte Straße einige Tage vorher zerrissen hatte; unser leichter, nur drei Personen fassender Wagen brachte uns jedoch glück-

lich über den nothdürftig zusammengeflickten Weg. Als wir aber auf der Höhe vor dem freundlichen Dörfchen angelangt waren, erwartete uns der Lohn für alle Mühsal. Die Schneeberge und besonders der Montblanc lagen in blendender Pracht vor uns. Hier war es, wo ich zum ersten Mal einen Gletscher und zwar den am seltsamsten geformten, den de Bossun erblickte. Das Ding sah aus, als ob ein Kaufmann Zuckerhüte enthüllt und sie in Reihen aufgestellt hätte. Wie mußte ich aber staunen, als ich Abends vor diesen Zuckerhüten stand und sie in mächtige Eisthürme verwandelt fand!

Verabredetermaßen trafen wir im Hotel de l' Union Felix und Paul Mendelssohn mit ihren Frauen. Unsere Gesellschaft bestand nun aus elf Personen, und Frohsinn und Heiterkeit nahmen in unserer Mitte Platz. Der unvergeßliche Felix war die Seele des Ganzen. Er war der Abendstern, dessen Licht uns erfreute und belebte. Für den folgenden Tag wurde eine Partie auf den Montanvert beschlossen und ausgeführt, obgleich der Himmel, der Tags zuvor so hold lächelte, sich in ein abscheulich graues Gewand gehüllt hatte.

Die ältern Damen bedienten sich der Sänften, die jüngern sicherer Maulthiere, wir Männer unserer Alpenstöcke. Felix war immer allen voran und sprang wie eine Gemse von einem Fels zum andern. Sein

Costüm bestand aus einem italienischen Strohhut, schwarzem Frack und schwarzen Beinkleidern, weißer Weste und Halsbinde. Er hätte, bis auf Hut und Alpenschuhe, sofort bei Hofe erscheinen können. Wir Andern nahmen uns neben ihm sehr unelegant aus.

Da stand ich nun vor dem Riesengletscher, der sich bis ins Thal erstreckt und den Anblick gewährt, als sei ein Meer plötzlich im Sturm gefroren. Wir Männer stiegen das steile Ufer hinab und gingen einige Hundert Schritt auf so einer Eiswelle dahin, zu beiden Seiten mächtige Spalten, theilweise mit Wasser gefüllt, theilweise in den Abgrund gehend. Ich befand mich wie in einer andern Welt. Nichts fehlte als die Sonne, um das erhabene Schauspiel ganz zu genießen. Aber der Himmel war so duftig-düster, daß man keine Fernsicht gewinnen und nur die nahen Felsenspitzen, an denen kein Schnee haftete, sehen konnte. Wenn das Unternehmen vom Sonnenschein begünstigt wird, mag man einen andern gleichen Anblick wohl selbst in der Alpenwelt vergeblich suchen. Auf unserm Rückwege, nachdem wir ungefähr eine Stunde gegangen, kamen wir an eine Lichtung des Waldes, von wo aus wir die Grotte des Arveron in der Thaltiefe sahen. Ich glaubte eine Eislaube zu erblicken. Schletter und Arles erfüllten meinen Wunsch, wir nahmen unsern Weg direct hinab,

denn in höchstens einer Viertelstunde mußte er zurückgelegt sein. Hier sollte ich von neuem erfahren, daß alles Augenmaß in dieser Wunderwelt aufhört. Wir gingen oder sprangen und rutschten vielmehr mit Hülfe unserer Alpenstöcke und einiger Bäume, die wir als Anhaltepunkte benutzten, fast eine Stunde lang, ehe wir im Thale ankamen; dort brachen wir erschöpft zusammen, weil die Beine uns nicht mehr trugen. Wie ein brüllender Löwe stürzte der Arveron aus dem mächtigen Eisthor von wenigstens 70 Fuß Höhe hervor, die mitgeschleppten Fels- und Eisblöcke wüthend gegen die schon im Bett liegenden schleudernd. Man glaubte ein fernes Artilleriefeuer zu hören.

Nach dem Mittagessen suchte Jeder ein stilles Plätzchen, denn die Tour war, besonders für uns drei, sehr anstrengend gewesen; auch verbot ein heftiges Gewitter jedes weitere Unternehmen. Abends versammelten wir uns wieder und verkürzten uns die Zeit mit heitern und düstern Mittheilungen selbst erlebter oder gehörter Abenteuer. Untern andern erzählte Arles eine Begebenheit, die sich auf dem Eismeere vor wenigen Jahren zugetragen.

Zwei junge Franzosen aus Lyon von 19 und 17 Jahren wollten mit ihrem Hofmeister den Jardin du Montblanc besteigen, der sich in das Mer de glace hineinschiebt,

eine Matte, auf welcher die schönsten Alpenblumen wachsen sollen. Sechs Führer begleiteten sie. Kaum sind sie einige Hundert Schritte vom Montanvert entfernt, als der Jüngere über eine breite trockene Spalte zu kurz springt und hinabstürzt. Entsetzen lagert sich auf allen Gesichtern, und mit einem verzweiflungsvollen Schrei will der Aeltere sich ihm nachstürzen, wird aber zurückgehalten. Schnell eilt ein Führer zum Montanvert zurück, um Rettungsseile zu holen. Währenddessen umstehen alle lautlos die Kluft; da ertönt endlich ein leises „Ach!" und dann ein stärkerer Hülferuf aus der Tiefe. Neue Hoffnung. Kaum sind die Seile da, so läßt einer der Führer sich hinab und findet den jungen Mann in nicht beträchtlicher Tiefe auf einer Eisbrücke liegen, die sich erst durch einen Schneefall vor wenigen Tagen gebildet haben mochte; neben derselben klaffte der Abgrund. Es gelang, den jungen Mann emporzuziehen; er hatte nur einen Beinbruch und eine nicht bedeutende Kopfverletzung erlitten und wurde geheilt.

Die lebhaft vorgetragene Geschichte hatte bei den Damen Schauder und Rührung erregt; darum war es nicht unwillkommen, daß ich aus meinem Anekdotenvorrath manches lustige Stück zum Besten gab; die andern Herren thaten desgleichen, und so waltete bald wieder die heiterste Stimmung vor.

Das Gewitter hatte sich in der Nacht ausgetobt, und der heiterste Himmel begrüßte uns am andern Morgen. Schletter, Arles und ich nahmen unsern Weg über den Col de Balme, die andern Herrschaften über die Tête noire; in Martigny trafen wir wieder zusammen. Vom Col de Balme (7090 Fuß über dem Meere) hat man ein Rundgemälde der großartigsten Natur. Hier steht man im Mittelpunkt der Wunderwelt und überschaut das grüne, reizende Chamounythal der Länge nach, wie es durchflossen wird von seinen stürmischen Gletscherströmen, die erhabene Domkuppel des Montblanc und die Granitthürme, die ihn umgürten. Rückwärts gewandt, leuchtet die weiße Krone des Berner Oberlandes herüber, deren Zacken von der Jungfrau, dem Finsteraarhorn und andern riesigen Gesellen gebildet werden.

Nachdem wir uns durch kräftige einfache Kost und eine Flasche Burgunder gestärkt hatten, die beiläufig gesagt nur zehn Franken kostete, stiegen wir zum Thal Trient hinab. Der Weg war sehr mühselig, denn das gestrige Gewitter hatte mehr als hundertjährige Tannen auf unsere Bahn geworfen, über die wir wegklettern mußten. Um so angenehmer war der Weg über den Forclaz (4687 Fuß über der Meeresfläche) mit seinen saftgrünen Matten, die von einem dahinfließenden kleinen Bache durch Kanäle befruchtet werden. Kurz vor Mar-

tigny sollte mir der schauerliche Anblick eines Cretins werden. Ein Kerl, einige Ochsen treibend, kam dahergezogen, dessen Kopf besser auf die Schultern eines Riesen gepaßt hätte, als auf die Gestalt eines auszehrenden Knaben. Struppiges Haar wie Borsten bedeckte seinen Scheitel, die Augen stierten glanzlos. Wenn nicht der dicke Leib gewesen wäre, hätte die unglückselige Creatur nicht zehn Pfund Fleisch an ihrem Körper haben können, so dünn waren Arme und Beine, die affenartige Füße trugen.

Mendelssohns und Preußers waren bereits in Martigny angekommen. Vor dem Hotel saß ein alter Herr, welchen ich nach näherer Prüfung als den Grafen H. erkannte, der mir bei meinem letzten Gastspiel in Breslau ein lieber Gönner gewesen. Den armen Mann hatte ein großes Mißgeschick betroffen. Er war am 6. August, wo ein schweres Gewitter durch die südliche Schweiz raste, mit seinen beiden Töchtern und Dienerschaft von Aosta über den großen Bernhard gegangen. Bei Sombrancher unweit Martigny erreichte sie dasselbe; ein Blitzstrahl machte das Maulthier der jüngern Gräfin scheu; sie ward abgeworfen und brach das Bein. Mit Mühe hatte man sie nach Martigny gebracht, in einen Ort, wo kein frischer Trunk außer Gletscherwasser zu haben ist, wo alle Quellen wie mit Tinte versetzt schmecken. Diese Wohlthat mußte die Arme in ihren Schmerzen entbehren.

Den andern Tag trennte sich unsere Gesellschaft abermals. Schletter und ich fuhren über den Simplon dem Lago Maggiore zu, die Andern gingen über die Gemmi nach Interlaken.

Das Rhonethal, soweit ich es habe kennen lernen, bietet außerordentlich schöne Punkte, der schönste aber in seinem romantisch-idyllischen Charakter war für mich das alte, noch römische Bauwerke aufweisende Sitten. Ein Thurm der Art trägt eine Inschrift zur Verherrlichung des Imperators Augustus. Von einer mit Bäumen bepflanzten Wiese ist der Blick auf die beiden Burgen Tourbillon und Valeria imposant und höchst malerisch. Die erstere, ein ehemaliger Bischofssitz, wurde im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut und von den Franzosen 1798 zerstört. Die zweite, aus der Römerzeit stammend, von dem Feldherrn Valerius erbaut, ist noch bewohnt. Von der Römerzeit sind aber hier nur wenige Mauern übrig. Die Gebäude gehören größtentheils dem Mittelalter an. Am Fuße dieser beiden kolossalen Felsen stehen die prachtvollsten Paläste und Kirchen. Der Blick auf diese Landschaften war so schön, daß ich mich nur schwer trennen konnte.

Bei Turtmann hatten wir das Vergnügen, durch die Rhone zu fahren, die sich über die Chaussee gebreitet hatte, was in heißen Sommern öfters geschehen soll. Zur

Sicherheit sind auf beiden Seiten weiße Stangen angebracht, auf denen die Höhe des Wassers angegeben ist. Gegen sieben Uhr Abends kamen wir in Brieg am Fuße des Simplon an. Bis zum Abendessen blieb uns noch Zeit genug, um eine Wanderung in eine der nächsten romantischen Schluchten zu machen, die fächerartig den Simplon umgeben. Vor uns her gingen ein paar junge hübsche Walliserinnen, die, als sie an einen Felsenvorsprung kamen, niederknieten. Wir vermutheten ein Heiligenbild dort, als ein langer, hagerer Jesuit in seinem schwarzen Gewande und großen runden Hut hinter demselben hervortrat. Die Mädchen küßten erst den Saum seines Mantels, dann seine segnenden Hände. Diese knechtische Demuth der Dirnen und die Scheinheiligkeit des Priesters, aus dessen Augen mehr Lüsternheit als Frömmigkeit leuchtete, machte einen solchen widerlichen Eindruck auf uns, daß wir rasch an der Gruppe vorübereilten.

Die Eilpost hatte während unserer Abwesenheit noch viele Gäste gebracht, und die Abendtafel war reich besetzt. Auch ein paar Dresdnerinnen, die bereits den Schneider hinter sich hatten, waren zugegen und stellten fortwährend Vergleiche zu Gunsten der Sächsischen Schweiz an. Dieser Patriotismus war wahrhaft rührend, und ich hätte ihnen gleich die Cour gemacht, wenn sie nicht gar zu häßlich gewesen wären. Die eine hatte einen kleinen Verdruß

auf der rechten Achsel und die andere sah mit dem linken Auge nach Norden und mit dem rechten nach Süden.

Vor jedem Couvert standen zwei Krystallflaschen mit lichtrothem und gelbweißem walliser Muskateller. Letztern hatte ich schon bei der Ankunft erprobt und ihn vortrefflich befunden, jetzt versuchte ich auch, um meine Weinkenntniß zu erweitern, den lichtrothen und war Frevler genug, den gelbweißen noch darauf zu setzen. Die Folge davon war eine schlaflose Nacht. Auch die große, aber kaum acht Fuß hohe Stube konnte Theil daran haben.

Die Simplonstraße machte auf mich einen tiefen Eindruck und ließ das Bild meiner Phantasie weit hinter sich zurück. Wer weiß, ob eine Via mala, eine neue Gotthardsstraße und andere entstanden, wenn Napoleon nicht vorangegangen wäre. Diese Straße mit ihren Schutzhäusern und Gallerien ist ein Wunderwerk. Wenn man die erste dieser Gallerien, etwa vier Stunden oberhalb Brieg, durchschritten hat, so ist der Rückblick in Vogelperspective auf Brieg und auf die mächtigen Firnhäupter der Berner Alpen, von welchen sich der Aletschgletscher wie eine Riesenschlange ins Wallis hinabwindet, zauberhaft.

Von hier an immer steigend — den Wagen ließen wir leer neben uns fahren — kamen wir endlich an das sogenannte Hufeisen, $7^1/_2$ Stunden vom Hospiz gelegen.

Die Straße ist auch hier in dieser engen Schlucht, wie überall, 25 Fuß breit und läuft an einem grausigen Abgrunde hin. In der Biegung derselben sind wegen der häufigen Lawinen im Frühjahr drei Gallerien angebracht, über deren erste ein Gletscherbach aus einem gemauerten Bette sich in den Abgrund stürzt.

Hier war es, wo unser wackerer Postillon uns folgende furchtbare Begebenheit erzählte. „Es war am 4. April vorigen Jahres", begann er, „daß ein Engländer, der aber französisch und deutsch sprach, mit seiner Familie in zwei Vierspännern ankam und gleich weiter wollte. Mein Kamerad, der erst Tags vorher von Simpeln gekommen war, hatte gesagt, daß oberhalb des Hufeisens eine große Lawine hinge; darum rieth unser Herr dem Engländer ab, aber der wollte nicht hören und wir mußten fahren. In dem ersten Wagen, den ich fuhr, saßen er, seine Frau, zwei halbwüchsige Kinder und ein Diener auf dem Bock; im zweiten ein paar schöne Mädchen mit einer alten Dame, die Kammerjungfer auf dem Bock. Noch ehe wir an die Ecke dort kamen, hörten wir ein entferntes Brausen und Donnern. Daß das die Lawine sein mußte, hatten wir gleich weg. Von Umwenden war keine Rede, wir wußten ja auch nicht, wo sie herkam. Rasch schwangen wir uns auf die Pferde und jagten in gestrecktem Galopp davon, um die Gallerie zu erreichen. Als wir

um die Ecke herum waren, flog mir schon leichter Schneestaub entgegen; der Lärm kam immer näher und ich hörte das Krachen der oberhalb stehenden Tannen. Ich dachte an unser letztes Stündlein und hatte nicht nöthig, die Pferde anzutreiben, denn diese gingen selbst in Carrière über. Kaum war ich in die Gallerie eingefahren, so ging die Lawine über uns hin in den Abgrund hinein. Eine kurze Weile waren wir ganz im Dunkeln, aber als das Donnern und Brausen aufgehört, sah ich die beiden Eingänge, wir konnten also nicht tief im Schnee stecken. Ich sprang ab, um nach meinem Kameraden zu sehen, aber er war mir nicht nachgekommen. Inzwischen war die Familie unter Geschrei und Jammern aus dem Wagen gestiegen. Als die Dame den andern Wagen nicht sah, fiel sie in Krämpfen zu Boden und wir brachten sie in den Wagen zurück. Der Herr wandte alle Mittel an, sie wieder ins Leben zu bringen, was auch gelang. Ich sagte ihr, daß noch nicht Alles verloren sei, daß die Verschütteten gewiß dicht vor der Gallerie im Schnee stäken und, da dieser nicht hoch sein könnte, sicher lebend ausgegraben würden, denn auf dem Hospiz hätten sie schon die Böller gelöst, um die ganze Nachbarschaft zur Hülfe herbeizurufen. Das Nächste war nun, daß jeder von uns etwas zur Hand nahm, um in die Schneewand einzugraben. Selbst die arme Mutter und der etwa zwölf-

jährige Junge suchten unter Weinen den Schnee mit ihren Händen wegzukratzen. Endlich hörten wir Menschenstimmen auf der andern Seite, und nach vier Stunden war die Straße nach dem Hospiz fahrbar. Nun kamen immer mehr Menschen hinzu und wir arbeiteten aus allen Kräften, den andern Wagen auszugraben, aber es war nichts zu sehen und zu hören, bis wir an einen Felsblock, der dicht am Abgrund stand, kamen; da lag das Stück eines zerbrochenen Rades. Nun wußten wir, daß die Lawine alle hinabgerissen hatte. Die Mutter wollte sich nachstürzen, und nur mit Mühe brachten wir sie aufs Hospiz. Das war ein Tag, meine Herren, den ich in meiner Todesstunde nicht vergessen werde, und so alt ich bin, solchen Jammer hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Mein armer Kamerad hinterließ eine junge Frau mit zwei Kindern, für die aber die gute Herrschaft, als wir den andern Tag nach Berisal zurückkamen, reichlich sorgte. Die Mutter wollte wenigstens die Leichen ihrer Kinder haben, aber, du lieber Gott, zu dieser Schlucht kann kein Mensch gelangen."

Der alte Mann hatte das Alles so schlicht, mit so viel Mitgefühl erzählt, daß uns selbst die Thränen in die Augen kamen.

Uns selbst sollte bald eine Anschauung von einem solchen gräßlichen Naturereigniß werden. Nach einem furcht-

baren Gewitter, welches von Nordost nach Südwest durch die Schweiz gezogen und das wir in Chamouny mit durchgemacht, war am 11. August kurz vor Simpeln ein Gletscherrutsch, wahrscheinlich vom Mäderhorn, niedergegangen und kaum hundert Schritte links von der Chaussee stehen geblieben. Wir stiegen aus, um das Chaos zu betrachten, das aus Eis- und Felsblöcken, Erde und zerbrochenen mächtigen Tannen bestand, eine Breite von 50 Schritten und ohngefähr 40 Fuß Höhe hatte und sich wohl über eine Stunde nach oben erstreckte, was man an dem Walde, der uns von unten wie eine junge Anpflanzung erschien, ermessen konnte. Schiller bezeichnet in seinem „Tell" solchen Waldkranz, hinter welchem die Firne hervorragen, als eine Landwehr gegen die Lawinen, aber diesem Ungethüm hatten selbst drei Fuß starke Stämme nicht widerstehen können.

Ich fragte, als wir nach Simpeln kamen, den Wirth, welchen Eindruck dieses Phänomen auf die Einwohner gemacht. „Ja, lieber Herr", sagte der Mann, „das Donnern, Brausen und Krachen war so furchtbar, daß wir alle aus den Betten sprangen und auf die Straße stürzten, weil wir glaubten, alle Berge brächen über uns zusammen."

Bisher waren wir mit zwei Pferden befördert worden, hier legte man uns, obwohl es abwärts ging, drei

vor. Statt eines Wagens erschien ein Briefpostkarren. Auf dessen einfachem, durch zwei Stricke befestigtem Querbrete nahmen wir Platz, unser armer Anton aber mußte sich auf den hintern Rechen setzen, wodurch er gewiß einen Begriff von der frühern Latten-Gefängniß-strafe bekam. Dicht hinter Simpeln windet sich die Straße, zu beiden Seiten Abgründe, wie eine Schlange ins Thal hinab. Der Kerl fuhr wie der Teufel um die kurzen Biegungen herum, und meinem Gott dankend, als wir glücklich unten waren, fragte ich ihn, wie er nur die Kahre in solcher Schnelligkeit hätte nehmen können? Ganz naiv erwiderte der Bursche: „Ach, die nehme ich nicht, die nimmt mein Vorderpferd.“ — „Auch nicht übel“, dachte ich und freute mich, außer Gefahr zu sein.

Der größte Tunnel auf italienischer Seite ist die Gallerie Gonto. In der ersten Seitenöffnung des Felsens sind die Worte „Aere Italo MDCCCV Napoleon Imp.“ eingegraben. Gleich hinter dieser Gallerie stürzt ein gewaltiger Gletscherbach, dessen Getöse man schon von weitem hört, von einem hohen Felsen im Bogen herab und hüllt die Brücke, über die man fährt, in Wasserstaub.

Unweit Isella fuhren wir in das Land der Citronen ein, aber ich spürte nichts von ihrem Blütenduste, desto mehr aber von minder angenehmen Gerüchen, als wir

in die engen, schmutzigen Straßen von Domo d'Ossola einlenkten, welche nur den einen Vorzug haben, daß der Wagen nicht auf dem schlechten Pflaster, sondern in der Mitte der Straße auf Trottoirs läuft. In dieser Atmosphäre sitzt die vornehme Welt unter Zelten vor den Kaffeehäusern, ihr gegenüber unter Arkaden Schuster, Schneider u. s. w. bei ihrem Gewerbe. Es war ein buntes, reges Leben, schon ein höchst charakteristisches Bild der kleinen italienischen Städte. Höchst spaßig fand ich es, daß wir einen Schein um zwei Franken lösen mußten, um mit Extrapost weiter fahren zu dürfen.

Eine Procession, die in Vogogna ihren Umzug um eine Kirche nahm, war sehr ärmlicher Natur. Nur die bildschönen Dirnen in ihrer malerischen Tracht gaben dem Ganzen einigen Reiz; dagegen waren mir die Marmorbrüche bei Ornavasso sehr interessant. Noch bei Tageshelle kamen wir nach Baveno.

Da lag der lichtgrüne Lago Maggiore, von bewaldeten Bergen eingeschlossen, hinter denen greise Schneehäupter aufragten, mit seinen Inseln vor meinen entzückten Blicken. Das Posthaus, in dem wir einkehrten, war in erster und zweiter Etage mit Gallerien umgeben, auf denen Orangen, Citronen und exotische Gewächse prangten. Ein eigentliches Treppenhaus schien mir nicht da zu sein; man ging von diesen Gallerien aus in seine Zimmer, die höchst

elegant und wohnlich eingerichtet waren. Hier athmete ich zum ersten Male die Blütenluft Italiens.

Da der Abend schon zu weit vorgerückt war, konnten wir nichts unternehmen, als unsere heißen Glieder in den Fluten des Sees abkühlen. Etwas entfernt von uns befanden sich schon Badende, und nach den Kopftüchern zu schließen, mußten sie dem weiblichen Geschlecht angehören; sie schienen aber von uns noch weniger Notiz zu nehmen, als wir von ihnen. Während des Abendessens drang ein Schreien und Lärmen zu uns herauf, als ob eine Rauferei unten stattfände, bis ich die Worte: „Cinque! due! tre!“ durchhörte. Alle Wetter! das war alla mora, das beliebte, berüchtigte Volksspiel. Wie der Blitz eilte ich hinab, um der Sache in der Nähe beizuwohnen. Ich trat in eine Unterstube ein, die gewiß 24 Fuß Breite und Tiefe, aber keine acht Fuß Höhe hatte. Nur mit Mühe konnte ich die bärtigen Gesellen mit schmuzigen Blousen und nackter Brust, die in Gruppen um lange Tafeln saßen und standen, bei dem spärlichen Lampenlicht, das noch durch Rauch und Dunst verdüstert wurde, erkennen. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte ich das Spiel, das stehend und sitzend stattfand und folgender Art ist. Beide Spieler fahren gleichzeitig mit ihren Händen empor, und der, an dem die Reihe ist, muß im nämlichen Augenblick die Summe der emporgereckten Finger rathen und nen-

nen. Glückt ihm das, so hat er gewonnen, andernfalls verloren. Das geht aber schnell wie der Blitz und mit steigender Leidenschaftlichkeit. Zwei Kampfrichter wachen darüber, daß nicht betrogen wird, und entscheiden die Streitigkeiten. Ich hatte meinen Platz an der Thürpfoste genommen, in deren Nähe ein mächtiger kupferner Kessel mit einer dunklen Flüssigkeit stand. So oft sich nun so ein Bursche die Kehle trocken geschrien, stürzte er mit seinem Lederbecher auf den Kessel zu, um diese wieder anzufeuchten. Ein Schauer überlief mich, als ich sah, wie die schmutzigen Hände der Burschen ebenfalls mit dieser dunklen Flüssigkeit Bekanntschaft machten, als ich bei meiner Ankunft nach Wasser und Wein verlangt hatte, dessen tintenartiger Geschmack mir fast die Kehle zuschnürte und der gewiß aus diesem verhängnißvollen Kessel geschöpft war. Indessen warf ich die Vermuthung beiseite und beobachtete die Physiognomien und Geberden der Gesellschaft, die mir aus Frachtfuhrleuten, Maulthiertreibern und Chausseearbeitern zu bestehen schien.

Meine Freunde haben sich oft gewundert, daß ich mitunter die niedrigsten Kneipen besuchte. Wer hat es aber nöthiger als ein Schauspieler, alle Schichten der Gesellschaft kennen zu lernen? In der Tiefe findet man urwüchsige Charaktere, Edles wie Schlechtes unverhüllt,

und solchen Anblick braucht ein tüchtiger Schauspieler für sein Bühnenstudium. Nur in den höhern Kreisen ist die Schminke und Maske heimisch. Wer auf den Namen eines dramatischen Künstlers Anspruch machen will, muß sich ebenso gut auf dem hölzernen Schemel als auf dem seidenen Divan zurecht zu finden wissen.

Den andern Morgen brachten uns vier muntere Fischer nach Isola bella, die ihren Namen mit vollem Recht trägt. Die Römer sollen sie Venus und Cupido genannt haben, und es hat gewiß ein ihrer Verehrung geweihter Tempel auf diesen abgedachten Felsen gestanden. Vor allem mußte ich aber das Zimmer sehen, in welchem der größte Mann und Feldherr seiner Zeit vor der Schlacht von Marengo übernachtet hatte. Die Wände sind mit Muscheln und bunten Steinen bedeckt. Eine große Glasflügelthür führt unmittelbar auf die Gallerie, die den halbrunden Bau umgibt. Auch die Bettstelle, worin Napoleon geschlafen, war noch vorhanden.

Als ich wieder ins Freie kam, ging ich zunächst zu dem mächtigen Lorbeerbaum, in dessen Rinde er sein verhängnißvolles N geschnitten, dessen Contouren ich damals noch deutlich sehen konnte. Die zehn Terrassen, die sich nach der Südseite erheben, deren oberste Bella vista genannt wird und 120 Fuß über dem Seespiegel liegt, sind mit Orangen-, Granat- und Oleanderbäumen

bepflanzt. Ihre Mauern sind mit den schönsten Citronengeländen und exotischen Pflanzen bekleidet. Eine andere dieser Terrassen wird wegen ihrer Traulichkeit und berauschenden Düfte der Garten der Liebe genannt. Das herrlichste Rundgemälde aber hat man von der Plattform der obersten Terrasse, wo auch das Wappen der Borromäer — ein mächtiges Einhorn — aufgestellt ist. Vor demselben nahmen wir Platz auf einer Bank, von der aus wir das großartige und zugleich liebliche Panorama überblicken konnten. So im Anschauen dieser Herrlichkeiten verloren, hatten wir nicht bemerkt, daß sich unzählige Bewohner dieser Insel, kleine grüngelbe Eidechsen, kreisförmig um uns versammelt hatten und uns neugierig aus ihren schwarzen Aeuglein betrachteten. Einige waren so dreist, daß sie bis auf die Wände, auf denen unsere Arme ruhten, krochen, aber eine leise Bewegung scheuchte alle wieder ins Gebüsch. An einem der Citronenspaliere sah ich eine große goldgelbe Frucht, die der Castellan als ganz reif bezeichnete. Ich brach sie ab, um sie meiner Frau mitzubringen, die einmal den Wunsch geäußert hatte, eine solche Frucht reif zu genießen. Unbeschädigt konnte ich sie ihr nach vierzehn Tagen übergeben, sie wurde aber nicht genossen, sondern als Andenken in einem Glasschrank aufbewahrt, wo sie nach und nach zur Mumie vertrocknete.

Nach Tische fuhren wir mit dem Dampfboot nach Palanza, was Baveno gerade gegenüber liegt. Die Stadt gefiel mir besser als Domo d'Ossola, schon wegen ihrer Sauberkeit. Die Tracht der Einwohner gehörte noch theilweise, bei alten Leuten, dem vorigen Jahrhundert an; selbst der Puder war noch nicht ganz verschwunden. Unter den Hallen des Justiztribunals war auserlesenes Obst: Feigen, Pfirsiche, Trauben, aufgehäuft, wovon wir eine Menge kauften und die süßen Früchte uns später auf dem Dampfboote trefflich schmecken ließen. Doch nicht Alles sollte unsern Magen zu Theil werden, denn als wir um die Landzunge von Palanza kamen, umgaben unser Schiff eine Masse nackte Buben von 10 — 14 Jahren, deren Köpfe mit Weinlaub geschmückt und die so dreist waren, bis an die Räder zu schwimmen, um sich von deren Wellenschlag schaukeln zu lassen. Wir warfen ihnen Pfirsiche und Feigen zu, und sie fingen sie meistens mit großer Geschicklichkeit auf. Das war ein Jauchzen und Jubeln, was mir selbst das Herz erweiterte und mich in die mythische Zeit der Flußgötter versetzte.

Der Himmel war ganz wolkenlos, aber leider sollte er nicht so bleiben. Kaum waren wir an den Ruinen der alten Raubnester, die ungefähr 1500 Schritte vom rechten Ufer im See auf Felsen erbaut sind und wo die Gebrüder Mazzarda in alten Zeiten gehaust haben sollen, vorbei,

so stiegen von Osten her Gewitter auf, die wie ein paar bissige Bullenbeißer am rechten und linken Ufer des Sees auf den Gebirgskämmen daherzogen. Was ich bei Vevay nur von fern geschaut, sollte ich hier mit durchmachen. Bei Pino vereinigten sich diese Ungeheuer, uns mit ihren blitzenden Augen förmlich in die Mitte nehmend. Es wurde mir bei dem Krachen und Donnern sehr unheimlich zu Muthe, besonders als ein Blitzstrahl kaum zehn Schritt vom Schiff ins Wasser fuhr. Allein trotz des furchtbaren Regens und des natürlichen Grausens vor der Gefahr konnte ich mich, von dem erhabenen, großartigen Schauspiel gefesselt, nicht entschließen, das Deck zu verlassen. Die Gewitter waren in eilendem Fluge über uns dahingeeilt, und im Abendgold konnten wir das amphitheatralisch gebaute Locarno betrachten. Gegen neun Uhr kamen wir nach Bellinzona. Wir sehnten uns nach einem erquickenden Schlafe, aber so ein verwünschter Glockenspieler ließ uns nicht zur Ruhe kommen. Der Kerl brachte uns ganze Bravourarien aus Rossini's Opern auf seinen sieben verstimmten Glocken zum Gehör. Ich war den Krämpfen nahe und schrie auf unter dieser Folterqual. Schletter wollte sich scheckig lachen. Ja, er hatte gut lachen, seine unmusikalischen Ohren empfanden nichts von dieser Pein.

Die alten Burgen, die wir den andern Morgen im

Vorbeifahren betrachteten, sind ehemals Sitze der kaiserlichen Landvögte in der Schweiz gewesen und bilden einen prachtvollen Vordergrund des Ticinothals. Unweit Bellinzona, wo die Straße nach dem Bernhardin einmündet, sahen wir zur Linken eine wohlgeordnete Weinplantage, regelrecht nach deutscher Weise angelegt. Gewöhnlich pflanzt der Italiener zumeist Ungarreben an Maulbeerbäume, überläßt sie ihrem fernern Schicksale und ist viel zu faul, die unreifen Beeren von den reifen zu sondern, sonst müßte man an den Ufern des Lago Maggiore statt des Tintenweins einen ganz vortrefflichen erzielen. Die mächtigen dunklen Trauben, die durch Lattenwerk herabhingen, lächelten uns so verführerisch an, daß Anton für einen halben Frank holen mußte, wofür wir so viel bekamen, daß selbst er und der Postillon den Rest nicht vertilgen konnten.

Dieses Thal ist wohl eins der pittoreskesten der Schweiz; man könnte es auch das Thal der Wasserfälle nennen, so reich ist es daran. Großartige Partien wechseln mit lieblichen ab. Bald lächeln uns Feigen, Kastanien und saftige Reben entgegen, bald schaudert man vor einer engen Felsenschlucht, in der die wohl hundert Fuß hoch gemauerte Straße sich eng an die Felsen preßt, während der Ticino im Abgrund wie ein brüllender Löwe vorbeibraust und, an Klippen und Felsen zerschellend,

seinen Schaum in die Lüfte schleudert. Bei Stalvedro, wo wir durch einen Tunnel fuhren, stehen die Reste eines Thurms, den der Longobardenkönig Desiderius, der Schwiegervater Karl's des Großen, erbaut haben soll.

In Airolo, am Fuße des Gotthard, wo wir um drei Uhr Nachmittags ankamen, entließen wir unsere Extrapost. Nach einem schmackhaften Mahle, bei dem uns die lieblichen Töchter des Wirths Gesellschaft leisteten und uns in fröhlicher Unbefangenheit unterhielten, gingen wir die alte Gotthardstraße hinan, während unser Anton mit einem Führer und Saumthier die neue einschlug. Wir überschritten oft den Ticino auf altitalischen zirkelrunden Brückenbogen. Noch oft wandten wir den Blick zurück, um unsere Augen und Seelen an den Nebenthälern zu weiden. Besonders ist das Betrellothal mit seinen Firnen von überraschender, großartiger Schönheit. Die armen Bewohner desselben sollen jedes Jahr von Lawinen heimgesucht werden. Vor dem Wirthshause auf dem Gotthard, dem Hospiz gegenüber, rasteten wir. Da kamen zwei Söhne Albions den Weg von Andermatt herauf. Sie gingen zunächst an den Todtensee, dessen Abfluß sich in den Ticino ergießt, entkleideten sich und stürzten kopfüber in die stille, eiskalte Flut, wo sie wie Enten herumschwammen. Nachdem sie einige Minuten ihre Manöver ausgeführt, ließen sie sich von ihren Dienern wieder an-

kleiden, und ohne auch nur einen Blick auf die großartige Umgebung zu werfen, trabten sie wie Wettläufer Italien zu.

In Hospenthal, etwa zwei gute Stunden abwärts vom Hospiz, übernachteten wir. Hier konnte ich, wie schon anderwärts, dem unvermeidlichen Gemsbraten nicht entgehen. Der widerliche Bockgeschmack bleibt sich bei frischem wie bei vor vierzehn Tagen erlegtem Wilde gleich.

Schletter beabsichtigte den andern Tag direct über die Furka, Rhonegletscher und Grimsel nach dem Aargletscher zu Agassiz zu gehen, ich wußte ihn jedoch zu bewegen, einen Tag zuzugeben und mit mir die Gotthardstraße hinab nach Altorf zu fahren, wo ich mich so oft in meiner Phantasie als Tell herumgetrieben. Den Ort wie den ganzen Weg dahin mußte ich in der Wirklichkeit sehen. Schon um sechs Uhr früh fuhren wir durch das Urserenthal, wo das Vieh bis an den Bauch in duftenden Kräutern weidet, dann durch Andermatt, das schwarze Felsenthor über die Teufelsbrücke, durch die Schöllenen, Wattigen, Wasen, Amsteg, Silenen, Blüs, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer der Reuß, über unzählige Brücken Altorf zu. Hier war der Ort, wo ich meinem Walther so oft den Apfel vom Kopfe geschossen hatte. Ein heiliger Schauer erfaßte mich, als man mir die Stelle bezeichnete, wo Tell und sein Knabe gestanden

haben sollen. Der grimme Landvogt saß auf seinem Gaul in diesem Augenblick zu meiner Seite, seine Schergen und Urnervolk bildeten die Gasse. Kurz, Schiller's Meisterwerk stand lebendig vor meiner Seele. Auf dem Hinwege konnte ich nur flüchtig die Straße betrachten, zurück nahmen wir uns mehr Zeit. Zwischen Silenen und Amsteg stieg ich aus, um mir die Ruine von Zwinguri in der Nähe zu besehen. Der zweite Gesell im „Tell" mag nicht so Unrecht haben, wenn er diese Zwingburg Geßler's mit einem Maulwurfshaufen vergleicht; von großem Umfang kann sie nicht gewesen sein. Hinter Amsteg beginnt die Straße zu steigen. Mit wie wenigen Worten hat Schiller dies Wunderwerk der Natur und Kunst so treffend geschildert!

Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.
Und seid Ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beeisten Joch *),
So kommt Ihr auf die Brücke **), welche stäubet.
Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,

*) Zwischen Amsteg und Intschi am linken Ufer der Reuß; am rechten die alte Gotthardstraße, welche bei einer Kapelle an der meitschlinger Brücke auf die neue Straße einmündet.

**) Die Teufelsbrücke. Wohl mag die alte vom Wasserstaub der Reuß eingehüllt gewesen sein.

So reißt ein schwarzes Felsenthor *) sich auf.
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Thal **) der Freude.
So immer steigend, kommt Ihr auf die Höhen
Des Gotthard, wo die ew'gen Seeen sind,
Die von des Himmels Strömen selbst sich füllen.
Dort nehmt Ihr Abschied von der deutschen Erde.

So oft mir die alte Straße zu Gesicht kam, sah ich in meiner Phantasie den unglücklichen Parricida dahinwandeln, vor jedem Kreuze niederfallend, mit heißen Thränen seine Schuld büßend, gleich einem Schatten über die alte bemooste Brücke wankend. Aber auch das Bild Schiller's stand leuchtend vor meiner Seele.

Frühzeitig machten wir uns des andern Tags auf den Weg, um den Abend noch im Sonnenglanz auf der Grimsel, dem rauhesten Punkte der Schweiz, zu verleben. Bei der Ersteigung der Furka fühlte ich mich sehr unbehaglich. Mir wurde flau, woran wohl das schlechte Frühstück in Hospenthal, von dem ich nur wenig genossen, schuld war. Ueberall, wo ein Bächlein geschmolzenen Schnees zwischen den steilen Felsen durchdrang, hielt ich die Hand auf, um wenigstens Zunge und Kehle zu laben. Selbst die Schneefelder unweit der Kuppe,

*) Das Urner Loch, an dessen Eingang auf einem steilen Felsen, der senkrecht in die Reuß geht, eine Betkapelle erbaut ist.

**) Andermatt mit seinen grünen Wiesen, durch welche die Reuß ihre silbernen Wellen wälzt.

über die wir gingen, sprach ich um Erquickung an, aber Alles war vergebens. Wie ein Greis schlich ich mit meinem Alpenstock, den ich noch nie so in Anspruch genommen, einen der vielen Pfade, die zum Rhonegletscher führen, hinab. Mit Pathos rief ich dem vor mir her tänzelnden Schletter zu: „O Du Mörder! Führst mich dem Abgrund zu und zerstörst mich in der Blüte meiner Jahre!“ Dem Führer, der mit unserm Gepäck voranschritt, rief ich zu: „Alpensohn, haben Sie wirklich alle Ihre zwei Dutzend Taschen sorgfältig untersucht? Findet sich wirklich nicht das Geringste darin vor von Brod oder Käse oder Krüsiwasser?“ Er betheuerte, daß er nichts Genießbares bei sich trage, außer der von mir ihm anvertrauten Citrone. Doch von der konnte keine Rede sein. Schletter lachte hell auf, und selbst der bescheidene Anton konnte ein Schmunzeln nicht verbergen. Ingrimmig schritt ich um einen Felsenvorsprung, da kam nicht der Landvogt, sondern eine englische Reisekaravane, bestehend aus einem Herrn und drei Damen, auf Saumthieren, von mehreren Führern umgeben, uns entgegen. Der Herr, dessen Länge wohl sechs Fuß betragen konnte, denn seine Füße berührten fast den Boden, hatte gleich einem Degengehänge einen Schlauch über die Schulter hängen, worin sich ganz gewiß eine geistige Flüssigkeit befand. Diplomatisch fragte ich einen der Führer, ob er

nicht Krüſiwaſſer bei ſich habe? „Noi!“ war die Antwort des Führers, aber „Yes!“ die des edlen Ritters, der mir mit einem kurzen Kopfnicken den Schlauch zuſandte. Nachdem ich einen tüchtigen Zug gethan, dem Führer einen halben Frank gegeben, rief ich dem Wohlthäter unter einer tiefen Verbeugung: „Thank you, Sir!“ zu. Abermaliges kurzes Kopfnicken und Weiterreiten. In froher Laune rief ich noch nach:

„Mein Retter ſeid Ihr und mein Engel, Tell!“

Nach einer halben Stunde ſchritt mein Fuß über ſaftgrüne Matten, und der Rhonegletſcher kam in Sicht, hinter deſſen ſpitzen und wellenförmigen, abenteuerlichen Eisriffen die mächtigen Schneeberge gleichſam als Wächter ſich erhoben. Nun konnte unſer nächſtes Ziel, das Gaſthaus am Fuße des Gletſchers, das wir ſchon vor uns liegen ſahen, doch nicht mehr weit entfernt ſein. Doch mein Augenmaß täuſchte mich abermals, und wir brauchten wohl eine Stunde, ehe wir die Ufer des gefrorenen Stromes erreichten. Schon wollte meine Kraft wieder erlahmen, als ich am Abhang unweit des Eiſes Vergißmeinnicht von ſeltener Größe und köſtlichem Schmelz des tiefen Blaus erblickte. Ich pflückte mehrere, legte ſie ſorgfältig in mein Taſchenbuch, und der Gedanke, daheim eine Freude damit zu bereiten, gab

mir neue Spannkraft. Nach abermals einer Stunde kamen wir, selbst Araber Schletter, wie ich ihn nannte, weil er auch bei den beschwerlichsten und längsten Wanderungen gar kein Bedürfniß nach Speise und Trank empfand, todmüde im Wirthshause an. Auch hier konnte ich dem verdammten Gemsbraten nicht entgehen, aber der Hunger macht zuletzt Alles schmackhaft. Nach vier Uhr stiegen wir die Maienwand hinauf. Ja, das ist wirklich eine Wand, die dem Namen des Wonnemondes, den sie trägt, Ehre macht! Mutter Natur, die fleißige Stickerin, hat sie mit den schönsten Blumen in Blau, Violett, Roth, Gelb und Weiß geschmückt. Wie meine Frau beim Anblick einer bunten Wiese wie ein Kind sich freuen und emsig nach den schönsten Blumen suchen konnte, so that ich in Sehnsucht nach ihr jetzt auch und vertraute die schönsten Exemplare meinem Taschenbuche an. Merkwürdig genug behielten sie auch vertrocknet ihre Farben noch jahrelang bei. Als wir auf der Höhe der Maienwand angekommen, rasteten wir auf einem Felsenvorsprung, von wo aus wir das Rhonethal mit seinem Gletscher übersahen. Hier erzählte mir Schletter ein Abenteuer, welches er mit seinem Freunde Dr. Stiebel aus Leipzig, seinem treuen Anton und dem damals berühmtesten Führer der Schweiz, Heberle, bestanden. Sie hatten — zu Ende des Monats Juni — unter

seinem Regen schon mehr als die Hälfte des Weges auf die Höhe der Maienwand zurückgelegt, als der Regen sich in dichten Schnee verwandelte. Umkehren wollten sie nicht und schritten darum getrosten Muthes vorwärts. Aber der Schnee fiel in immer dichtern Massen, sodaß sie kaum zehn Schritte weit vor sich sehen und nur mit Mühe, oft bis über die Kniee einsinkend, vorwärts gelangen konnten. Als nun aber auch der sichere Heberle erklärte, daß ihm jedes Zeichen des Weges fehle, sank ihnen der Muth. Die Umkehr war jedoch jetzt ebenso schwierig geworden als die Fortsetzung des Marsches, und so schritten sie denn, jeden Augenblick den Sturz in einen Abgrund befürchtend, unter beständigem Hallohrufen weiter. Endlich hörten sie eine Erwiderung ihrer Rufe und trafen, dadurch geleitet, am Todtensee mit vier Engländern und drei Grimselknechten zusammen, welche in das Walliserthal gewollt, aber des Unwetters halber nicht gewagt hatten, ihren Weg fortzusetzen. Unter Leitung der Grimselknechte langte die vereinigte Gesellschaft nach einer ebenso mühseligen als gefahrvollen Wanderung glücklich im Hospiz an. Diese Begebenheit fand ich mit allen Details im Grimselalbum von 1839 als eine große Merkwürdigkeit eingetragen, weil von elf Menschen, die bei so furchtbarem Schneewetter den Weg durch die Schneefelder gesucht und zuletzt,

oft über schneebedeckte Abgründe, in die Grimselschlucht hinabgestiegen, auch nicht einer verunglückt sei.

Der Weg wurde mir durch diese Erzählung noch interessanter. Der Todtensee ist von geringem Umfang. Er soll seinen Namen von den Leichen der hier im Jahre 1799 gefallenen Franzosen und Oestreicher, die man in ihn versenkte, erhalten haben. Auf der Höhe der Grimsel, von der in Schlangenwindungen durch Felsenschluchten Stufen hinab zum Hospiz führen, rasteten wir abermals, aber wahrlich nicht vor Müdigkeit, sondern vor Entzücken über den Blick auf das Siedel- und Finsteraarhorn, die mir so nahe lagen, als könnte ich sie mit den Händen erreichen. Ich stand wie auf einer Insel, von Schnee und Eis umgeben.

Das Hospiz war von Fremden so besetzt, daß wir nur noch ein Stübchen mit zwei Betten erlangen konnten. Dieser Steinklumpen mit acht Fuß dicken Mauern ist in ein hohes Parterre und oberes Stockwerk eingetheilt. Das Innere besteht aus Bretterwänden, die kleine Zellen mit je zwei Betten bilden. Außerdem ist ein Speisesaal vorhanden. Ich traf hier mit einem lieben alten Bekannten, dem Kammerherrn von W., zusammen, der als Cavalier die Prinzessin von Preußen nach Interlaken begleitet hatte, wo jene eine Kur gebrauchen wollte. W. besaß eine der schönsten Tenorstimmen. Bei einer

Gelegenheit sang er in Weimar aus „Tell" das erste Duett Arnold's mit Tell und das Terzett im zweiten Act, und ich muß gestehen, daß ich beide Piècen von keinem der damals berühmtesten Tenoristen besser gehört habe.

Das Abendessen bestand aus vielen Gerichten, worunter sich zwei mir unbekannte befanden: Murmelthier und Bärencotelettes. Das erstere hielt ich für sehr fettes Schweinefleisch, bis mich die bildschöne Grimseltochter aus meinem Irrthum riß, worauf ich die Schüssel mit Widerwillen an mir vorübergehen ließ. Das zweite Gericht mundete mir sehr, desgleichen der Muskateller aus dem Rhonethal, dessen Trefflichkeit ich schon in Brieg erprobt hatte.

Schon um fünf Uhr früh brachen wir nach dem Aargletscher auf, um Agassiz in seinem aus Felsenplatten bestehenden Hotel des Neuchatelois, auf dem die Schweizerfahne prangte, einen Besuch abzustatten.

Hier sollte mir das Gletscherwachsen klar werden. Nicht wie ich mir gedacht, daß durch Schmelzung des Schnees derselbe vorrückt, wie etwa unsere Eiszapfen bei Thauwetter an den Dächern länger werden, nein, die ganze mächtige Eismasse dehnt sich nach dem Thale zu aus. Agassiz hatte Anfang Mai eine abgeschälte, dreißig Fuß hohe Tanne bis an die Krone in die Mitte des Gletschers einsenken und durch zwei Pfähle am rechten

und linken Ufer ihren Standpunkt bezeichnen lassen. Bis zum 20. August war der Gletscher und mit ihm die Tanne mehrere Hundert Fuß vorgerückt.

Schletter fühlte sich in dem Eis- und Felsenleben so behaglich, daß er die Einladung des liebenswürdigen Gelehrten, in seinem Hotel zu übernachten, gern annahm. Ich aber hatte Wildniß genug und trat den Rückweg nach dem Hospiz an, wo ich zur Mittagszeit anlangte.

Mein guter Stern hatte mich zurückgeführt. Zwei Menschen standen vor dem Hause, mit denen ich innigst befreundet war: Justizrath M. mit Gattin aus B. Die Freude des Wiedersehens war groß und um so größer, je unerwarteter das Zusammentreffen war. Ich vermißte meinen kleinen Liebling, das einzige Kind dieser trefflichen Menschen. „Anna", rief die Mutter, „komm schnell heraus und sieh, wer da ist." Ein bildschönes Mädchen kam eilig herbei, und als sie meiner ansichtig wurde, flog sie mit einem Freudenschrei auf mich zu. Als Backfisch hatte ich sie vor wenigen Jahren verlassen, und jetzt stand eine vollendete Jungfrau vor mir, die mich mit ihren schwarzen strahlenden Augen freundlich anlächelte.

Da die Familie im Hasligrund über Nacht geblieben und auf Maulthieren hierher gelangt war, schlug ich nach Tische wenigstens einen Spaziergang nach der Hauseck vor, weil es zu anstrengend sein möchte, heute noch

den Aargletscher, das Ziel ihres Ausflugs, zu ersteigen. „Das ist auch gar nicht meine Absicht, alter Junge!“ sagte Papa M. „Glaubst Du denn, daß ich nach der Schweiz gekommen bin, um mir die Beine abzulaufen? Allens mit Ruhe! Hier will ich mich erst von dem infamen Morgenritt erholen. Während Ihr auf Eure Hauseck lauft, mache ich der hübschen Grimseltochter die Cour.“ — „Dann lasse ich sie mir von Genast machen“, bemerkte die noch immer schöne Frau. „Das ist ein alter Schaden, liebe Emilie“, erwiderte M. phlegmatisch. Unter Gelächter traten wir unsern Weg an. Die Damen hatten sich ganz zu einer Alpenreise eingerichtet; kurzes Kleid, unter dem sehr schön gestickte Unnennbare hervorsahen, italienischer Strohhut, Alpenschuhe und Stock. Anna sprang wie eine Gazelle immer voraus. Kaum hatten wir die Hälfte der Stufenleiter hinter uns, so ächzte die Mutter: „Das Ding wird mir zu angreifend! Laßt uns umkehren!“ — „Nein, Mütterchen“, bat Anna mit flehendem Blick, „ich muß die schöne Aussicht genießen, die Papa Genast so lebendig beschrieben.“ — „Na, so geh Du in Gottes Namen mit ihm hinauf, ich aber kehre um.“ Als das holde Kind so vor mir hersprang, drehte es sich plötzlich nach mir um und fragte mit schalkhaftem Lächeln: „Wem wird denn nun die Cour gemacht?“ — „Nun natürlich Dir, mein süßes Kind.“

Es war ihr wie ihrer Aeltern Wunsch, das frühere Du zu gebrauchen; sie mußte ein Gleiches auch mir gegenüber thun. Das Mädchen war reizend, denn es hatte nichts von seiner kindlichen Unbefangenheit verloren. Nach einer Stunde waren wir auf der Höhe angelangt, aber ehe ich meine Schutzbefohlene noch zu dem Punkte führen konnte, der mich so entzückt hatte, waren auch ihre Kräfte erschöpft; sie mußte ein paar Minuten ruhen. Dann hing sie sich an meinen Arm und wir traten auf den bezeichneten Punkt. Das plappernde Mäulchen verstummte, und sich an mich lehnend, rief sie endlich begeistert aus: „Ach Papa! Gottes Welt ist doch schön!“

Nachdem wir längere Zeit uns ausgeruht hatten und die Sonne sich zu neigen anfing, traten wir den Rückweg an. Sorgsam geleitete ich sie den steilen Pfad zum Hospiz hinab. Den kleinen Springinsfeld hatten die Erschöpfung und die Wunder der Natur in ein elegisches Mädchen verwandelt, das aber seine vorige Munterkeit wiedererhielt, als wir auf dem Hospiz eine Menge neuangekommener Reisender vorfanden. Anna, die bei der Abendtafel an meiner Seite saß, war, wie ich bemerkte, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Sie war aber auch wahrhaft schön zu nennen. Das edel geformte Haupt mit seinen glänzend schwarzen Locken, die gewölbte Stirn mit ihren zartgeschnittenen Brauen, die großen dunklen

Augen, die von langen Wimpern beschattet wurden, das feine Näschen und die blühenden, frischen Wangen — Alles gab ein Bild der Vollendung. Mancher Mann, der an der Tafel saß, mag mich um meinen Platz beneidet haben!

Wir hatten schon am Tage zwei Zellen neben einander in Besitz genommen. M. und ich schliefen in der ersten, Mutter und Tochter in der zweiten. Wir lagen kaum in unsern Betten, so rief es durch das Schlüsselloch unserer Thür: „Gute Nacht, Du himmlisch schönes Mädchen!“ — „Gleichfalls!“ erwiderte ich mit starker Stimme. Ein unterdrücktes Lachen drang durch die Breterwand. „Das war prächtig, Väterchen!“ kicherte Anna, und nun wollte sie ihrem Mäulchen freien Lauf lassen, aber die Mutter gebot ihr Ruhe. Nach einer Weile flüsterte sie: „Väterchen! Schläfst Du?“ — „Nein, mein liebes Kind!“ — „Wie heißt der große Schneeberg uns zur Linken?“ — „Siedelhorn!“ „Aber nun schlaf', mein süßes Kind!“ — „Ach, was war das schön! Gute Nacht, liebes Väterchen!“

Den andern Morgen frühstückten wir noch zusammen und nahmen dann betrübten Herzens Abschied. Wie Diamanten auf dunklem Grund glänzten Thränen in Anna's Augen. Im Jahre 1847 suchte ich meinen Freund M. in B. auf und begrüßte Anna als glückliche Braut des

Gutenachtwünschers auf der Grimsel. Die Bekanntschaft war auf dem Aargletscher entstanden, und die gemeinschaftliche Weiterreise hatte das Uebrige gethan. Der Bräutigam war ebenso liebenswürdig und schön und Anna's ganz würdig. Man konnte nicht leicht ein herrlicheres Paar finden.

Der Weg nach Guttanen und Hasli im Grunde hinab bietet großartige Schönheiten. Imposant war für mich die grauweiße Granitplatte, die sich vom hohen Gebirge bis zur tief unten rauschenden Aar erstreckt. Es sind Rinnen eingehauen, um Menschen und Thiere vor dem Ausgleiten zu sichern. Nach dem Ausspruch der Naturforscher ist diese Platte, auch Höllenplatte genannt, früher die Grundlage oder das Schiff eines Gletschers gewesen.

Von allen großartigen Wasserfällen steht der Handeckfall obenan. Hier stürzt die Aar sich in einen 300 Fuß tiefen Abgrund. Mein Reisegefährte auf dieser Tour war ein Pfarrer B. aus Elbing. Wir gingen auf den Steg unweit der Handeck, der von mächtigen Baumstämmen mit einem Geländer über die Aar dicht an ihrem Sturze gelegt und stets von Wasserstaub befeuchtet ist. So stark ist der Luftdruck des Falles, daß diese Brücke stets zittert. Von hier aus kann man das große Schauspiel, wie der von dem linken Ufer daherbrausende

Aarlenbach sich in den nämlichen Abgrund stürzt und im Falle der Aar begegnet, den Kampf und das Schäumen der Fluten genau übersehen. Um elf Uhr, wo die Sonne in die Schlucht dringt, gingen wir hinab und sahen das wunderbare Farbenspiel von drei, vier Regenbogen, die durch der Sonne Strahlen aus dem Wasserstaube sich über einander wölbten und Wasser und Felsenpartien ein magisches Licht verliehen.

Das reizende Hasli im Grunde mit seinen Dörfchen, Weilern und bunten Wiesen bietet, namentlich wenn man aus der Wildniß kommt, einen überraschend schönen Anblick. An einem mit Reben geschmückten Wirthshaus rasteten wir. Ein alter Mann, der früher Führer gewesen, erzählte uns, daß vor vielen tausend Jahren Gletscher das ganze Thal ausgefüllt und endlich einen See gebildet hätten, der sich durch das Rirecht (eine hohe Felsenwand) Bahn gebrochen und nun Aar genannt würde; wir kamen später an die bezeichnete große Schlucht, die nach der Sage durch eine Erdrevolution entstanden ist und durch welche die Aar dem meiringer Thal zuschäumt.

Der Reichenbachfall machte auf mich keine große Wirkung, nachdem ich die Handeck gesehen. Er erinnerte mich an den Wasserfall in St.-Gervais. Hier trennte sich mein Reisegefährte von mir.

Gegen Abend kam ich nach Brienz und erhielt in dem Hotel, in dem ich abstieg, ein sehr hübsches Zimmer, von wo ich den ganzen See mit seiner malerischen Umgebung bis Interlaken überblicken konnte. Meine Augen wie alle meine Sinne verloren sich in diese Naturschönheit. Die untergehende Sonne verbreitete einen Rosaduft über die Schneeberge und nackten Felsen, während ein durchsichtiger blauer Nebel vom Thale aufsteigend das Rosalicht nach und nach verdrängte, bis endlich der Mond die ganze Landschaft in sein Reich zog und sein volles Gesicht sich auf den kräuselnden Wellen in eine Silberpyramide verwandelte. Alles erschien mir wie ein feenhafter Traum, aus dem ich durch einen fernen dreistimmigen Gesang geweckt wurde. Es waren brienzer Schifferinnen, die Fremde vom Gießbach brachten. Wie ein schwarzer Schwan kam das Boot durch den Silberstrahl dahergezogen, und mit großem Vergnügen lauschte ich dem originellen lieblichen Gesang, von welchem der Ruf durchaus nicht zu viel sagt. Während ich am offenen Fenster saß und ganz in den Anblick vor mir versunken war, hörte ich Jemand in dem Zimmer herumhantiren. Erst als eine angenehme Stimme mich einlud, am Tische Platz zu nehmen, bemerkte ich das bildhübsche Mädchen, das mich bediente. Die Tochter des Grimselwirths war eine italienische, diese hier eine echt deutsche Schönheit.

Langes blondes Haar, in zwei mit blauem Bande durchzogene Zöpfe geflochten, floß vom Scheitel des blühenden Gesichts an beiden Seiten bis an die Kniee herab. Ihr Costüm wie ihre Gestalt erinnerten mich lebendig an die Schröder-Devrient als Emmeline, nur daß dieses Mädchen etwas größer und ihre Züge frischer waren. Von dem liebenswürdigen Kinde erfuhr ich auch, daß man den prachtvollen Farbenwechsel beim Untergehen der Sonne das Thälerglühen nenne, es käme aber nur in ganz heißen Sommern vor.

Den andern Morgen fuhr ich auf einer Nußschale von Dampfboot nach Interlaken. Bisher hatte ich mich mit allen Maschinen dieser Fahrzeuge bekannt gemacht, ich mußte auch hier das Werk sehen. Von einer Kajüte war keine Rede, und zu meinem Schrecken war das Holz zur Feuerung dicht um den Kessel aufgehäuft. Ich fragte den Steuermann, einen guten Schwaben, der sich Kapitän schelten ließ: „Wenn einmal hier Feuer ausbrechen sollte, würde diese Nußschale ans Ufer gelangen können?“ — „Noi, aber es ischt bis dato noch nit vorkomme!“ war die Antwort. Damit mußte ich mich beruhigen.

Einige frohe Tage verlebte ich mit Mendelssohns und Preußers und hatte auch Gelegenheit, in Unterseen einem Ringkampf beizuwohnen. Noch im vorigen Jahrhundert mögen diese Feste von großem Interesse gewesen

sein, wo die Kämpfer gleich Gladiatoren nur mit einer Schwimmhose von Leder oder Segeltuch bekleidet waren, an welcher ihr Gegner sie fassen konnte, wo einem Gelegenheit gegeben war, das ganze Muskelspiel des Körpers zu bewundern. Jetzt sind sie vom Kopf bis zum Fuß bekleidet, und man sieht nichts als zwei kirschrothe Gesichter. Ich fragte einen alten Mann, warum diese Sitte abgekommen wäre. „Ei, die Maidele schäme sich!"

Dieses Ringfest langweilte mich so, daß ich nicht einmal das Steinwerfen abwartete und vorzog, mit Felix Mendelssohn einen Spaziergang zu machen. Wir gingen auf das rechte Ufer der Aar und erstiegen eine hochgelegene Matte, von wo aus man eine herrliche Ansicht Interlakens hatte, das, von der rauschenden Aar durchströmt, friedlich im Thale lag.

Mendelssohn war ein herrlicher Mensch, wahr, offen, treu, redlich im Leben wie in seiner Kunst. Ohne allen Neid erkannte er jedes wirkliche Talent an, wie es dem echten Künstler ziemt. Während er die reizende Landschaft in sein Album zeichnete, kamen wir auf Lobe zu sprechen. „Lobe", sagte er, „ist ein Universalgenie; er hat Talent und Geschick zu Allem, was er auch unternehmen mag." Ich freute mich, von solchem Meister meine eigene Ansicht bestätigt zu hören. Virtuos auf der Flöte, Componist, Theoretiker, Dichter, ja selbst Maler — und in Allem

war Lobe genial. Er kam mir vor wie eine Feuergarbe, die nach allen Richtungen hin ihre Funken sprühen läßt.

Eines Morgens beim Frühstück, das auf einer Wiese, die von einer prachtvollen Nußbaumallee beschattet ist, eingenommen wurde, kam Mendelssohn auf den Gedanken, uns alle in sein Album zu zeichnen. Er stellte uns in eine malerische Gruppe an einen der Bäume. Als sein Werk vollendet war, brach er in ein schallendes Gelächter aus und rief: „Kommt her und schreibt alle Eure Namen bei, damit ich zum Andenken wenigstens Eure Schriftzüge habe"

Eine allerliebste Anekdote erzählte er mir von seinem Diener, der ihn hier erwartet hatte, als Beweis, wie jedes Augenmaß in der Schweiz aufhört. „Wie hast Du Dich amüsirt?" fragt Mendelssohn denselben. „Na, hör'n Se mal, Herr Docter", sagt das berliner Kind, „davon könnte ick nich ville Rühmens machen. Des is ja ein janz curioses Land! Die Jungfrau hatte mich sehr gefallen und ick denke: Des Ding kannst du dich en bisken in die Nähe besehen. Ick gehe also zum Wirth und sage: »Hör'n Se mal, Herr Wirth, erwarten Sie mir heute nich zum Mittagsessen, ick will man en bisken uf die Jungfrau.« — »Wie woll'n Sie denn das machen?« fragt mir der Mann. »Na, janz enfach«, sage ick. »Ick gehe man immer lang.« — »Ja«, sagt er, »von hier aus

is se noch nie bestiegen worden, und wenn Se nuf wollen, brauchen Se anderthalb Tage.« Na, Herr Docter, da hört doch Allens uf! Das Ding sieht ja von Hotel Bellevue aus, als könnte man in en paar Stunden nuf kommen. Ne, Herr Docter, da lob ick mir mein Berlin! Da weeß mer, wie mer dran is."

Schletter, der in Interlaken noch einige Wochen Aarbäder gebrauchen wollte, kam wenige Stunden vor meiner Abreise an. So lange war er in Eis und Felsschluchten herumgekrochen, nach Krystallen suchend, die er in wunderschönen Exemplaren mitbrachte. Ich sagte ihm und der lieben Gesellschaft Lebewohl und bestieg das Dampfboot nach Thun. Daselbst wurde eine große Revue über schweizer Truppen abgehalten, die vortrefflich manövrirten. Selbst die vierzehn- und fünfzehnjährigen Knaben, die in ein Bataillon formirt waren, hielten sich ganz wacker. Der Generalstab mochte aus trefflichen Offizieren bestehen, aber mit ihrem Reiten war es nicht weit her; die Ellenbogen machten die Bewegung des Pferdes mit.

In Bern angekommen, war mein erster Gang auf die Plattform, wo ich abermals einen herrlichen Abend verlebte. In Zürich traf ich wieder mit Arles und meinem langjährigen Freunde Albert Dufour aus Leipzig zusammen. Auf dem Uetli nahm ich Abschied von den Hoch-

gebirgen und Seen dieses Wunderlandes und fuhr mit Arles den andern Abend der Heimat zu, nach der es mich gewaltig zog.

In Basel, wo wir uns nur zwei Stunden aufhielten, trafen wir im Gasthaus unsern gemeinschaftlichen Jugendfreund Bock, mit dem wir als Junggesellen manche fröhliche Stunde verlebt. Er war seit zwanzig Jahren ansässig in Mühlhausen, wo er die Tochter eines reichen Fabrikherrn geheirathet hatte. Von unserm ursprünglichen Plane, gleich weiter zu reisen, abgehend, fuhren wir mit ihm und seinem ältesten Knaben nach Mühlhausen, um seine Häuslichkeit und seine Fabriken kennen zu lernen. Er besaß ein prächtiges Haus, eine höchst liebenswürdige Frau und liebe Kinder. Nachdem wir gefrühstückt, gingen wir in seine Fabriken vor der Stadt, die selbst eine kleine Stadt bildeten. Hier wurden Dampf- und Papiermaschinen gefertigt, dort wieder andere. Am meisten interessirte mich die große Garnspinnerei, wo über hundert weibliche Wesen, meist Kinder von 8—13 Jahren, beschäftigt sind. Für diese hat er in seiner Besitzung eine Schule einrichten lassen, in welcher sie in Religion, Lesen und Schreiben unterrichtet werden. Wer sich darin auszeichnet, erhält von ihm eine Belohnung. Acht Stunden des Tages müssen sie arbeiten, zwei Stunden die Schule besuchen, und für die übrige

freie Zeit hat er einen Spielplatz herrichten lassen. Daran konnte man den trefflichen Menschen erkennen, dem nicht nur sein eigener Vortheil, sondern auch das geistige und leibliche Wohl seiner Untergebenen am Herzen lag.

Noch eine Stunde brachten wir in seiner glücklichen Häuslichkeit zu, dann fuhren wir nach Straßburg, wo wir gegen Abend ankamen und nur so viel Zeit gewannen, die Plattform des Münsters zu besteigen und das grandiose Grabmal des Marschalls Moritz von Sachsen zu besehen.

Ein schlechtes früheres Kanalboot, welches man in ein Dampfboot verwandelt hatte, brachte uns den andern Tag nach Mannheim, von dort ein gutes spät Abends nach Mainz; hier trennte ich mich von meinem lieben Reisegefährten. In Frankfurt verweilte ich zwei Tage, die ich meinen dortigen Bekannten widmete, die mich aber so in Anspruch nahmen, daß ich nicht einmal Zeit gewann, eine Theatervorstellung zu besuchen, und nur einer Probe beiwohnen konnte. In dieser lernte ich einen jungen schönen Mann von ausgezeichnetem Talent kennen. Er war allerdings nur in einer kleinen Liebhaberrolle beschäftigt, gab sie aber mit so feiner Nüancirung und so liebenswürdiger Natürlichkeit, daß ich ganz entzückt war. Der junge Mann hieß Schneider und ist jetzt eine Zierde des karlsruher Hoftheaters. Gleich bei

meiner Heimkehr empfahl ich ihn dringend Herrn von Spiegel und er wurde zu einem Gastspiel nach Weimar eingeladen. Im Frühjahr 1843 trat er in mehreren Rollen, wie Franz im „Götz", Wildenberg in Raupach's „Geschwistern" u. a., mit solch außerordentlichem Beifall auf, daß ihm ein lebenslängliches Engagement mit hohem Gehalt geboten wurde, was er leider nicht annehmen konnte, weil er bereits mit Wien in Unterhandlung stand. Ich selbst muß gestehen, daß ich nie einen bessern Franz auf der Bühne gesehen habe.

Endlich nahte die glückliche Stunde, wo ich Weib und Kinder wieder in meine Arme schließen konnte, und manchen Winterabend lieferte meine Schweizerreise den Stoff zur Unterhaltung.

Elftes Kapitel.

Johann Gottfried Röhr.

Unter die Zierden Weimars gehörte der als Kanzelredner wie als Mann der Wissenschaft und Haupt der rationalistischen Theologie berühmte Generalsuperintendent Dr. Johann Friedrich Röhr. Ich darf mich so vieler Beweise seines Wohlwollens und seiner Freundschaft rühmen, daß es mir vergönnt sein mag, in diesen sonst recht weltlichen Tagebuchsblättern auch ein paar Züge zu dem Bilde des hochverehrten Mannes zu fügen.

Röhr bewahrte stets seine ernste und würdige Haltung, erschien oft selbst streng und hart, war aber doch nur gerecht und in seinem ganzen Wesen human. Seine Predigten füllten die Kirchen, man fühlte sich von der Klarheit und Gediegenheit des Vortrags von Anfang bis zu Ende gefesselt und erhoben, von der Kraft und

Gewalt seiner Beredtsamkeit oft hingerissen. Eine athemlose Stille ging durch die dichtgedrängte Menge, wenn er die Schale seines Zorns über die ultramontanen oder protestantischen Finsterlinge, über das Junker- oder Pfaffenthum ausleerte. Man mag auch ja nicht glauben, daß er in Handhabung der kirchlichen Gewalt, innerhalb vernünftiger Grenzen, lau gewesen sei. Er duldete keine Bälle oder andere öffentliche Vergnügungen der Art, welche bis in die Sonn- oder Feiertage hinein gedauert hätten. Ich selbst gab ihm einmal Veranlassung, energisch einzuschreiten.

Zu einer Zeit, als das Theaterpersonal sehr in Anspruch genommen wurde, setzte der Intendant auch die eine oder andere der vielen Proben auf Sonntag Vormittag an. Röhr überschaute während der Predigt sein Auditorium stets mit scharfem Blicke und war, wie er mir öfter sagte, gewohnt, mich an einer Säule, der Kanzel gegenüber, zu sehen. Als ich ihn eines Montags besuchte, fragte er mich im Gespräche, wo ich denn gestern gesteckt hätte. Ich erwiderte: „In der Probe.“ Darüber gerieth er in nicht geringen Eifer und schrieb am nämlichen Tage noch einen geharnischten Brief an die Theaterintendanz, worin er sich solche Sabbathsentheiligung allen Ernstes verbat. Die Beschwerde hatte auch den gewünschten Erfolg. Ebenso wenig durften zu

damaliger Zeit an Sonntagsabenden Theatervorstellungen gegeben werden.

Uebrigens war Röhr ein Freund des Theaters und versäumte nicht leicht die Aufführung eines classischen Werkes. Sein Lieblingsstück war Lessing's „Nathan". Er sagte mir, daß er es mit immer neuem Genusse lese und darstellen sehe; der Jude sei ein rechtes Ebenbild Gottes und die Fabel von den drei Ringen mit das Herrlichste, was die Dichtkunst hervorgebracht.

Unvergeßlich sind mir die Abende, die ich mit Röhr im kleinen Freundes- oder Familienkreise verbrachte. Da war er von der herzgewinnendsten Milde und Freundlichkeit, und alle hingen an seinem Munde, wenn er aus dem unversiegbaren Schatze seines Wissens anspruchslos Belehrung spendete oder in behaglicher Stimmung eigene Erlebnisse mittheilte.

Von solchen mögen einige hier Platz finden, weil sie die darin auftretenden Personen in schöner Weise charakterisiren.

In Weimar befanden sich zu damaliger Zeit zwei der Stadtgemeinde gehörige Häuser, welche zur Aufnahme hülfsbedürftiger Frauen bestimmt waren. Sie standen am alten Graben neben einander und waren unter dem Namen des armen und reichen Spitals bekannt. Die Großherzogin Maria Paulowna erkundigte sich eines

Tages bei Tafel nach der Einrichtung und Zweckmäßigkeit dieser städtischen Anstalten und hörte von Einigen aus ihrer Umgebung, daß für die armen Frauen auf das vortrefflichste gesorgt sei. Da Röhr die sicherste Auskunft zu geben im Stande war und sich ebenfalls unter der Gesellschaft befand, wendete sich die Fürstin an ihn mit den Worten: „Ich höre mit Vergnügen, daß es den armen alten Frauen in beiden Anstalten so gut geht, daß die Häuser so sauber und wohnlich eingerichtet sind. Ist dem so?“

„Halten zu Gnaden, Kaiserliche Hoheit, die beiden Anstalten sind unter aller Kritik!“ erwiderte Röhr und fuhr, ohne sich durch den befremdeten, finstern Blick der Fürstin beirren zu lassen, ruhig fort: „Ich kann nur bitten, daß Kaiserliche Hoheit sich durch eigene Anschauung überzeugen möchten, ob ich die Wahrheit gesprochen habe.“

Am andern Tage früh um acht Uhr hielt bereits der Wagen der Fürstin vor den von den Fenstern der Superintendentur aus sichtbaren Hospitälern, vier Wochen darauf war der Plan zu einem schönen, geräumigen Neubau entworfen und genehmigt, welchen die Großherzogin auf eigene Kosten ausführen ließ, selbst überwachte und mit einem zweckmäßigen Inventar, sowie mit einem zur Erhaltung desselben ausreichenden Kapitale dotirte. Als im nächsten Jahre die Einweihung der Anstalt statt-

fand, wandte sich die Fürstin an Röhr und sagte: „Erinnern Sie sich noch unseres Gespräch's im Schlosse?" Röhr versicherte ihr, daß es unauslöschlich in seinem Herzen stehe, die Großherzogin aber erwiderte, daß sie ihm für seine Wahrheitsliebe den größten Dank schuldig sei.

Nicht minder erfreute es mich, ein Erlebniß Röhr's mit Karl August aus des erstern Munde zu erfahren.

Röhr pflegte im Sommer seine Predigten im Freien zu memoriren und machte zu diesem Behufe öfter einen Spaziergang nach Belvedere und in den dortigen Park. Dort traf er eines Morgens zu früher Stunde mit Karl August zusammen. Letzterer lud ihn ein, den Kaffee in den damals berühmten Gewächshäusern mit ihm zu trinken, und das Gespräch lenkte sich bald auf Botanik. Da begann der alte Herr ganz eifrig zu werden, führte seinen Gast aus einem Hause in das andere, von einem Gewächse zum andern, nannte jedes derselben nach Genus und Species, erzählte von Heimat, Eigenschaften und Varianten derselben, sodaß Röhr immer mehr erstaunte und endlich äußerte, er könne nur bewundern, in seinem gnädigsten Herrn heute auch einen so bewanderten und gelehrten Botaniker kennen zu lernen; er begreife kaum, wie es Sr. Königlichen Hoheit möglich geworden sei, die für ein so eingehendes Studium erfor-

derliche Zeit sich abzumüßigen. Darauf erwiderte Karl August: „Ich will Ihnen erklären, wie das gekommen ist. Im Jahre 1806 hatte ich allen Glauben an die Menschheit verloren. Treue und Redlichkeit galten ihnen nichts mehr; man war von Verrath und Hinterlist umgeben. Selbst hochgestellte Offiziere brachen den Eid. Da kehrte ich mich mit Abscheu von dieser Brut und wandte mich zu den Blumen, bei mir denkend: Hier wirst du vielleicht Treue und Wahrheit wiederfinden! Und — Röhr, ich habe mich nicht getäuscht!“

Zwölftes Kapitel.

Administration des Theaters. — Gastspiel in Leipzig und Berlin. — Jenny Lind.

Herr von Spiegel war fast bis zum Schluß seiner Verwaltung bemüht, stets das beste Neue und Alte in Oper und Schauspiel dem Publikum vorzuführen. Er hatte aber auch das Verdienst vor manchen andern seiner Collegen, junge talentvolle Dichter zu begünstigen und ihre Erstlingswerke zur Darstellung zu bringen.

Man konnte die Thätigkeit der Mitglieder um so mehr in Anspruch nehmen, da abwechselnd die Woche nur drei oder vier Vorstellungen gegeben wurden. Durchschnittlich kamen jährlich auf 134 Vorstellungen 26 Novitäten in Oper und Schauspiel.

Meine Beschäftigung war eben keine geringe zu nennen, da ich in der angegebenen Zahl gewöhnlich sechzig- bis siebzigmal mitwirkte und jährlich zehn bis

zwölf neue Rollen zu studiren hatte. Die Aufgaben meiner Fächer waren meist voluminöser Natur; Don Juan, Vamphr, Bois Guilbert, Hans Heiling, Lysiart, Tell (Oper und Schauspiel), Macbeth (desgleichen), Wallenstein, Götz, Dunois, die Friedriche in den „Hohenstaufen", Cromwell, Oberförster in den „Jägern", der alte Feldern u. s. w.

Im August 1845 folgte ich der Einladung zu einem Gastspiel nach Berlin. Den vorangehenden Monat verlebte ich abermals mit meiner Familie in dem freundlichen Kösen. Der öftere Besuch von einigen unserer Freunde aus Leipzig bewog mich endlich, deren Wunsch nachzugeben und die letzte Zeit vor meinem Gastspiel in Berlin dort zuzubringen. Einmal da, forderte mich Dr. Schmidt, der damalige Director, auf, einige Gastrollen zu geben, und da mir noch acht Tage Zeit blieben, kam ich dieser Aufforderung sehr gern nach. Die „Jäger" von Iffland und das gern gesehene „Räuschchen" wurden dazu bestimmt. In letzterem war Marr als Rath Brand ganz vortrefflich, wie er denn überhaupt noch jetzt in derlei Charakteren jedem Schauspieler als Vorbild dienen kann. Das Publikum nahm mich mit altgewohnter Liebe und Wohlwollen auf. Das alte „Räuschchen" stand noch in so gutem Andenken und machte wieder so viel Glück, daß es wiederholt werden mußte.

Mit großer Befangenheit fuhr ich durch die Sandwüsten mit ihren magern Tannenwäldern gen Berlin, und in mir tönten die Worte Hamlet's: „Sein oder nicht sein." Mein Auftreten verzögerte sich einige Zeit, was mir sehr willkommen war, denn es ist von großem Vortheil für einen Schauspieler, das Ensemble, in welchem er mitwirken soll, erst kennen zu lernen. Ich habe es immer bei meinen Gastspielen so einzurichten gesucht, vor meinem Auftreten einigen Aufführungen beizuwohnen, um die Art und Spielweise und vor allem das Tempo meiner fremden Collegen im Drama wie im Lustspiel zu beobachten und mich ihnen dann, soweit es sich thun ließ, anzuschließen. Seit dem Jahre 1828 hatte ich in Berlin am Hoftheater keiner Schauspielvorstellung beigewohnt und fand daher manche Veränderung. Besonders bemerkte ich bei einigen Künstlern in der Tragödie ein Pathos, das weit über das Goethe'sche hinausging und geradezu in Bombast ausartete. Dazu konnte ich mich nicht entschließen. Ich trat als Wilhelm Tell auf. Die Probe wurde sehr unvollkommen abgehalten. Meine Mitspieler markirten größtentheils nur, während ich meine Rolle wie am Abend ausführte. Das Markiren ist eine große Unsitte und namentlich einem Gaste gegenüber, der bei der Darstellung dadurch in Verlegenheit gesetzt werden kann. Allerdings ist es einem bedeutenden,

vielbeschäftigten Mitgliede an einer Bühne, auf welcher täglich gespielt wird, nicht zu verdenken, wenn es zu solchen Mitteln greift, um seine Kräfte zu schonen. Wenn aber Leute von geringem Talente und in untergeordneter Stellung, die sich kaum auf der Bühne zu bewegen wissen, sich Gleiches herausnehmen wollen, so sollte das durchaus nicht geduldet werden.

Der „Tell" wurde im Opernhaus gegeben und war von Küstner in Costümen und Decorationen prachtvoll ausgestattet. Die Skizzen zu letztern hatte Karl Gropius an Ort und Stelle aufgenommen und meisterhaft ausgeführt. Namentlich war der Sonnenaufgang von überraschender Wahrheit.

Der Abend meines Auftretens war herangekommen, und mit Befangenheit ging ich in das Theater. Keine Hand regte sich nach meinen ersten Scenen in dem gefüllten Haus, und sehr verstimmt saß ich in einem Winkel der Bühne. Da trat der alte Weiß, einer der trefflichsten Künstler, noch aus der Schröder'schen Schule, den die berliner Bühne besaß, zu mir und sagte: „Lieber Genast, lassen Sie sich nicht irren und nehmen Sie einstweilen die aufmerksame Stille des Publikums für Beifall. Glauben Sie, ich kenne meine Berliner. Sie sind in der Neuzeit an mancherlei Faxen gewöhnt worden, aber endlich dringt doch das Gute bei ihnen durch. Spielen

Sie Ihren Tell, wie Sie ihn in der Probe gespielt, und reicher Beifall wird Ihrer einfachen, natürlichen Darstellung noch zu Theil werden.“ Diese freundliche Zusprache ermuthigte mich wieder, und zu meiner Freude hatte der treffliche Mann Recht, denn es kam so, wie er vorausgesagt. Bei der Schlußscene des dritten Actes löste sich die Eisrinde, die bisher auf dem Publikum gelagert, und ich hatte gewonnenes Spiel.

Meine zweite Rolle war der Oberförster in den „Jägern“, worin mich das Publikum sehr freundlich aufnahm. Selbst die Kritik erwies sich mir durchgehends sehr geneigt und stellte sogar Vergleiche zwischen Eßlair und mir an, welche mich ebenso sehr freuten, als ehrten. Und das geschah, ohne daß ich versucht hätte, die bedeutenden Aesthetiker an den großen Zeitungen durch Devotion und Schmeicheleien und das kleine Schreibervolk auf andere Weise mir geneigt zu machen. Ich wußte nur zu gut, daß schon damals gar viele meiner Collegen in und außer Berlin solche Mittel nicht verschmähten, um ihren Ruf und Ruhm zu steigern. Jetzt ist es freilich noch schlimmer. Jetzt posaunt so mancher Komödiant, ohne zu erröthen, sein Lob selbst in die Welt hinaus. Mit Ekel wendet sich der rechtliche Schauspieler davon ab und kann nur beklagen, daß bei solchem Treiben die Kunst immer tiefer sinken muß.

Die Vorstellung der „Jäger" wurde wiederholt. Dabei nahm ich wahr, daß die Berliner schon damals recht gut verstanden, Worte, welche auf der Bühne gesprochen werden, augenblicklich auf Tagesereignisse anzuwenden und durch demonstrativen Beifall eine politische Stimmung kundzugeben. Bei den Worten: „Die meisten Weiber, die in den Kirchen viel heulen, sind boshaft außer der Kirche", brach ein ungeheurer Beifall aus.

Meine weitern Rollen waren Wallenstein und König Philipp in „Don Carlos". Auch diese nahm das Publikum freundlich auf, obgleich die erstere meiner Ueberzeugung nach eine schwache Leistung war, weil die ungünstige Bühneneinrichtung Raupach's sehr störend auf mich wirkte.

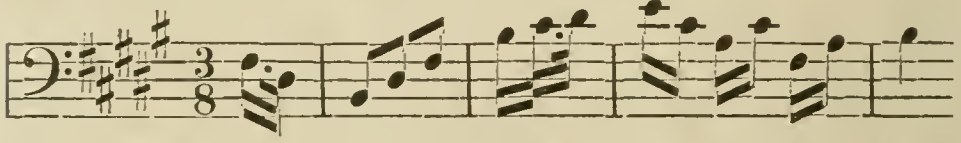
Ich hatte Gelegenheit, manchen trefflichen Vorstellungen im Lustspiel beizuwohnen, worin besonders Döring, Weiß, Gern, Stawinsky, die Damen Charlotte Hagen, Birch-Pfeiffer, Valentini glänzten. Die Darstellungen von „Doctor Wespe", „Die Schleichhändler", „Die kluge Königin" sind mir unvergeßlich, vor allen die letzte, worin Rott als Heinrich VIII. und die Crelinger Charakterbilder aufstellten, die unübertrefflich waren.

Ich fand die Einrichtungen, die Geheimrath von Küstner in administrativer und künstlerischer Hinsicht getroffen, ganz vortrefflich und konnte mich von ihrer

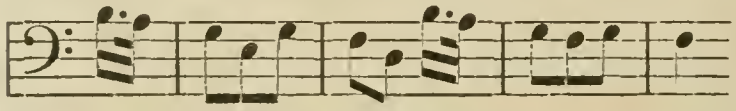
Wirkung selbst überzeugen. Er war berufen worden, ein Sparsystem einzuführen, ohne der Kunst hierbei zu nahe zu treten. In Leipzig, wo er aus eigenem Beutel wirthschaftete, war zunächst sein Sinn auf die Kunst und nicht auf die Kasse gerichtet, und dennoch wußte er hier Beides zu vereinigen, ohne daß eins darunter litt.

Noch am Schlusse des Jahres 1845 wurde ich von unserer Intendanz nach Berlin gesendet, um Jenny Lind für ein Gastspiel in Weimar zu gewinnen. Mehrere schriftliche Anerbietungen hatten keinen Erfolg gehabt. Mir glückten die mündlichen Unterhandlungen durch die Unterstützung, welche mir meine verehrte Freundin Charlotte Birch-Pfeiffer zu Theil werden ließ. Bei dieser Gelegenheit wohnte ich der neuen Oper „Das Feldlager in Schlesien" bei und konnte nur bedauern, daß so viel Geld, Zeit und Mühe an diese musikalische Curiosität gewendet worden war. Die ganze Fabel basirt eigentlich auf dem Flötenspiel des alten Fritz, der hinter der Scene seiner Phantasie freien Spielraum läßt und sich in den halsbrechendsten Passagen ergeht, die von einer Bauerdirne auf der Scene nachgeahmt werden und welche Jenny Lind mit nie dagewesener Virtuosität ausführte. Den Schluß der Oper bildete ein großes Tableau, worin Friedrich der Große in einer Glorie erscheint. Döring gab auch in der Gesichtsmaske ein treues Conter-

sei des Unsterblichen. Wo blieben bei dieser Oper die elektrischen Blitze, über die der berühmte Meyerbeer früher gebot? Ich sah diese Curiosität vor einigen Jahren unter dem Titel „Der Nordstern" in Wiesbaden wieder, wobei sich der alte Fritz in Peter den Großen verwandelt hatte. Ob dieser auch Flöte blies und in einer Glorie erschien, kann ich nicht sagen, da ich schon nach dem ersten Acte das Haus verließ, in die Anlagen ging und einige reizende Melodien aus „Robert dem Teufel" vor mich hinsummte. Daß letztere Oper wirklich ins Volk gedrungen, bewies mir ein Badegast, der einige Zellen von mir zu gleicher Stunde im schwarzen Bären badete und unaufhörlich die Phrase des Bertram:



sang. Nichts ist einem Musiker peinlicher als solche beständige Wiederholung, die nie zum Schlusse gelangt. Darum fuhr ich fort:



u. s. w.

Ein: „Ich danke Ihnen vielmals! Ich konnte mich wahrlich nicht auf den Fortgang besinnen!" war die Antwort und ein herzliches Gelächter bildete den Schluß unserer musikalischen Conversation.

Am 24. Jan. 1846 sollte unser langersehnter Gast,

Jenny Lind, als Norma auftreten. Mein Chef beauftragte mich, ihr bis Halle entgegen zu fahren und von da aus das Amt ihres Reisemarschalls zu übernehmen. Vorher sollte ich mich aber nach Leipzig begeben, um mir eine dort gastirende Tänzergesellschaft anzusehen und sie nach Befinden gleichfalls nach Weimar einzuladen. Ihre Mittelmäßigkeit ersparte mir den Antrag. Da ich die Lind erst am 17. zu erwarten hatte, blieb ich in Leipzig und wohnte einem der berühmten Tunnelbälle in Gesellschaft Herloßsohn's und vieler alten Freunde bis zu früher Morgenstunde bei. Kaum war ich wieder in meinem Gasthofe und eben erst eingeschlafen, als ich durch die Nachricht geweckt wurde, es sei eine Stafette an mich da. Mein Chef schrieb mir in Telegraphenstil: „Sofort mit der Eisenbahn nach Berlin fahren. Lind Dienstag bei Hof singen müssen. Küstner will keinen längern Urlaub geben. Alles aufbieten, unsern Zweck zu erreichen. Beiliegenden Brief persönlich an Graf Redern übergeben. Abends 8 Uhr. Spiegel." Ja, er hatte gut reden von persönlich an Graf Redern übergeben. Auf den Ball hatte man mich trotz meines Reiseanzugs freundlich zugelassen, aber Staatsvisiten konnte ich ohne Frack u. s. w. nicht machen. Ich entwarf daher augenblicklich eine Depesche in gleichem Lapidarstil an meinen Freund Isensee, der von ziemlich gleicher Gestalt

mit mir war. „Um elf Uhr nach Berlin fahren müssen — schwarzer Frack, weiße Halsbinde, Weste und Glacéhandschuhe dazu nöthig — Unnennbare selbst besitzen — alles Uebrige sofort schicken — halb elf Uhr selbst auf Bahnhof sein.“ Das Verlangte kam umgehend, und zur genannten Stunde stellte sich auch Isensee pünktlich auf dem Bahnhofe ein, um sich zu erkundigen, ob ich seit letzter Nacht verrückt geworden sei.

In Berlin kostete es allerdings manchen Weg, manche dringende Bitte, und manche einflußreiche Fürsprache war nöthig, ehe der Intendant einwilligte, seine Sängerin früher zu beurlauben und das bereits festgestellte Repertoire zu ändern. Allein es gelang dennoch. Am 21. Morgens sieben Uhr hielt ich in meinem Wagen vor der Wohnung der „schwedischen Nachtigall“ und brauchte keine Minute lang zu warten; die strengste Pünktlichkeit gehörte unter die vielen seltenen und trefflichen Eigenschaften, welche Jenny Lind schmücken. Daneben lernte ich auch auf dieser Reise zu meiner wahren Freude und Bewunderuug die einfache Natürlichkeit und den reinen, edlen Sinn der hochgefeierten Sängerin kennen. Als Reiselectüre hatte sie Goethe's „Geschwister“ bei sich und erbat sich von mir die Erklärung einiger Stellen. Das gab mir Gelegenheit, ihr Mancherlei von dem mitzutheilen, was ich von Goethe wußte. Sie nahm daran

das lebhafteste Interesse und erzählte mir darauf mit prunkloser Bescheidenheit von ihrem eigenen Leben und Bildungsgange. Nachdem sie in ihrem Vaterlande Musik studirt, in Stockholm schon Concerte gegeben und Unterricht ertheilt hatte, war sie mit den auf diese Weise gesammelten, nicht bedeutenden Geldmitteln unter dem Schutze einer schwedischen Familie nach Paris gegangen, um Garcia's Unterricht beizuwohnen, nicht als dessen Schülerin einzutreten. So hatte sie denn in größter Zurückgezogenheit sechs Monate lang in Paris gelebt, aber mit einem Fleiß, einer Energie und Ausdauer Garcia's Schule studirt, welche wohl ebenso selten und bewunderswürdig waren als ihre künstlerische Begabung. Zu diesem Urtheile kam ich und mußte jeder Sachverständige kommen, der Garcia's Methode und die Zeit, welche andere begabte und fleißige Schülerinnen zu ihrer Ausbildung bedurften, kannte und dann Jenny Lind hörte.

Jenny trat als Norma auf. Trotzdem, daß man die Preise der Plätze verdreifacht hatte, waren doch alle Räume des Theaters überfüllt, der Beifall des Publikums enorm. Ihre Charakterzeichnung war sehr verschieden von der der Schröder-Devrient, nicht so grandios-leidenschaftlich, doch einheitlich und wohl durchdacht; in Mimik und Plastik blieb sie hinter ihrer großen Vorgängerin zurück, aber als Sängerin erreichte

sie unter allen, welche ich bis dahin gehört, das höchste Ziel. Ihre Technik war vollendet zu nennen, da sie jeden Ton ihrer umfangreichen Stimme mit Sicherheit beherrschte und gleich der Unger-Sabatier den Coloraturen Wärme einzuhauchen wußte. In der Neuzeit kann man darin nur die Artôt ihr zur Seite stellen.

Ihre zweite Rolle war die Amine in der „Nachtwandlerin", worin sie ein so naturtreues, psychologisches Charakterbild gab, daß sie als Darstellerin wie als Sängerin den höchsten Gipfel der Kunst erreichte.

Obgleich sie fast alle Einladungen ausschlug, hatte sie doch die Freundlichkeit, einen Abend in meiner Familie zu verleben. Auf ihren Wunsch waren außer dieser nur der Dichter Andersen und Director Röder aus Nürnberg, der gekommen war, sie für ein Gastspiel dorthin zu gewinnen, gegenwärtig.

Die Damen saßen mit Stickereien beschäftigt um den Tisch, Andersen in ihrer Mitte, sein reizendes Märchen „Der Tannenbaum" mit liebenswürdiger Naivetät vorlesend. Nachdem der Tannenbaum seine Chamäleonsrolle ausgespielt, verließ Jenny ihren Platz, setzte sich ans Klavier und sagte: „Nun will ich Euch ein paar schwedische Lieder vorsingen." Diesen folgten noch einige deutsche. Wir alle waren bezaubert nicht nur durch ihren unübertrefflichen Gesang, sondern auch durch ihre

ungekünstelte Liebenswürdigkeit, und unvergeßlich wird gewiß jedem Theilnehmer dieser genußreiche Abend sein.

Daß sie, wo es sich nöthig machte, die große sich ihres Werths bewußte Künstlerin zur Geltung zu bringen wußte, davon sollte ich bei dem Hofconcert, das ihrem Gastspiel voranging, Zeuge sein. Nachdem die höchsten Herrschaften sie begrüßt, kamen auch einige Damen ersten Rangs und sprachen gegen mich den Wunsch aus, ihr vorgestellt zu werden. Sie nahm das excentrische Lob derselben mit freundlicher Bescheidenheit entgegen. Da drängte sich ein guter, dem weimarischen Hof nicht angehörender Cavalier in unsern Kreis, und ohne sich der Künstlerin vorstellen zu lassen, wendete er sich mit den Worten an sie: „Nun, das war ja ganz allerliebst! Recht hübsch! Wirklich recht hübsch!“ Die beiden Gräfinnen sowie ich kamen in einige Verlegenheit, die Lind aber nicht. Sie sah mit besonderer Hoheit den naiven Sprecher über die Achsel an, und ohne etwas zu erwidern, wandte sie sich wieder zu den Damen.

Die dritte Rolle der Lind sollte die Vestalin sein, aber Unwohlsein hinderte sie an der Ausführung dieser anstrengenden Partie. Das Publikum mußte sich mit einem Concert begnügen, aber man war ja glücklich, wenn man auch nur ihren Gesang bewundern konnte.

Dreizehntes Kapitel.

Nürnberg. — München. — Wien.

Von diesen drei in der Kunstgeschichte hochberühmten Städten hatte ich bisher noch keine besucht, weshalb ich meinen nächstjährigen Urlaub (1846) benutzte, um sie kennen zu lernen. Nebenbei gab ich in Nürnberg einige Gastrollen, wozu mich mein langjähriger Freund Director Röder eingeladen. Die Sommereinnahmen sind dort, wenn nicht ein hochgefeierter Name das Publikum ins Theater lockt, sehr kärglich. Indessen da ich auf die Hälfte der Einnahme spielte, gewann ich doch so viel, um meine Reisekosten bis Wien zu decken. Es war mir ja auch weniger um Geldgewinn zu thun, vor allem wollte ich die Meisterwerke mit eigenen Augen schauen, welche die großen Künstler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, Albrecht Dürer, Peter Vischer, Adam Kraft, Veit Stoß, geschaffen hatten. Diese wie die ganze

Stadt interessirten mich weit mehr als der Beifall des Publikums und der Geldgewinn. Hier war also der Ort, wo Hans Rosenblüt (1450), genannt der Schnepperer*), seine bejubelten Fastnachtsschwänke mit ihren Zoten und Unfläthereien dem Publikum zur Anschauung brachte, welches sich daran ebenso ergötzt haben mag, wie das unserige, wenn Nestroy in den „Sieben Mädchen in Uniform" als Batallie von Manasse's Brautnacht mit Judith die Katastrophe mit den drei Lichtern dem Publikum vorlas. Rosenblüt war der Gott des Tages, bis Hans Sachs, von dem Gervinus sagt, er sei ein Reformator in der Poesie so gut wie Luther in der Religion und Hutten in der Politik gewesen, mit seinem ersten Drama „Das Hofgesinde Veneris" auftrat und dem Unwesen steuerte. Da stand ich nun vor Sachs' Haus, in dessen Räumen jetzt leibliche Nahrung gereicht wird, denn es ist ein Wirthshaus geworden. Da stand ich vor dem Eingange, über den die Nach- oder auch Mitwelt ein treues Conterfei des unsterblichen Dichters nebst einer Inschrift hat hinstellen lassen. Ich blickte zu dem Bilde des Reformators deutscher Poesie empor. Die hohe gefurchte Stirn, die sinnenden, prüfenden Augen, die gebogene Nase, der feingeschnittene Mund, das ehrwürdige

*) Spaßmacher, Zotenreißer.

Haar mit dem gekräuselten langen Bart zogen mich mächtig an, ehe ich dazu kommen konnte, die Inschrift zu lesen, die so lautet:

Also war ich, Hans Sachs, gestalt,
Gleich einundachtzig Jahre alt,
Zehn Wochen, dazu fünf Tag,
Da ich von hinn' schmerzlich mit Klag
Durch die allmächtig Gotteswahl
Ward gefordert aus dem Jammerthal
1578.

Ein gleiches Bild mit Inschrift, auf Blech gemalt, befindet sich in Weimar auf der großherzoglichen Bibliothek, das sich in Sachs' Haus befunden und von Karl August und Goethe bei ihrer Anwesenheit in Nürnberg angekauft wurde. Ob jenes oder dieses das Original ist, möchte wohl schwer zu entscheiden sein.

Alles Schöne, was ich sah, suchte ich in mein Gedächtniß einzuprägen: das Grabmal des heiligen Sebaldus von Peter Vischer, dessen Gänsemännchen, den beweglichen Todtenkopf, Adam Kraft's Grablegung Christi und das wunderbare Sacramentshäuschen, Veit Stoß' Crucifixe außerhalb der Sebalduskirche, die Glasmalereien in der Lorenzkirche, wo mich besonders das Volkamer'sche Fenster durch seine Farbenpracht entzückte, Dürer's Haus mit seinen vorspringenden Stockwerken, seinen breiten Fenstern und dem mächtigen Erker, in welchem er seine

Meisterwerke geschaffen. Armer Dürer! König der deutschen Maler! Wie sind damals Deine Schöpfungen belohnt worden! Der höchste Preis, den Du erringen konntest, war für ein großes Bild 300 fl. Man sollte meinen, manchem Modemaler unserer Zeit, der sich seine gefärbte Leinwand dreifach mit Dukaten belegen läßt, müßte bei der Erinnerung daran die Röthe in die Wangen steigen.

Der Sitzungs- und Kaisersaal im Rathhaus, die vielen kunstvollen Brunnen, die Kirchen, Brücken, Giebel, Lauben, Erker, Alles zog mich so mächtig an, daß ich die Kunsthöhe jener Jahrhunderte anstaunte. Als ich den Johanniskirchhof betrat, um Dürer's Grabmal zu sehen, glaubte ich mich in die Zeit der Pharaonen versetzt. Numerirte Granitwürfel von sieben Fuß Länge, zwei Fuß Höhe und Breite bedeckten die Gräber der Vorzeit, in deren Mitte sich Dürer's Denkmal erhebt. Auf einem der Würfel befindet sich Peter Vischer's oben erwähnter Todtenkopf. Die Idee König Ludwig's, die Einwohner Nürnbergs zu veranlassen, ihre Neubauten im alten Stil aufzuführen, finde ich ganz vortrefflich, denn die Häuser des jetzigen Jahrhunderts sind den alten würdigen Bauwerken gegenüber abscheulich, sie hätten das würdige Gewand des alten Nürnberg in eine Harlekinsjacke verwandelt.

Die Zeit meiner Abreise war gekommen, und Freund Röder brachte mich zur Post, da die Eisenbahn bis Augsburg noch nicht eröffnet war. Zu meiner großen Freude wurde Wilibald Alexis (Häring), den ich als Dichter längst kannte und nun auch als liebenswürdigen Menschen kennen lernte, mein Reisegefährte bis München. Mit uns fuhr noch ein junger Architekt, den die Prinzessin Albrecht von Preußen nach München sandte, um in der königlichen Glasmalerei Fenster für eine neue Kirche zu bestellen. Durch ihn fand ich später Eintritt in jene Anstalt, die sonst Jedem verschlossen bleibt. Unser Gespräch drehte sich hauptsächlich um alte und neue Kunst und wurde nur durch wenige Stunden Schlaf unterbrochen.

In München trennte ich mich von Häring, da unsere Interessen auseinandergingen. Ich und mein Architekt kehrten im Hotel Maulik ein und mußten uns glücklich preisen, ein Zimmer im vierten Stock gemeinschaftlich beziehen zu können, wofür wir täglich zwei Gulden bezahlten. Ich war nur gewillt gewesen, einige Tage in München zu verweilen, um es flüchtig zu betrachten und dabei meinen alten Freund, den Kammersänger Beyer, zu besuchen, doch es hielt mich durch seine neue Kunst ebenso fest als Nürnberg durch seine alte. Beyer wurde mein treuer Cicerone und führte mich zu allen Perlen und

Demanten, die der kunſtſinnige König Ludwig in ſein altes, theilweiſe zopfiges München hat faſſen laſſen und wodurch er ſeinen Namen in der Kunſtgeſchichte unſterblich gemacht hat. Obgleich die Baſilika noch ohne Fußbekleidung war, denn man hatte den Marmorboden noch nicht gelegt, entzückte dieſes Prachtwerk mich doch; nicht minder die im ſchönſten gothiſchen Stil erbaute Maria-Hilfkirche in der Vorſtadt Au. Von dem Rieſenwerk der Bavaria ſah ich nur das vollendete Modell und den bereits gegoſſenen Kopf. Alles, was ich ſah, übertraf weit meine Erwartungen. Dem König Ludwig muß das deutſche Volk dankbar ſein, vor allen aber die Bürger ſeiner Reſidenzſtadt, denn er hat München zu einer Weltſtadt gemacht. Und doch gab es damals noch verbohrte Köpfe, die ſeinen edlen Kunſtſinn eitle Prunkſucht und Verſchwendung nannten. Ein königlicher Beamter, der mir bei Tiſche gegenüberſaß und deſſen Bekanntſchaft ich bei meiner Ankunft gemacht, fragte mich: „Na, haben's ſich den Firlefanz, der dem Lande ſo viel Geld koſtet, nu gnug angeſchaut?“ Ich erwiderte ihm darauf, daß ich mich gerade wegen dieſes Firlefanzes ſo viele Tage in München aufhielte; das Bier, ſo trefflich es auch ſei, hätte mich nicht halten können, und ſo wie mir erginge es jährlich Tauſenden. Darum möchten immerhin Manche dem Könige wegen der Unſummen abhold ſein, die er

auf die Kunst verwende, sie würden bald durch den Erfolg bekehrt werden und ihre spätesten Nachkommen noch den König Ludwig segnen.

Auch das Schloß nahm ich in Augenschein, wo mir besonders der prachtvolle Thron- und Ahnensaal mit den mächtigen vergoldeten Bronzestatuen bairischer Fürsten gefiel, unter denen sich auch der jähzornige Otto befindet. Ihm machte ich eine tiefe Reverenz, denn ich hatte oft die Ehre gehabt, ihn auf der Bühne nicht ohne Glück zu repräsentiren. Wilibald Alexis traf ich zu meiner Freude unter den Besuchern. Der Castellan führte mit den Worten: „Nun kommen wir in das Zimmer der schönen Damen", weiter. Auch hier documentirte sich Ludwig's Schönheitssinn. Durch Stieler's Meisterhand, dem wir das beste und treueste Bild Goethe's verdanken, hat er die Portraits der ersten Schönheiten Münchens ohne Unterschied des Ranges malen lassen und dieses Zimmer damit geschmückt. Hier sieht man das Diadem, den Federhut neben dem silbernen oder goldenen Ringelhäubchen; aller Standesunterschied hört auf und nur die Schönheit ist Herrscherin. Hier würde Paris von neuem in nicht geringe Verlegenheit gerathen sein, wem er den Preis zutheilen solle. Mich fesselte am meisten das Bildniß eines Mädchens in hellblauem Atlasgewande. Der Spitzenschleier, der vom Kopfe herab über die schimmern-

den Schultern fällt und unter der halbentblößten Brust sich verschlingt, die Rose im dunklen glänzenden Haar, das sehnsüchtig schwärmerische Auge — ich glaubte das Urbild der Emilia Galotti vor mir zu sehen und war bezaubert davon.

In Schwanthaler's Atelier überraschte mich ein neues Gebilde seiner großen Meisterschaft: eine Venus von carrarischem Marmor, die für den König von Würtemberg bestimmt war. Schwanthaler erschien mir in dieser neuen Schöpfung als ein zweiter Pygmalion, der seiner Galathea Leben eingehaucht hat. Blutströme schienen diesen wunderbaren Körper zu durchwogen und ein rosiger Schein von ihnen durch den weißen Marmor zu dringen. Die Göttin der Liebe in keuscher Jungfräulichkeit und anmuthiger Schamhaftigkeit stand vor meinen entzückten Blicken. In der Mitte des Rückgrats, nach der linken Schulter zu, befand sich im Marmor ein kleiner hellbrauner Fleck; mein Begleiter bedauerte diesen Fehler des sonst so schönen Marmors, ich aber freute mich darüber, denn er hatte die Form eines Muttermals und verlieh dem rosigen Körper noch mehr Reiz und Leben. Noch viele frühere Werke dieses großen deutschen Meisters fand ich in seinem Atelier im Modell vor und sah, daß das neunzehnte Jahrhundert das fünfzehnte nicht nur erreicht, sondern in Vielem übertroffen hatte. Mit

gehobener Brust, mich glücklich fühlend, ein Deutscher zu sein, verließ ich des Meisters Werkstatt.

Auch im Theater wurden mir mehrere genußreiche Abende zu Theil; besonders in der Oper fand ich ein ganz vortreffliches Zusammenwirken. Orchester und Sänger, an deren Spitze Franz Lachner stand, wurden unter seiner Meisterleitung ein harmonisches herzerhebendes Ganzes. Die Zeiten Weber's, Guhr's und Ludwig's I. von Hessen schienen mir zurückgekehrt. Ich wohnte der Vorstellung der „Hugenotten" und der der „Entführung aus dem Serail" bei, und beide waren höchst gelungen zu nennen. Das Ensemble der Solisten bestand aus den Damen Rettig, Hetzenecker, Diez, von denen die erstere sich als eine ganz vortreffliche Coloratursängerin erwies. Wie Perlen entströmten die schwierigsten Intervalle ihrem Munde, aber trotz des reinen, klangvollen Tons und der erstaunlichen Fertigkeit erwärmte sie mich nicht, weil ich die Seele im Tone vermißte. Fräulein Hetzenecker als Valentine bildete durch ihren dramatischen Vortrag, ihr Feuer und ihre Innigkeit zu jener einen vollkommenen Gegensatz, besaß jedoch nicht deren reinen, umfangreichen Stimmfonds. In Frau Diez lernte ich eine reizende Soubrette kennen. Härtinger war als Raoul in Gesang und Spiel vortrefflich, nicht minder der wackere Künstler Pelegrini als Marcel und Osmin. Als zwei tüchtige

Opernkräfte bewährten sich noch die Herren Diez und Lenz. Im Schauspiel sah ich die „Jäger" und den „Kaufmann von Venedig", worin der treffliche Gruner als Oberförster und Shylock gastirte. Leider kam ich zu spät nach München, um ihn als Franz Moor und Mephistopheles zu sehen, die, wie man mir allgemein sagte, ausgezeichnete Leistungen von ihm wären.

Auch das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft wurde mir zu Theil. Wir verlebten einen heitern Mittag bei Herrn von Elsholtz zusammen, dem ein fröhlicher Abend auf Pschorr's Sommerkeller, in welchen mich Freund Bayer bereits eingeführt hatte, folgte. Ich fühlte mich sehr behaglich in dieser Lokalität, zumal da wir viele unserer Collegen dort trafen. Gutes Bier hebt den Unterschied der Stände in München auf. Hier sieht man vornehme Damen mit Federhüten neben dem einfachen Ringelhäubchen, den hohen Staatsbeamten und Offizier neben dem Handwerker und Soldaten; jeder hat sein Maß Bier vor sich stehen. Unbesorgt können Frauen und Mädchen solche Orte besuchen, da trotz der gemischten Gesellschaft kein rohes, unsittliches Wort fällt.

Die Darstellung der „Jäger" konnte man im Ensemble nur mittelmäßig nennen, hingegen die des „Kaufmann von Venedig" ganz ausgezeichnet; vor allen strahlte Constanze Dahn hervor, die die Partie der Portia so mei-

sterhaft gab, wie ich sie nie gesehen. Alles vereinte sie: liebenswürdigen Humor, Schalkheit, Grazie, schöne Persönlichkeit, kurz, alle Erfordernisse zu diesem interessanten weiblichen Charakter besaß sie und wußte sie zur Geltung zu bringen. In der Gerichtsscene entwickelte sie in den Gefühlsmomenten eine Kraft der Rede, die mich zur Bewunderung hinriß, und noch jetzt bin ich dieser herrlichen Künstlerin dankbar für den genußreichen Abend.

Ich war kunstmüde geworden und sehnte mich nach der Natur, darum machte ich mit Beyer und ein paar Freunden einen Abstecher nach dem Starnberger See. Possenhofen am westlichen und Schloß Berg am östlichen Ufer mit ihren schönen Anlagen wurden in Augenschein genommen und in der Villa Leoni, einer wohleingerichteten Wirthschaft, übernachtet. Der Tag war so heiß, daß die Sonne die Luft zittern machte, selbst als sie schon ihr Strahlenhaupt im dunkelgrünen See badete. Deshalb konnten wir erst gegen Abend auf einem leichten Nachen mit kräftigen Ruderern nach Possenhofen übersetzen. Schon lugte der aufgehende Mond über das prachtvolle Gebirge herüber und beleuchtete Wasser und Erde in wunderbarer Schönheit; er wurde unser Fackelträger bei der Rückfahrt. Auf einer der in den See hineingebauten Halbbrücken nahmen wir ein gutbereitetes Abendbrod ein, wobei uns Luna ein Wasserfeuerwerk zum Besten gab

und die kräuselnden Wellen eine sanfte Melodie dazu spielten, bis wir sie mit dem kräftigen Lied Mendelssohn's „Wer hat dich, du schöner Wald" ablösten. Die Worte paßten zwar nicht auf den See, aber das Lied machte sich doch gut.

Ich war von dieser herrlichen Natur so erfrischt, daß ich nach meiner Rückkehr nach München meine Kunstwanderungen von vorn hätte beginnen können, allein die Zeit meines Aufenthalts war bereits überschritten, und so fuhr ich denn um die Mittagsstunde meinem nächsten Ziele Salzburg zu.

Der Fond des Eilwagens war besetzt. Ich bedauerte bei der glühenden Hitze die armen Insassen, denn ich saß mit dem Conducteur in aller Bequemlichkeit im Coupé. Auf der nächsten Station sollte die Sache aber anders werden. Vor dem Posthause stand ein vollkommen ausgewachsener Falstaff. „Is noch Platz?" schrie das Ungeheuer in Form eines Stückfasses. Ich bekam einen Todesschreck, als der Conducteur die Frage mit Ja beantwortete. „Herr", rief ich voll Entsetzen, „sind Sie des Teufels? Diese Dampfmaschine begräbt uns ja bei lebendigem Leibe!" Lächelnd sagte der Schalk: „Na, na! Sein's nur ruhig, der fahrt nit mit, aber sei bildsaub'res Madle, die Peppi, die werden's sich schon gefallen lassen." Und richtig, ein wunderhübsches Mädchen von 16—18

Jahren kam herangesprungen und hüpfte mit einem „Grüß Gott“ in den Wagen, sich zwischen mich und den Conducteur setzend. „Grüß mer de Muhm!“ — „I dank! Werd's ausrichte“, war der Abschied zwischen Vater und Tochter. In dem Mädchen schienen sich kindlicher Frohsinn, Muthwille und Schwärmerei zu paaren; dabei besaß sie eine sympathische Stimme. Daß sie dem wohlhabenden Bauernstande angehörte, bezeugte der feine, etwas kurze Rock, das Sammtmieder mit silbernen Knöpfen, das kleine Mützchen, hinter welchem das goldblonde Haar in eine Welle zusammengefaßt war, und die schön gemusterten blauen Strümpfe. Das runde Apfelgesichtchen mit seinen Rosenwangen, in denen sich Grübchen bildeten, so oft sie lächelte, was nicht selten geschah; dazu die himmelblauen schalkhaften Augen, die zuweilen einen schwärmerischen Ausdruck annahmen, alles das machte sie liebreizend und paßte vollkommen zu ihrer Tracht. Man konnte sie nach ihren Körperformen für älter halten, aber ihr unbefangenes kindliches Wesen widersprach dem. Die purpurnen etwas aufgeworfenen Lippen waren in fortwährender Bewegung, und endlich fragte sie mich, was ich für ein Landsmann sei. „Ein Thüringer“, erwiderte ich. „O je“, rief sie aus, „i hab a an Vetter in Thüringen, der uns vergangnes Jahr besucht hat, der spricht aber nit so gedrechselt wie Sie,

der raſcht ſo." — „Gewiß ein Ruhler", ſagte ich lachend. Sie ſah mich groß an und erwiderte: „Da hab i gewiß was Dummes geſagt!" — „Nein, mein Herzchen, Sie ſind ein liebes natürliches Kind, an dem ich mich herzlich erfreue", verſicherte ich ihr. „Dann is ſchon recht! Der Vatter ſagt a, daß ich ä geſpaßiges Ding ſei, aber ich glaub's net." So plauderte das liebe Kind fort, bis wir in Roſenheim ankamen, um dort zu Nacht zu eſſen. Sie holte ihr Koberchen hervor und wollte im Wagen ſitzen bleiben, was ich aber nicht duldete und ſie durch Zureden bewog, bei Tiſche wie im Wagen meine Nachbarin und mein Gaſt zu ſein. Ich beorderte den Kellner, uns eine Flaſche Wein zu bringen, worauf ſie mir leiſe ins Ohr flüſterte: „A Bier wär mir lieber geweſt." Ich wollte ihren Wunſch erfüllen, aber ſie hielt mich zurück und ſagte: „Na na, laſſen's nur, er wird mir a net ſchaden! Bei Hochzeiten und Kindtaufen gibt's bei uns a Wein." So redſelig ſie im Wagen geweſen, ſo ſchweigſam war ſie hier. Ich fragte ſie, als wir zur Weiterfahrt wieder Platz genommen, warum ſie bei Tiſche ſo ſtill geweſen wäre. „Ei, die Damen drüben haben mich ſo curios angeſchaut, als wann ſich's luſtig über mi machten, und das hat mi verdroſſen." Was ſie auf dem Herzen hatte, mußte auch auf die Zunge. Es war eben ein unverdorbenes Naturkind, was Jeden für ſich einnehmen mußte.

Nachdem ihr Mäulchen eine Weile pausirt hatte, rief sie plötzlich: „Jesses Marie! Was schnarcht der Conducteur, der steckt einen ja a an, i bi schon ganz müd', oder is der Wein?" Ich wollte ihr meinen Eckplatz überlassen, aber sie nahm ihn nicht an. Nicht lange darauf schlief sie wirklich ein, und ihr Köpfchen neigte sich auf meine Schulter. Ein scharfer Luftzug drang durch das offene Fenster, und da das liebe Kind, wie mir schien, nur leicht gekleidet war, so bedeckte ich sie mit einem Theile meines Mantels. Auch ich folgte endlich dem Beispiele der Andern und schlief so fest, daß mich erst die Morgensonne erweckte. Ein Gleiches geschah mit meiner lieben Nachbarin, die sich ganz verwundert umschaute und, als sie sich mit meinem Mantel bedeckt sah, mir mit einem innigen Blick die Hand drückend sagte: „Sie sind doch a gar zu lieber Mann, mein Vatter könnt net besser für mich sorge." Ihr Ziel war Salzburg, wo sie eine Muhme besuchen wollte, bei der sie zwei Jahre gelebt. Ihr Mäulchen kam wieder in Bewegung und nannte mir alle schönen Punkte, die ich sehen müßte, besonders pries sie die prächtige Aussicht vom Schloß und Mönchsberge.

Um sieben Uhr früh fuhren wir in Salzburg ein, wo die Muhme meinen Schützling bereits im Posthofe erwartete. Wie Peppi in den Wagen gesprungen, sprang sie wieder heraus, umhalste die Tante, richtete die Grüße von Vater

und Mutter aus und fügte sogleich hinzu, wie gut ich gegen sie gewesen und wie ich für sie gesorgt hätte. Ich wollte von Peppi Abschied nehmen, da ich Abends weiter führe, aber davon wollten beide nichts wissen, und so wurde denn für den Nachmittag noch eine Zusammenkunft auf dem Mönchsberge verabredet.

Ich ließ meine Sachen auf der Post und nahm einen Lohndiener an, der mir alles Sehenswerthe zeigen mußte, was bald geschehen war, da ich Kirchen, mächtige Gebäude ꝛc. genug gesehen hatte. Nur am Mozart-Standbild verweilte ich, dann ging es direct zum Schloß hinan. Der Anblick vom Thal aus auf das Schloß wie von diesem selbst ist unbeschreiblich schön, und keine deutsche Stadt, außer Coburg en miniature, hat einen nur ähnlichen aufzuweisen. Dann umkreiste ich den Mönchsberg, und da sich oben eine Wirthschaft befand, beschloß ich, den übrigen Theil des Tages dort zu verweilen, und beauftragte den Lohndiener, mich zur Post abzuholen, wann es Zeit sei. Ein kühles schattiges Plätzchen, von wo aus ich die herrliche Gegend bewundern konnte, war bald gefunden. Hier ließ ich mich nieder, und das schönste Panorama von Felsen, Wäldern und Wiesen mit Baumgruppen entfaltete sich vor meinen entzückten Augen. Ich saß geschützt gegen den glühenden Sonnenhimmel, an dem sich kein Wölkchen blicken ließ; doch wie der Mensch

öfters das Gegentheil von dem, was man ihm bietet, verlangt, so rief ich begeistert aus: „Wie erhaben müßte sich hier oben ein Gewitter ausnehmen!“ — „Wünschen's sich das ja net“, sagte die Kellnerin hinter mir, die das Frühstück brachte; „die sein schrecklich hier! Wann's mal in den Kessel rein kommen, gehn's nimmer raus.“ Sie mochte Recht haben, auch hätte ich ja dann das liebe Mädchen nicht wiedersehen können. Das erste Glas leerte ich bis zur Nagelprobe auf das Wohl meiner Frau und Kinder. Wein, Frühstück und Mittagsbrod machten der Wirthschaft Ehre. Zwei Uhr war bereits vorüber, als ich meine kleine Reisegefährtin daherschreiten und, als sie meiner ansichtig wurde, mir entgegenspringen sah. Ich fragte nach der Muhme, aber die hatte nicht mit gekonnt, weil sie „so Ziehen im Bein hätt'“, aber zur Post würde sie noch kommen. Ich ließ Kaffee kommen, und das liebe Naturkind, an dessen herzlicher Unbefangenheit und Schönheit ich mich immermehr erfreute, nahm mit den Worten: „Net wahr, hier is gar schön? Hier bin i oft gesesse!“ an meiner Seite Platz. Unter traulich-herzlichem Gespräch waren einige Stunden vergangen, als ich zu meinem Schrecken sah, daß mein unbedachter Wunsch, ein Gewitter hier zu erleben, erfüllt werden sollte. Aus den Schluchten des Gebirges stiegen finstere Wolken empor, die sich immer höher thürmten; sie kamen

mir vor wie eine Procession schwarzer Mönche mit weißen Scapulieren, oder wie deren Schatten, welche kamen, aus dem in ein Wirthshaus verwandelten Kloster die lärmenden Gäste zu vertreiben. „Kind", sagte ich, „wenn dieses schwarz und weiß gestreifte Ungeheuer den Kamm erst überschritten hat, so fällt es gleich über uns her; darum ist es besser, wir suchen Dach und Fach." Ich eilte mit ihr nach dem Wirthshause, aber noch ehe wir es erreichten, fielen große Tropfen, und als wir die Schwelle betraten, krachte ein furchtbarer Donnerschlag, der das Gebäude erzittern machte, aber noch mehr das Mädchen, das sich fest an meine Seite schmiegte und zusammen zu brechen drohte. Ich mußte sie fast in die Gaststube tragen, wo mehrere Gäste sich an die hintere Wand geflüchtet hatten, um dem Hagel zu entgehen, der wie ein Strom durch die geöffneten Fenster drang. Da saß das liebe bebende Kind, meinen Arm fest umklammernd, und wisperte bei jedem Blitz und Schlag ein „Jesus Marie!" Mir selbst wurde bei dem furchtbaren Wetter ganz unheimlich. Endlich löste sich das Ganze in einen wohlthuenden Regen auf. Mein Lohndiener kam, um mich zur Post abzuholen; der wackere vorsorgliche Bursche hatte einen großmächtigen Regenschirm bei sich, worunter ich und Peppi beim Rückweg Platz fanden. Der arme Kerl wurde freilich naß, aber der doppelte

Lohn, den ich ihm gab, wird ihn wohl einigermaßen entschädigt haben. Voller Angst und Schrecken empfing uns im Posthause die Muhme. „Jesses, was hab' i für 'ne Angst ausgestanden um Sie und das Madle! I wär ja selbst komme, wann's nur net so gehagelt hätt'!" Vor der Abfahrt baten mich beide um meinen Namen und Wohnort, die ich ihnen aufschrieb, damit es ihnen später nicht gehen sollte, wie dem guten Pschorr in München, der sich meinen Namen durchaus nicht merken konnte und mich sogar einmal mit „Herr Schinoos" anredete. Wir nahmen Abschied von einander wie alte liebe Freunde, und mein Schützling hatte sogar ein paar Thränen im Auge.

Die Eilwagen waren zu jener Zeit auf dieser Route sehr bequem eingerichtet; im Fond saßen zwei Personen, im Coupé der Conducteur und noch ein Passagier. Mein Reisegefährte nach Ischl war ein preußischer Offizier, der im Jahre 1813 in Weimar verwundet gelegen hatte. So gaben die Erinnerungen an jene große Zeit, wo das deutsche Volk sein Vaterland vom fremden Joch befreit, uns Stoff genug zu einer lebhaften Unterhaltung. Es freute mich namentlich, einen Offizier zu finden, der von Jugend auf den Soldatenstand sich zum Berufe gewählt hatte und, gerechter als viele seiner Kameraden, auch die Thaten der Freiwilligen nach Verdienst rühmte.

Die Natur verlangte endlich ihr Recht, und obgleich das Gewitter zurückzukehren schien, schliefen wir doch unter Blitz und fernem Donner ein. Unser Schlaf konnte nur von kurzer Dauer gewesen sein, als ein Blitz, der die geschlossenen Augenlider durchdrang, und ein gräßlicher Schlag ihn unterbrachen. Schnell wie unser unangenehmer Wecker waren wir aus dem Wagen heraus und sahen nicht weit von uns einen brennenden Baum und unsere Vorderpferde im Graben liegen. Während der Conducteur das Sattelpferd hielt, sprangen wir dem Postillon zu Hülfe. Erst glaubten wir, die Thiere wären erschlagen, doch dem war nicht so. Sie zitterten an allen Gliedern, und nur durch Zureden und Streicheln brachten wir sie endlich wieder auf die Beine. Nur das Schütteln der Köpfe und das Wiehern, als wollten sie uns erzählen, was ihnen begegnet sei, hielten noch eine Weile an. Indem wir noch so beschäftigt waren, fuhr ein Vierspänner mit Laternen am Wagen in gestrecktem Trabe an uns vorbei nach Salzburg zu. Unser Postillon rief ihm ärgerlich nach: „Na Du, nimm Di in Acht!“ und er mochte bei dem über uns schwebenden Gewitter Recht haben. Die Pferde waren nun so weit beruhigt, daß wir unsere Reise fortsetzen konnten.

Die Schönheiten Ischls blieben mir verschlossen, denn es regnete so, als ob der Himmel alle seine Schleußen

aufgezogen hätte. Erst als ich in Ebensee das Dampfboot bestieg, klärte er sich auf, und die Strahlen der Sonne verliehen dem graugrünen Felsenkessel den Glanz des Chrysopras. Ich war begierig zu sehen, wie wir endlich aus diesen Felsenriffen, die den See ganz einengen, ins Freie gelangen würden, da öffnete sich plötzlich das letzte Felsenthor und vergönnte dem Blicke, ins Freie zu streifen. Zur linken Hand thronte auf einem hohen Felsen, der steil ins Wasser abfällt, ein Kirchlein, zu dem viele fromme Menschen zogen, um ihrem Gotte näher zu sein. Es war ein erhebendes und romantisches Bild zugleich. Das reizende Gmunden, das von Vielen Klein-Venedig genannt wird, weil es ebenfalls dem See entstiegen scheint, breitete sich vor unsern Blicken aus. Ich schwelgte im Genuß dieser Natur, und erst der Kellner im Wirthshaus riß mich mit seiner prosaischen Speisekarte aus meinen Träumereien. Obgleich ich kein Bedürfniß nach Trank und Speise fühlte, bestellte ich doch aus Rücksicht gegen den Gastgeber eine Portion Krebse, die mir bereits als vortrefflich empfohlen waren. Es ist bekannt, daß dieses Gericht eher hungrig als satt macht, und so erging es auch mir. Kaum hatte ich die sechs großen, schmackhaften Traunseekrebse vertilgt, so nahm ich die Speisekarte abermals zur Hand, da stand: Eine Portion Krebse 12 Xr. Münze. Darunter: Einer ditto

10 Kr. Münze. Wenn auch mein Magen nach dem Genusse der Krebse nach kräftigerer Kost verlangte, so mußte ich doch zunächst die Bekanntschaft dieses zinnoberrothen Jünglings machen, schon um meine Naturkenntnisse zu bereichern. Er kam und hatte ziemlich die Größe eines Hummers, nur daß sein Fleisch viel feiner war. Wie Hamlet nahm ich die Schreibtafel heraus und notirte: „Nicht nur die Natur um Gmunden muß man bewundern, sondern auch die Traunseekrebse."

Die Pferde-Eisenbahn bis Linz kann man eben nicht amüsant nennen, und meine Reisegefährten trugen nichts dazu bei, mir die Langeweile zu vertreiben. Es saßen zwar auch ein paar niedliche Mädchen mit hohen goldenen Hauben mir gegenüber, aber was waren sie im Vergleich zu meiner lieblich plaudernden Peppi!

Im goldenen Adler zu Linz angekommen, war mein erster Gang in den Speisesaal, denn mein Magen verlangte endlich eine kräftigere Nachkost auf die Krebse. Der Kellner, den ich bei meiner Wahl um Rath fragte, denn der Kukut mag wissen, was für ein Stoff sich hinter den seltsamen Benennungen verbirgt, sagte: „Essen Ew. Gnaden ein Matrosenbratel, des is a Delicatesse, wie's kane mehr gibt." Die Sauce roch und schmeckte allerdings vortrefflich, aber da mein sonst starkes Gebiß nicht gewohnt war, Rindsleder zu zermalmen, so gab ich

das Gericht dem guten Rathgeber alsbald zurück und ließ mir Wiener Schnitzel kommen, womit meine Zähne besser fertig wurden.

Den andern Morgen bestieg ich das Dampfboot und fuhr der Kaiserstadt zu. Auf demselben traf ich den Fürsten L., den ich in Franzensbad vor mehreren Jahren hatte kennen lernen; seine Gemahlin und zwei erwachsene Töchter begleiteten ihn. Ich grüßte ihn ehrerbietig und wartete ruhig ab, ob er mich ansprechen würde, denn bei großen Herren sind Tag und Stunde nicht immer gleich, aber er trat sofort auf mich zu und begrüßte mich aufs wohlwollendste mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit. Er erwies mir auch die Ehre, mich seiner Gemahlin und Töchtern vorzustellen. Durch ihn erfuhr ich, daß der Erzherzog Albrecht sich gegenwärtig in Salzburg auf einer Inspectionsreise befände und daß ihm vorgestern Nacht bei dem furchtbaren Gewitter unweit Salzburg ein paar Pferde vor dem Wagen erschlagen worden wären. Ich erzählte ihm hierauf mein Abenteuer und bedauerte sehr, den Erzherzog nicht zu treffen, da ich einen Brief von meinem gnädigsten Herrn, dem Erbgroßherzog von Weimar, an Sr. Kaiserliche Hoheit abzugeben habe. „Oh, da sein's ruhig", sagte der Fürst „er kehrt in wenigen Tagen zurück. Geben's Ihren Brief nur an einen der diensthuenden Adjutanten auf der Comman=

dantur; wann der Erzherzog zurück ist, wird er Sie schon rufen lassen."

Die Donaufahrt ist großartiger als die zu Rhein, die keine imposanten Anblicke, wie z. B. auf die Abtei Melk, gewährt, und doch ist mir die letztere sympathischer. Als mir die Ruine des Dürrenstein in Sicht kam, mußte ich an Leopold von Oesterreich, der Richard Löwenherz hier gefangen gehalten, an seinen Befreier Blondel und den wunderlichen Grétry denken, der in seiner gleichnamigen Oper dem ritterlichen Löwenherz eine Castratenstimme octroyirt hat.

Abends gegen sechs Uhr kam ich in Wien an, stieg in der Stadt Frankfurt ab, und nachdem ich mich umgekleidet, war mein erster Gang ins Kärntnerthortheater, wo „Robert der Teufel" gegeben wurde. Ich hatte viel Rühmliches von dem Ensemble gehört und war demnach aufs äußerste gespannt. Damals sang Fräulein Zerr die Isabella, Fräulein Liebhardt die Alice, Joseph Erl den Robert und Karl Formes den Bertram. Isabella tremulirte so gewaltig, daß meine Glieder mit zu zittern anfingen. Alice machte bei jedem hohen Ton eine Kopfschwenkung nach der rechten Schulter, als müßte sie ihn von dort wegbeißen. Robert war eine sich langsam einher bewegende Maschine mit stets lächelndem Gesicht, nur Bertram machte eine rühmliche Ausnahme von den

Andern. Karl Formes besaß zu jener Zeit eine der schönsten Baßstimmen, gleich klangvoll und markig durch mehr als zwei Octaven; dabei hatte er als Sänger etwas gelernt; aus dem Schauspieler blickte freilich noch der Anfänger durch, besonders mißfiel mir das öftere Schütteln des Körpers, sodaß man fürchten mußte, er möchte mit seinen Hüften an die eine oder andere Coulisse anrennen. Es war damals diese Unsitte von mancher Sängerin eingeführt worden, selbst die Schröder-Devrient hatte sie zeitweilig angenommen, war vielleicht gar die Erfinderin derselben oder hatte sie einer Italienerin als wirksam abgelauscht. Von einem Manne hatte ich diese Unart noch nicht gesehen, aber trotzdem gefiel mir Formes in jeder Beziehung am besten, und doch opponirte eine kleine Partei gegen den gerechten Beifall, der ihm vom Publikum zu Theil wurde. Bei diesem Kampfe amüsirte mich besonders eine junge schöne Dame mir gerade gegenüber in einer der ersten Ranglogen, die Partei für den tüchtigen Sänger oder auch für den schönen kräftigen Mann nahm; bei jedem Zischen schüttelte sie ihr blondes Lockenhaupt, wandte sich mit einem Tigerblicke dem Orte zu, wo die Zischer standen, und applaudirte um so heftiger. Wer der Orchesterdirigent an diesem Abend war, weiß ich nicht, aber so viel wurde mir klar, daß kein Weber oder Lachner an der Spitze stand, denn, die

Bühnenmitglieder mit inbegriffen, kam mir das Ganze wie ein schwankendes Schiff vor. Nach dem dritten, übrigens sehr wohl gelungenen Finale entfernte ich mich.

Am andern Tage gab ich den Brief meines Fürsten auf der Commandantur ab und fand in dem Adjutanten Grafen Z. einen höchst freundlichen jungen Mann, der mir die Versicherung gab, mich von der Rückkehr Sr. Kaiserlichen Hoheit sofort in Kenntniß setzen zu wollen. Alsdann suchte ich meinen langjährigen Freund, Ludwig Löwe, und noch einige andere meiner Collegen auf, mit denen und einigen neuen Bekannten ich sechs fröhliche Tage und Abende verlebte. Auch meinen alten verehrten Freund Castelli fand ich im besten Wohlsein. Löwe stellte mich dem Intendanten, Grafen Moritz von Dietrichstein, vor, der mich gleich mit den Worten empfing: „Sind Sie der Mann von Christine Böhler?“ und als ich bejahte, fortfuhr: „Also Sie sind der Glückliche, der Dianens stolzes Herz bezwungen hat? Wir vermutheten schon, als sie damals, nach ihren Triumphen auf unserer Bühne, die glänzendsten Anerbietungen ausschlug, daß es eine geheime Liebe sei, die sie nach Leipzig zurückzöge.“ Noch von mehreren Seiten her erfuhr ich, daß meine Frau im besten Andenken bei dem ältern wiener Publikum stand. Castelli hatte ihr damals folgendes schöne Gedicht ins Stammbuch geschrieben:

Stille Wasser sind tief[1].

Du willst nicht bleiben hier in unsern Mauern,
Vertröstest uns auf Harren und Geduld,
Dich kann ich nicht, ich kann nur uns bedauern,
Doch sprechen wir uns frei von aller Schuld[2].
Was gäb' es auch, was uns noch übrig bliebe,
Dich festzuhalten hier in unserm Kreis?
Wir wandten Bitten an, Kabal und Liebe[3],
Man bot der Fürstin[4] fürstlich hohen Preis.
Wir hätten's einem Rudolf gern verziehen,
Der, Hedwig[5], Dich den Leipzigern geraubt,
Doch wer sich naht', bereute sein Bemühen,
Du schlugst ihn schnell wie jenen auf das Haupt.
Und wär ein Tasso[6] selbst Dir hier erschienen
Und hätte Dir sein Lied und sich geweiht,
Und wär' ein Peter[7], um Dich zu verdienen,
Dir einen Thron zu geben auch bereit,
Umsonst! Kathinka lohnt nicht unserm Triebe,
Dorthin will sie, woher den Weg sie nahm.
Was wirket solche Wunder? Nur die Liebe.
Ach sag' uns doch: Wer ist der Bräutigam?[8]
Wir wollen, Deine Sehnsucht Dir zu stillen,
Bewilligen Dir selbst den höchsten Lohn.
Ach nenn' ihn nur! Ja um Dianens[9] willen
Sei uns willkommen auch Endymion.

Graf Dietrichstein erkundigte sich mit großem Interesse nach den Kunstzuständen Weimars und ob sich das Theater auf der hohen Stufe erhalten, die es unter Goethe erreicht. Ich gab ihm nach meiner Ueberzeugung

---

[1] Baronin Holmbach. [2] Jerta. [3] Louise. [4] Fürstin in „Elise Walberg". [5] „Banditenbraut." [6] Prinzessin. [7] „Das Mädchen von Marienburg." [8] Wilhelmine. [9] „Dona Diana."

Antwort und sprach endlich den Wunsch aus, mein Talent auf dem Hofburgtheater prüfen zu dürfen, worauf er mich mit großer Freundlichkeit zu einem Gastspiel für nächstes Frühjahr einlud.

Ich hatte so viel Ruhmvolles von den Leistungen des Hofburgtheaters, aus dessen Künstlerkreis ich schon mehrere hervorragende Mitglieder kannte, gehört, daß meine Erwartungen aufs höchste gespannt waren. Dennoch wurden sie nicht nur erfüllt, sondern sogar übertroffen; die Darstellung des „Correggio" begeisterte mich. Löwe in der Titelrolle und Wilhelmi als Michel Angelo errangen nach meinem Dafürhalten den Preis.

Das Leopoldstädter Theater war im Bau begriffen, und im Theater an der Wien sah ich nur Nestroy's „Lumpacivagabundus", worin Beckmann den Schuster spielte und den wiener Dialekt mit dem berliner vertauschte. Ich kann aber nicht sagen, daß der Eindruck, den das Ganze auf mich machte, ein durchgängig befriedigender gewesen wäre.

Eine große Freude wurde mir noch durch das unerwartete Zusammentreffen mit Franz Liszt, den ich im Jahre 1841 in Weimar hatte kennen lernen, zu Theil. Aus jener anfänglichen flüchtigen Begegnung gestaltete sich in der Folge ein vieljähriges Zusammenleben, eine Theilnahme und ein Mitwirken an seinen hohen Bestre-

bungen, ein — wie ich mich wohl rühmen darf — freundschaftlicher Verkehr.

Der Erzherzog Albrecht war zurückgekehrt, wovon mich sein Adjudant Graf Z. persönlich in Kenntniß setzte und mich benachrichtigte, daß Se. Kaiserliche Hoheit mich nächsten Sonntag um elf Uhr Morgens empfangen würde. Das machte nun allerdings einen Strich durch meine Rechnung, denn in Reichenau war Kirchweih. Löwe hatte der dortigen Kirche ein neues Altarblatt verehrt, ich aber mit ihm und Freund Prechtler verabredet, dem Volksfeste beizuwohnen, welches am Sonnabend und Sonntag gefeiert wurde. So sagte ich denn den ohne mich abreisenden Freunden ein wehmüthiges Lebewohl. Als aber der Sonnabendmorgen anbrach, litt es mich nicht länger in Wien; ich überlegte mir die Sache nochmals, fand sie ausführbar, faßte einen raschen Entschluß und reiste den Freunden nach. So sah ich den Semmering in der Nähe, nahm in Gloggnitz einen Wagen, fuhr durch ein höchst romantisches Thal und war gegen sechs Uhr in Reichenau. Auf meine erste Frage an den Wirth: „Wo sind der Hofschauspieler Löwe und der Dichter Prechtler zu treffen?“ erwiderte derselbe: „Dort gäng's grad' hin!“ — „Das sind ja ein paar Steiermärker!“ — „Ja, sie sein's aber doch“, bekräftigte der Mann mit freundlich schmunzelndem Gesicht. Wahr-

lich, sie waren es! „Heda", rief ich, „Ihr Gamsjager nehmt mi a mit!" Ueberrascht juchzten sie auf, als sie den unerwarteten Nachzügler erblickten.

Wir machten einen Spaziergang ins Höllenthal, aus dem ein mächtiger Schneeberg emporsteigt. Die nächste Umgebung Reichenaus fand ich idyllisch und die Formation der Gebirge höchst romantisch. Ein Haus auf einer der Höhen der Südseite, was sehr wohnlich aussah, bezeichnete mir Löwe als eine sehr gute Restauration. Dahin wandte ich später meine Schritte, als ich mir die hübschen Mädchen und Burschen und die Feierlichkeit genug angeschaut, denn da ich in Wien nur frugal gefrühstückt hatte, verlangte mein Magen seinen Tribut. Löwe und Prechtler gingen erst noch zu einer Audienz bei dem Minister, welcher dem Feste ebenfalls beigewohnt hatte, versprachen aber bald nachzukommen. Bevor ich den Weg antrat, beauftragte ich meinen wackern Kutscher, mich ja abzurufen, wenn es Zeit zur Rückfahrt sei. Ich nahm in einer Weinlaube vor dem freundlichen Hause Platz, von wo aus man einen entzückenden Blick auf das Dorf, den Thalkessel, durch den sich ein silberheller kleiner Fluß schlängelt, und das Gebirge hatte, und ließ mir einen Schoppen Steirischen und ein reichliches Nachtessen geben. Der Abend brach herein, und über das Thal verbreitete sich ein blaurosa-duftiger Schleier, während

die nahen und fernen Bergkuppen goldene Hauben trugen. Tiefe Stille umgab mich oben und wurde nur aus der Tiefe herauf durch Jubel, von Böller- und Büchsenschüssen begleitet, unterbrochen. Ich schwelgte in dieser Naturschönheit und bedauerte nur, daß die daheim gebliebenen Lieben nicht mit mir genießen konnten.

Die Ceremonie unter mir schien endlich ihr Ende erreicht zu haben, und wie ein Bienenschwarm zog es den Berg herauf, voran meine beiden Freunde, juchzend und die Hüte schwenkend. Alle die prächtigen Menschen, Männer, Frauen, Burschen und Mädchen, waren herzensselig und gaben sich ihrer festlich frohen Stimmung ohne Rückhalt hin. Das war überall ein Händedrücken und Umarmen! Löwe und Prechtler, als die Gefeierten des Tages, wurden auch von den schmucken kräftigen Dirnen ganz unbefangen abgeküßt und ich, als Dritter im Bunde, bekam gleichfalls mein mir gar nicht unwillkommenes Theil ab. Nun wurde ein Steirischer aufgespielt. Ich nahm eine schlanke Dirne in den Arm und suchte ihr zu beweisen, daß ein neunundvierzigjähriger Thüringer auch noch ihren Nationaltanz ausführen könne. Endlich kam mein braver Kutscher und erinnerte mich an die vorgerückte Stunde, sonst hätte ich wahrlich unter den fröhlichen Menschen die fürstliche Audienz versäumt.

Die Rückfahrt war so wonnevoll, wie ich sie mir bei

dem herrlichen Mondschein gedacht. Früh bei Zeiten traf ich wieder in Wien ein und ging zur bestimmten Stunde auf die Commandantur, um dem Erzherzoge meine Aufwartung zu machen. Ich erschrak, als ich das Vorzimmer von hohen Offizieren und Beamten ganz angefüllt fand, denn das lange Warten ist von jeher nicht nach meinem Geschmacke gewesen, und darauf mußte ich mich, dem Anscheine und der Ordnung nach, hier wohl gefaßt machen. Indessen der Graf Z. kam mir gleich freundlich entgegen und meldete mich sofort bei seinem Herrn. Kaum war er hinein, so öffnete sich abermals die Thür und der Fürst rief selbst meinen Namen. Er empfing mich mit liebenswürdiger Humanität und war so gnädig, mir die Versicherung zu geben, daß er meinen Wunsch, am Burgtheater zu gastiren, bei dem Grafen Dietrichstein befürworten werde. Ich dankte geziemend und bemerkte, daß ich bereits dem Herrn Grafen vorgestellt und dieser so freundlich gewesen sei, mich zu einem Gastspiele im nächsten Mai einzuladen. „Um so besser, und wann Sie kommen, vergessen Sie nit bei mir vorzusprechen", sagte der liebenswürdige Fürst. Ebenso gnädig, wie er mich empfangen, entließ er mich.

Mit dem Abendzuge fuhr ich über Olmütz nach Prag und hatte das Vergnügen, in einen Wagen zu kommen, dessen Räder so ausgefahren waren, daß ich immer empor-

flog, als ob ich auf einem Harttraber säße; dazu meldete sich noch die Gicht in meinem rechten Fuße, die mich so derb packte, daß ich in Prag nur mit Hülfe zweier Männer den Wagen verlassen konnte, um zur Post zu fahren und mich schnell einschreiben zu lassen. Zu meinem Leidwesen fuhr diese erst in drei Stunden nach Dresden ab. Was war da zu thun? Um mich in meinen Schmerzen zu zerstreuen, nahm ich einen Fiaker, der mich an alle die Punkte fahren mußte, welche so liebliche Erinnerungen für mich bargen.

Die zweite nächtliche Fahrt nach Dresden war noch peinvoller für mich, denn die fatale Gicht wurde immer ungeberdiger. Indessen fand ich bei der liebevollen Pflege meiner Verwandten rasch Genesung und eilte dann, ohne mich in Leipzig weiter aufzuhalten, nach Weimar zurück, da mein Urlaub bereits seit mehreren Tagen abgelaufen war.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.